

Siegfried J. Schmidt
Die Endgültigkeit der Vorläufigkeit



Siegfried J. Schmidt
Die Endgültigkeit der
Vorläufigkeit

Prozessualität als Argumentationsstrategie

**VELBRÜCK
WISSENSCHAFT**

Inhalt

TEIL I
ZWEIFEL AN DER WIRKLICHKEIT
EIN STREIFZUG DURCH DIE THEORIENLANDSCHAFT

Zielsetzungen	9
1. Beobachter/Beobachtung	17
2. Kommunikation	23
3. Sprache	33
4. Verstehen	41
5. Wirklichkeit	47
6. Wissen	56
7. Handlung	64
8. Erkenntnis	72
9. Wahrheit	83
10. Relativismus	89
11. Non-Dualismus	92

TEIL II
PROZESSE
ODER DIE VERFLÜSSIGUNG DER HAUPTWÖRTER

Prozess-Orientierung: warum und wozu?	103
12. Ausgehend vom Alltag	109
<i>Exkurs 1: P.L. Bergers & Th. Luckmanns Konzeption</i>	
<i>von Alltagswelt</i>	115
<i>Exkurs 2: H. Feilkes Konzept von Common Sense</i>	117
13. wirklich	120
14. erfahren	134
15. wissen	137
16. wahr	146
17. handeln	150
18. sprechen	158
19. kommunizieren	164
20. verstehen	177
21. mit Medien umgehen	182
Nachbemerkungen	194
Literaturverzeichnis	202

Erste Auflage 2010
© Velbrück Wissenschaft, Weilerswist 2010
www.velbrueck-wissenschaft.de
Druck: Hubert & Co, Göttingen
Printed in Germany
ISBN 978-3-938808-78-8

Bibliografische Information Der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der
Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten
sind im Internet über <http://dnb.ddb.de> abrufbar.

Dieses Buch ist im Verlag Humanities Online
(www.humanities-online.de) als E-Book erhältlich.

Teil I
Zweifel an der Wirklichkeit
Ein Streifzug durch
die Theorienlandschaft

P. Janich, B. Pörksen, A. Scholl und R. Viehoff danke ich sehr herzlich für kritische Kommentare zur ersten Fassung dieses Buches. Wie üblich stelle ich fest, dass alle verbliebenen Schwächen und Fehler auf mein Konto gehen.

Zielsetzungen

»Interessant ist, daß sich mir bei der Arbeit aus dem Inhalt der Gedanken gewisse Konsequenzen für die Form aufdrängen, die ich längst erwartete, aber die mich nun doch überraschen. Es handelt sich ganz einfach darum, daß aus meinem Theorem, daß es philosophisch nichts ›Erstes‹ gibt, nun auch folgt, daß man nicht einen argumentativen Zusammenhang in der üblichen Stufenfolge aufbauen kann, sondern daß man das Ganze aus einer Reihe von Teilkomplexen montieren muß, die gleichsam gleichgewichtig sind und konzentrisch angeordnet, auf gleicher Stufe; deren Konstellation, nicht die Folge muß die Idee ergeben.«

(Theodor W. Adorno)

»Einer acht's, der andere verlacht's, der dritte betrachtet's, was macht's.«

(Bauernweisheit)

1. Über kaum ein Thema ist in der Philosophie und den Wissenschaften so viel nachgedacht und geschrieben worden wie über das Thema »Wirklichkeit« und damit zusammenhängende Fragen nach Wahrheit, Wissen, Erkenntnis, Sprache usw. Aber alles Nachdenken und Schreiben hat nicht dazu geführt, dass man sich auf eine Antwort geeinigt hat. Das hat die Philosophen in Arbeit und Brot gehalten, hat aber beim staunenden Publikum den Eindruck erweckt: So viele Köpfe so viele Meinungen, was soll's?

Wozu also noch eine weitere Meinung zum Thema?

In diesem Buch geht es nicht um eine philosophiehistorische Aufarbeitung der Wirklichkeitsproblematik¹, sondern um eine kritische Untersuchung von thematisch einschlägigen Argumenten im Rahmen

1 Dazu konsultiert man besser einschlägige Lexika oder etwa den instruktiven Überblicksartikel von Welsch (1998). – Jörissen weist darauf hin, dass das Zeitalter der Neuen Medien begleitet wird von der auffällig oft und immer wieder anders gestellten Frage nach der Wirklichkeit. Er listet in seinem Buch nicht weniger als 11 Realitätsmodelle auf, die in der Geschichte der Philosophie bis heute angeboten worden sind. (2007:67 ff.) Zur gegenwärtigen Debatte cf. auch Rossmann (2008). – Zur einschlägigen Diskussion in der Publizistik und Kommunikationswissenschaft cf. die Beiträge in Baum & Schmidt (Hg.) 2002.

dieser Problematik in verschiedenen Strömungen der Philosophie und in wissenschaftlichen Disziplinen. Damit ist zugleich – und von vornherein – der Überzeugung Ausdruck verliehen, dass plausible Argumente in der Wirklichkeitsdebatte weder von der Philosophie allein noch von einer Einzeldisziplin allein zu erwarten sind. Zugleich ist dieser Streifzug durch die Theorienlandschaft aber auch von der Hoffnung motiviert, Anregungen zu bekommen, um der Wirklichkeitsdebatte eine Wendung zu geben. Ziel ist dabei nicht der Entwurf einer neuen Theorie oder die Widerlegung gängiger Theorien (Realismus, Empirismus usw.), sondern die Erprobung einer Argumentationsstrategie, die sich primär für *Prozesse* interessiert, und verbunden damit die Erprobung eines neuen Sprachspiels.

Vom Verlauf der Philosophiegeschichte kann man lernen, dass das Interessante an einer philosophischen Position nicht das ist, was sie an/als Wahrheiten behauptet, sondern das, womit sie die nachfolgende Diskussion belastet bzw. das, wovon sie die Diskussion *entlastet* – im besten Fall ohne Problemverschleierung.

Ich bemühe mich in diesem Buch darum, mich/uns (?) von der *in traditioneller philosophischer Weise diskutierten* Wirklichkeitsproblematik zu entlasten. Ich plädiere also nicht, wie etwa R. Rorty, für eine Abschaffung der Erkenntnistheorie oder der Philosophie überhaupt, sondern ich versuche, Erkenntnisprozesse so zu beschreiben, dass sie nicht mehr unter die bisherigen erkenntnistheoretischen Beschreibungen fallen, die alle nicht zum angestrebten Ziel geführt haben.

Wenn man Theorien als Rezepte zum Handeln bzw. als Problemlösungsinstrumente beschreibt, dann hängen die Grundsätze einer Theorie von den Zwecken ab, die mit der Theorie verfolgt werden. Darum ist es wichtig zu erfahren, welchen Zweck die in diesem Buch skizzierte Argumentation verfolgt. So weit ich sehe, verbleibt dieser Entwurf, nach M. Sandbothes Qualifikation, zwar noch im Rahmen »theoretizistischer« Fragen², ich hoffe aber doch, mit den angebotenen Frage- und Antwortauflösungen auch einen Beitrag zur Veränderung des Wirklichkeitsdiskurses und auf diesem Wege zu gesellschaftlichen

2 Sandbothe sieht die Aufgabe der Philosophie (in Anlehnung an den Pragmatismus) darin, einen Beitrag zur Entwicklung immer säkularerer, demokratischerer und liberaler organisierter Gesellschaften zu leisten und am »weltgeschichtlichen Wandel im Selbstbild der Menschheit« (Rorty) mitzuarbeiten (2001:92). Seines Erachtens gibt es eine plausible Inferenz von demokratischen Überzeugungen zu einer antirepresentationistischen Konzeption von Wahrheit und Wissen. Aus diesem Grunde verlangt etwa Rorty, Begriffe wie »entsprechen« oder »repräsentieren« aufzugeben, weil sie Werkzeuge liefern (können), die zu autoritären Zwecken genutzt werden können.

Veränderungen leisten zu können³ – die Depotenzierung wichtiger philosophischer Konzepte wie »Wirklichkeit« oder »Wahrheit« wird hier zumindest als ein Beitrag zu einer möglichen Veränderung des individuellen wie des sozialen Lebens angesehen – so etwa wenn durch das Aufgeben eines emphatischen Wahrheitsbegriffs die Verwendung dieses Begriffs als Machtinstrument zumindest erschwert wird.

Weil wir Philosophie nur als eine besondere Form von kulturspezifischer⁴ Kommunikation betreiben können, sagt sie nichts aus über »die Welt«, sondern nur etwas *über uns*. Wie formulierte W. James einmal so poetisch: »Der Schlangenschweif des Menschlichen haftet an jedem Ding.« (1994:33)

2. Dieses Buch besteht aus Exkursen zu einem nicht mehr für möglich gehaltenen homogenen Haupttext. Ich jammere nicht über die Ubiquität von Kontingenz, sondern ich vollziehe Kontingenz. Ich wiederhole nicht zum x-ten Male, dass wir keine endgültige Wahrheit und keine objektiv gültige Wirklichkeitserkenntnis erreichen können. Vielmehr vertrete ich in diesem Buch die Überzeugung: Weil *wir* alle Fragen stellen, müssen *wir* auch mit *unseren* Antworten zufrieden sein – andere Antworten würden wir ohnehin kaum verstehen. Und in dieser Situation ist mit einer großen Zahl von Fragen und Antworten, also mit erheblicher argumentativer Konkurrenz zu rechnen.

Dieses Buch versagt sich daher der Melancholie alles Fertigen oder Endgültigen. Vielmehr gilt auch hier die Einschätzung der eigenen Überlegungen als *vorläufig endgültig vorläufig*. Ich könnte aber auch mit Samuel Beckett (in den *Three Dialogues with Georges Duthuit* 1965) sagen: »Es gibt viele Wege, auf denen das, was ich vergeblich zu sagen versuche, vergeblich zu sagen versucht werden kann.« – Oder sollte ich mit E. Jabès sagen: » (...) dass es zwar in meinen Büchern wohl einen Fortgang gibt, aber nicht wirklich Ausgang und Ankunft«?

3. Auf einem Londoner Vorortzug war vor einigen Jahren folgendes Graffito zu lesen: »Die Wirklichkeit ist eine Illusion, die durch Alkoholdefizit entsteht.« Man kann es also auch so sehen – und was wäre *damit* über »die Wirklichkeit« gesagt? (Man sollte nicht voreilig urteilen.)

Oder halten wir uns lieber an Woody Allen, der auch hier (s)eine Lösung hat: »Können wir das Universum wirklich »kennen«? Mein Gott,

3 Cf. zu dieser Problematik die neopragmatistischen Theorieangebote etwa von Rorty oder Sandbothe (2001). – Offen gestanden teile ich die Hoffnung (oder gar den Anspruch) Rortys nicht, er könne mit seiner Philosophie eine bessere und glücklichere Welt befördern.

4 Zum Konzept von Kultur als Problemlösungsprogramm einer Gesellschaft cf. Schmidt (1994, 2003).

es ist doch schon schwierig genug, sich in Chinatown zurechtzufinden. Der springende Punkt ist doch: Gibt es da draußen irgendetwas? Und warum? Und warum muß man so einen Lärm darum machen? Schließlich kann es keinen Zweifel darüber geben, dass das einzig Charakteristische der ›Wirklichkeit‹ ihr Mangel an Substanz ist. Das soll nicht heißen, dass sie keine Substanz besitzt, sie fehlt ihr bloß.«⁵ – Wie auch immer. Gottfried Benn sprach schon in den 30er Jahren des vorigen Jahrhunderts von ›Wirklichkeit‹ als »Europas dämonischem Begriff«. Und die Renaissance des Wirklichkeitsdiskurses im 20. und 21. Jahrhundert scheint ihm Recht zu geben.⁶ – Das Thema lässt uns offenbar nicht los, weil es scheinbar alle angeht – aber ist das wirklich der Fall?

4. Ist es nicht sonderbar, dass wir im Alltag⁷ zwar Probleme *in* der Wirklichkeit, aber keine Probleme *mit* der Wirklichkeit haben. »Am häufigsten wird in der Tat diese Welt für real gehalten; denn Realität in einer Welt ist (...) größtenteils eine Sache der Gewohnheit.« (N. Goodman 1984:35) Haben also in erster Linie – oder gar ausschließlich – die Philosophen (Männer und Frauen) Wirklichkeitsprobleme – und wenn ja, warum? Etwa um sich ihr Metier nicht zu verderben, oder weil ihre griechischen Vorläufer fatalerweise auf die Idee gekommen sind, Sein und Erkenntnis, Subjekt und Objekt oder Sprache und Wirklichkeit kategorial voneinander zu trennen? Seither jedenfalls rätseln Philosophen, wie man die zuvor getrennten Teile sinnvoll wieder aufeinander beziehen kann und wie solche möglichen Bezüge hinsichtlich ihrer Wirklichkeit und Wahrheit zu bewerten sind. Entsprechend lauten die Kernfragen: Wie wirklich ist die Wirklichkeit? Können wir einen sicheren erkennenden Zugang zu »der Wirklichkeit« gewinnen? Und wie ist die Wahrheit bzw. die Objektivität dieses Zugangs zu bewerten? Welche Rolle spielt die Sprache beim Umgang mit »der Wirklichkeit«? Dominiert im Erkenntnisprozess das Subjekt oder das Objekt? Ja, gibt es überhaupt etwas »da draußen«, oder ist alles nur unsere Konstruktion? – »(...) denn schließlich sind Tatsachen oder ›Fakten‹ etwas Gemachtes.« (N. Goodman 1984:116)

R. Rorty verkündet kategorisch, dass alle Fragen nach der Beziehung zwischen Sprache und Denken Beispiele dafür sind, »(...) wie Philosophen ihre Arbeit in Misskredit bringen, indem sie Schwierigkeiten

5 Woody Allen, »Meine Philosophie«, in: *Wie du dir, so ich mir*. München 1978:37 f.

6 »Die gegenwärtige, weit verzweigte Realismus-Debatte wirft manche Rätsel auf, deren größtes sein könnte, warum sie überhaupt geführt wird.« (Janich 1995:460) – Reicht als Begründung das Motiv der Wirklichkeitsvergewisserung?

7 Zum Alltagskonzept cf. Teil II, Kap. 12.

sehen, die sonst niemand sieht.«⁸ (1991:35). Und W. Welsch nennt Philosophen gar »Wirklichkeitsdiskreditierungsmeister«. Reden sie von Wirklichkeit, dann nie im alltäglichen Sinne dieses Begriffs, sondern in einer Weise, die alltägliche Wirklichkeit » (...) zum bloßen Schein oder allenfalls zu einem vordergründigen Moment des eigentlich Wirklichen herabsetzt.« (1998:183) Betrügen sie also, wie Woody Allen sagt, die Wirklichkeit um ihre Substanz? Oder übersehen sie die Wirklichkeit gar auf der Suche nach ihr?

5. Im Laufe der Geschichte scheint die wechselvolle Karriere der Wirklichkeitsdiskussion eng verbunden zu sein mit der *Medienentwicklung* innerhalb der Gesellschaft.⁹ So konstatiert etwa W. Welsch: »Erstens wurde ›Wirklichkeit‹ in der heutigen Kultur durch Entwicklungen der elektronischen Medien problematisch. Die Wirklichkeit scheint schwächlich geworden – eigentümlich blaß, unübersichtlich und anscheinend immer weniger bedeutungsvoll und greifbar. Stattdessen sind ›Simulation‹ und ›Virtualität‹ zu den neuen und kräftigen Matadoren der Gegenwart avanciert. (...) Zugleich aber ist zu beobachten, daß im Gegenzug gegen die elektronische Mediatisierung der Welt kulturell ein neues Bedürfnis nach Wirklichkeit – sozusagen nach ›wirklicher Wirklichkeit‹ – entsteht. (...) Es gibt ein neues Bedürfnis nach Wirklichkeiten in einem elektronisch unsubstituierbaren Sinn.« (Welsch 1998:169)

Offenbar zeigt sich auch hier nicht nur der Reiz, sondern auch eine gewisse Unausweichlichkeit des Umsteigens von Identität auf Differenz: Der Durchsatz unseres Alltags mit Medienangeboten, die den Anspruch erheben, alles exakt und verlässlich zu beobachten und zu reportieren, was in der Welt überhaupt interessant ist, weckt Widerspruch und Möglichkeitssinn: Wie steht es denn mit den Wirklichkeitserfahrungen jenseits, vor und hinter den Medien? Wie steht es mit dem, was in keinem Bericht aufscheint? Fängt nicht dort erst »das wirkliche Leben« an? Hat Mystik etwa nicht umsonst Konjunktur?

Aber gerade Medienkünstler wie Jochen Gerz oder Peter Weibel fragen schon seit langem skeptisch, ob es überhaupt (noch) ein »Jenseits der Medien« geben kann, ob man den Medien noch »den Rücken kehren kann«; so wie etwa J. Mitterer in seinen beiden Büchern immer wieder konstatiert, dass es kein »Jenseits des Diskurses« gibt, dass man also Diskursen nicht den Rücken kehren kann?

8 Aber vielleicht betrachten sie gerade das als genuin philosophische Aufgabe, des Kaisers neue Kleider zu sehen?

9 Cf. dazu eine zusammenfassende Darstellung bei Schmidt (1998, 2000) und den Essay von Esposito (2007).

6. Es geht in diesem Buch, wie gesagt, nicht um eine abschließende Darstellung der Wirklichkeitsproblematik. Keine neue Theorie soll entwickelt werden, kein neuer Anspruch auf Wahrheit soll erhoben werden. Vorgeführt werden vielmehr argumentative Manöver, und die geneigten Leserinnen mögen prüfen, was sie damit anfangen können.

Das Buch besteht aus immer neuen *Beschreibungsanläufen*, aus dem Versuch, plausible Zusammenhänge zwischen bestimmten Themen aus dem weiten Umkreis der Wirklichkeitsdebatten herzustellen. Es geht, wie H. Putnam u. a. zu sagen pflegen, um *descriptions and redescrptions* – und dafür soll eine sozusagen epistemologisch entspanntere Argumentationsweise entworfen werden.

Wenn in diesen Beschreibungen Formulierungen oder Argumente von anderen Autoren übernommen werden, dann bedeutet das nicht, dass damit die Gesamttheorie eines Autors übernommen wird, sondern dass das jeweils benutzte Argument als kleine Deleuzesche Maschine benutzt wird – mal sehen, was aus dem Einbau in die eigene Argumentation als Form des *rewriting* herauskommt.¹⁰

Eine nicht bloß stilistische Bemühung dieses Buches besteht darin, Existenzbehauptungen (bzw. Existenzbestreitungen)¹¹ sowie behauptende Allsätze, wo eben möglich, zu vermeiden, weil sie (in der Regel) systematisch irreführend sind.¹² Andererseits ist es unvermeidlich, Aussagen zu machen und Behauptungen aufzustellen – warum sonst schreibt man ein Buch?

Wenn also in diesem Buch Aussagen gemacht werden wie z. B. »Handeln erfolgt immer in Situationen« oder »Handeln erfolgt im Orientierungsrahmen von Handlungsschemata«, dann sollten solche Aussagen wie folgt gelesen werden: Nach allem, was wir bisher vom Handeln gesagt haben und daher zu wissen glauben, handeln wir immer in Situationen. Oder wenn geschrieben wird: »Setzungshandlungen sind raum-zeitlich bestimmte konkrete Prozesse«, sollte dies gelesen werden als: In diesem Buch werden Setzungen sprachlich bestimmt als konkrete Prozesse/rede ich über Setzungen als über konkrete Prozesse. Aus stilistischen Gründen verwende ich nicht durchgängig diese umständliche

10 Deleuze zitiert Foucault, der auf die Frage, was für ihn ein Buch sei, geantwortet habe, es sei eine Werkzeugkiste. Und Proust meinte, ein Buch sei wie eine Brille: «(...) probiert, ob sie euch passt; ob ihr mit ihr etwas sehen könnte, was euch sonst entgangen wäre; wenn nicht, dann lasst mein Buch liegen und sucht andere, mit denen es besser geht.» (1977: 40)

11 »Da das Prädikat ›existiert‹ dem Beschriebenen keine weitere Eigenschaft hinzufügt, kann man es weglassen.« (Luhmann 1990: 513)

12 Das kann wohlgemerkt nicht für Referate anderer Theorieansätze gelten, in denen Existenzbehauptungen gemacht werden.

Redeweise und hoffe darauf, dass Leserinnen und Leser die einfache Ersetzungsregel im Kopf behalten:

»X ist Y« = »X wird beschrieben/bestimmt als Y«!

Getreu der von C.F. von Weizsäcker formulierten Maxime: »Sprechen wir sinnvoll von Realität, so sprechen *wir* von Realität; spricht niemand von Realität, so ist von Realität nicht die Rede.«

Eine zweite stilistische Anmerkung: Aufgrund der Anlage dieses Buches sind Wiederholungen unvermeidbar (vielleicht sind sie ja sogar nützlich) – und Trivialitäten sind es auch; wobei ich hoffe, dass sie zumindest gelegentlich helfen, Dinge einfacher zu machen.¹³

J. Mitterer hat zum Thema Irrtum eine eigensinnige Meinung formuliert: »Ein Irrtum kann immer nur als Differenz zu der Auffassung bestimmt werden, die den Irrtum feststellt, gleichgültig ob diese Festlegung von einem Jenseits des Diskurses legitimiert wird oder nicht. (*Darum trägt die Verantwortung für Irrtümer in diesem Buch der Leser und nicht der Autor...*)« (2001:9).

7. Das Buch gliedert sich in zwei Teile.

Der Zweck der einleitenden Kapitel 1-11 besteht darin, einige mir interessant erscheinende Ansatzpunkte, Startideen, Argumente und Varietäten unterschiedlicher Beschreibungen zu den jeweiligen Themen vorzustellen, und nicht etwa darin, irgendeinen vollständigen Literaturbericht zu liefern. Durch die Auswahl der vorgestellten Argumentationen soll die Tendenz der eigenen Problembehandlung im zweiten Teil sozusagen vorlaufend markiert werden, ohne dass damit Identitäten in der Theoriebildung behauptet werden. Wohl aber soll damit auf die Anschlussfähigkeit von Argumentationen in verschiedenen theoretischen Kontexten verwiesen werden. Um diese Argumentationen möglichst authentisch darzustellen, habe ich mich entschlossen, eher zu zitieren als zu umschreiben. Die dadurch entstehende Zitardichte ist sicher nicht besonders elegant, aber m. E. funktional sinnvoll.

Bei der Auswahl der Autorinnen und Autoren habe ich solche bevorzugt, die dem (immer noch) realistischen Mainstream im Wirklichkeitsdiskurs kritisch gegenüberstehen und daher für meine eigenen Überlegungen hilfreich sein können.

Im zweiten Teil versuche ich, eine strikt *Prozess-orientierte* Beschreibung von Themen aus dem Umkreis der Wirklichkeitsdebatte vorzulegen, die Anspruch auf sinnvolle Vorläufigkeit erhebt und sich bemüht, hartnäckige philosophische Probleme *aufzulösen*.

Die Reihenfolge der Abschnitte folgt keiner inneren Systematik und

13 »Aber wie so oft, so hat auch in diesem Fall das Triviale, das heißt das kognitiv Uninteressante, lebenspraktisch fundamentale Bedeutung.« (Lübke 1997:24)

erhebt daher auch keinen systematischen Anspruch. Sie ist aber deshalb keineswegs willkürlich; denn dass die jeweils behandelten Themen in engem Zusammenhang miteinander stehen, bedarf wohl keiner näheren Erläuterung.

Kurzum: »Sicher, so ist es, von einer Warte aus.« (H. Eisendle)

I. Beobachter/Beobachtung¹

»In dem Moment, in dem man versucht, die Eigenschaften des Beobachters zu eliminieren, entsteht ein Vakuum: Dann gibt es niemanden mehr, der beobachtet – und der davon erzählt.«

(Heinz von Foerster)

1. »Alles, was gesagt wird, wird von einem Beobachter gesagt.« Diese Feststellung aus H. R. Maturanas berühmtem Aufsatz *Biology of Cognition* (1970) hat in den Beobachter-zentrierten Theorieentwürfen von Konstruktivisten wie von Systemtheoretikern in den letzten Jahrzehnten Karriere gemacht.² Dieser Beobachter ist keine neutrale Instanz, die etwas aus der Ferne (aus dem berühmten von Foersterschen Guckkasten) betrachtet, sondern er ist immer in das Geschehen »verstrickt« oder verwickelt³, wie u. a. H. von Foerster oder R. Glanville immer wieder betont haben (cf. Glanville 1988:105).⁴ Aus dieser Annahme folgert Glanville, dass nicht nur die Beobachtung, sondern auch die beobachteten Objekte vom Beobachter abhängen.⁵ Mit anderen Worten: Die relevanten Eigenschaften des Beobachters/Beschreibers und das Beobachtete/Beschriebene werden als identisch angesehen. (50)⁶

Dieser Zusammenhang gilt nach Glanville auch für die vorgeblich objektiven und Beobachter-unabhängigen Aussagen der Wissenschaft: »Der Wert der Wissenschaft liegt grundsätzlich nicht in ihrer Beobachterunabhängigkeit, sondern vielmehr in ihrer Beobachterabhängigkeit, aus der die Beschreibungen, die die Wissenschaft ausmachen, ihre Stabilität und also auch ihre Validität gewinnen« (139)

1 Mit diesem Thema habe ich mich in Schmidt (2008) ausführlich auseinandergesetzt. – Eine äußerst komplexe Protologik des Beobachtens hat Meitz (2009) vorgelegt.

2 Wie gesagt: Wie im 1. Kapitel vermerkt, geht es hier und im Folgenden nicht um ein Referat der Beobachtersdiskussion, sondern darum, einige für mich weiterführende Argumente bzw. Formulierungen zu benennen, die dann im 2. Teil des Buches eine Rolle spielen (sollen).

3 Maturana betont zu Recht, dass Beobachten eine Form von Handlung im alltäglichen Leben ist: »Alles, was wir menschlichen Wesen tun, vollzieht sich in unserem täglichen Leben ...« (2002:19).

4 »Wer immer beobachtet, nimmt daran teil – oder er beobachtet nicht.« (Luhmann 1992:86)

5 Auch Janich betont: Beobachter sind zweckrational handelnde Menschen, die das Beobachtete maßgeblich beeinflussen. (2006:193)

6 Um die ständige Angabe a. a. O. zu vermeiden, setze ich die Seitenzahlen einfach in Klammern dahinter.

2. In einem Interview mit B. Pörksen hat Maturana mit Nachdruck betont, dass der *Körper* und die Körperdynamik vom Beobachter als Fundament allen menschlichen Tuns anzusehen ist (2002:15), was für ihn den Anlass eines bewussten Wechsels der Beobachtungsperspektive vom Sein zum Tun liefert (64)⁷. Für ihn ist Beobachten eine bewusst vollzogene Handlung, die Sprache verlangt und ein Bewusstsein dafür voraussetzt, dass man gerade etwas beobachtet – das ziellose Aus-dem-Fenster-schauen ist s.E. kein Beobachten. (34) Damit positioniert er sich klar gegen systemtheoretische Bestimmungen, die Beobachten sehr abstrakt als Treffen und Bezeichnen einer Unterscheidung konzipieren.⁸

3. Mit der *Unterscheidungsthematik* ist spätestens seit G. Spencer Browns *Laws of Form* (1969) ein eigener und inzwischen sehr wichtiger Themenkomplex angesprochen. Daneben hat sich – wenn auch mit einer ganz anderen Zielsetzung – J. Mitterer im Rahmen seiner Non-dualistischen Redeweise (1992, 2001) mit dem Unterscheidungsproblem beschäftigt.

In der bisherigen Philosophie werden – so die Kritik J. Mitterers – die eigenen Unterscheidungen nicht als solche eingeführt oder unterschieden, sondern bereits verwendet und erst dann ex post legitimiert. Dagegen sieht B. Jörissen das Kennzeichen der Postmoderne in der »(...) radikalen Reflexion auf die eigenen Unterscheidungen und Unterscheidungssysteme als Unterscheidungen« (2007:126).

Auch die Beobachtung 2. Ordnung muss nach diesen Überlegungen konsequenterweise den Beobachter konstitutiv selbst einschließen – seine Unterscheidungen sind *seine* Unterscheidungen, und nicht – wie H. von Foerster zu Recht immer wieder betont hat – die Unterscheidungen der Umwelt oder der Wirklichkeit.

Der Einschluss des Beobachters in seine Beobachtungen ist nur für denjenigen ein Relativismus-Argument, der von einem Guckkasten-Modell von Beobachten ausgeht. In einem Teilnehmer- bzw. Verstrickungsmodell von Beobachten wird dieses Inklusionsverhältnis geradezu als *Wirklichkeitsgarantie* des Beobachtens wie des Beobachteten gewertet: Der Beobachter *macht* sein Beobachten eben so »wirklich«, wie das

7 Im Englischen fehlt bekanntlich die Unterscheidung zwischen Körper (als Terminus der Physik) und Leib (als Terminus der Biologie). Wendet man diese im Deutschen verfügbare Unterscheidung an, müsste hier von Leib gesprochen werden. Im Folgenden wende ich diese Unterscheidung an; in Zitaten bleibt die Begriffswahl des zitierten Autors erhalten. Eine Ausnahme mache ich beim Wort »verkörpern«, das jeweils in Anführungsstriche gesetzt wird, weil »verleiben« kein besonders glücklicher Ausdruck wäre.

8 Cf. dazu etwa die Beiträge in Baecker (Hg.) (1993).

Beobachtete für ihn *ist*. Warum sollte er an dieser seiner »Wirklichkeit« zweifeln? Das Beobachtete ist also so wirklich wie seine Beobachtung, beide bestätigen sich gegenseitig ihre Wirklichkeit. Die wichtige pragmatische Anschlussfrage lautet daher nicht: Wie verhält sich die Beobachterrealität zur »Real-Realität«, sondern: Was fängt der Beobachter mit seinen Beobachtungsergebnissen an?

In der Systemtheorie wie im Konstruktivismus spielen Unterscheidungen, spielt das Unterscheiden von Beobachtern bekanntlich eine zentrale Rolle.

Beobachten, und das damit (nach G. Spencer-Brown notwendig) zusammenhängende Beschreiben, operieren mit Unterscheidungen. Wichtig für die Kontroverse zwischen Dualisten und Non-Dualisten⁹ ist nun R. Glanvilles klare Feststellung, dass das Treffen einer Unterscheidung einen Raum erst schafft und ihn nicht etwa bereits voraussetzt. Ebenso gilt s.E. die Annahme, dass der (Aktant oder) Agent, der die Unterscheidung trifft, nicht *vor* der Unterscheidung als dieser Aktant existiert: »(...) das Treffen der Unterscheidung ist die Existenz des Agenten.« (1988:153) Dieses Argument bringt auch Maturana vor, wenn er darlegt, dass der Beobachter aus seinem Operieren als Beobachter allererst hervorgeht – »(...) er existiert nicht vor seiner eigenen Unterscheidung« (2001:17). Und auch der Systemtheoretiker D. Baecker betont (unter Berufung auf G. Bateson), dass es Unterscheidungen nur gibt, insofern sie *getroffen* werden (2005:76). Akzeptiert man dieses Argument, dann folgt daraus m.E., dass man das Treffen von Unterscheidungen an Handlungen (i.w.S.) von Aktanten in konkreten Situationen binden und unter dem Aspekt zeitlicher Dynamik sehen muss. Wen sollte eine Unterscheidung im Hinblick auf das Erreichen eines Ziels zu einem bestimmten Zeitpunkt und in einer konkreten Situation denn interessieren, wenn nicht einen Beobachter?

F.B. Simon hat argumentiert, dass der Beobachter selbst eine Unterscheidung darstellt: »Durch ihn wird die Welt in einen Raum, Zustand oder Inhalt, der beobachtet, und einen Raum, Zustand oder Inhalt, der beobachtet wird, geteilt.« (1993:56)

N. Luhmann behandelt Erkennen und Handeln als Einheit. Beobachtung ist also Ereignis und Vollzug zugleich. Unterscheidungen stellen in seiner Theorie keine Entitäten dar, sondern sind verzeitlichte, instabile Formbildungen, die mit der nächsten Operation bereits verlassen bzw. erneut vollzogen werden.¹⁰

Etwas unklarer formuliert hier H.R. Maturana, wenn er behauptet, dass ohne Unterscheidung eine Entität nicht *existiert* (2002:30) – man

9 Cf. dazu Abschnitt 11.

10 Zur Beobachterthematik und deren Problematik bei Luhmann cf. die ausführliche Darstellung bei Jörissen (2007).

sollte wohl vorsichtiger so formulieren, dass ohne Unterscheidung von einer Entität *nicht die Rede* ist. Allerdings verdeutlicht er an anderer Stelle seine Ansicht wie folgt: »Nur was unterschieden wird, existiert. Es unterscheidet sich zwar von einem selbst, aber ist eben durch die Operation des Unterscheidens mit der eigenen Person verbunden. Wenn ich etwas unterscheide, dann taucht das Unterschiedene gemeinsam mit einem Hintergrund auf, in dem ebendiese Unterscheidung ihren Sinn hat. Sie bringt auch jenen Bereich hervor, in dem sie Präsenz besitzt.« (30)

4. Wenn Unterscheidungen den Operationen von Systemen zugeschrieben werden, Systeme aber nicht ohne Umwelt bestimmt werden können, dann müssen die Unterscheidungen, die Systeme in Umwelten treffen und die sich durch Wiederholung und Kommunikation stabilisieren lassen, als Fremdreferenz (eben als Objektwelt) interpretiert werden: Sie trotzen der Zeit für unterschiedliche lange Dauer und taugen zu etwas für sinnvoll Gehaltenem.

5. Verschiedene Autoren haben darauf verwiesen, dass mit einem Verständnis von Beobachtung als Operation bzw. als Handlung wieder über Wirklichkeit gesprochen werden kann, ohne dass dabei ontologisch argumentiert werden muss. So schreibt etwa F. O. Laus: »Realität, so kann man nun argumentieren, findet sich in der *Operation des Beobachtens* als *Resultat* eben dieses Operierens. Sie bleibt aber an einen Beobachter gebunden und wird nicht mehr (...) als Sein an sich gedacht. Wird Realität so als *Resultat einer Operation eines Beobachters* (und damit im eigentlichen Sinne als Konstruktion!) gedacht, verändert sich das Verständnis von Realität insofern, als nicht mehr vom Sein gesprochen wird, sondern von einer Operationsweise, d. h. von einem Weg, Realität beobachtend hervorzubringen.« (1998:545)¹¹

6. Die Realität des Beobachtens ist für N. Luhmann mit dem Vollzug der Beobachtungsoperation gegeben. Insofern sind alle beobachtenden Systeme real mit entsprechenden Realabhängigkeiten. Aber aus der Realität dieses operativen Vollzugs kann nicht auf die Objektivität seiner Ergebnisse in einem realistischen erkenntnistheoretischen Sinne geschlossen werden. Auch eine Konvergenz von Beobachtungen erlaubt keinen Rückschluss auf die Realität ihrer Gegenstände, sondern allenfalls darauf, dass erfolgreiche Kommunikation stattgefunden hat. Jede Referenz, sei es auf das System oder die Umwelt, ist ein Konstrukt des Beobachtens. Systemrelative Unterscheidungen und Bezeichnungen tre-

¹¹ Im Folgenden werden nur von mir vorgenommene Hervorhebungen an-gemerkt, alle anderen finden sich im Original.

ten damit an die Stelle der Erwartung, das Beobachten erschließe einen Zugang zu einer außerhalb bestehenden Realität. (1995:78)

7. Will man etwas über das Beobachten wie über das Beobachtete sagen, dann tut man gut daran, der Empfehlung zu folgen: Beobachte, wie beobachtet wird!

So hat bekanntlich H. von Foerster immer wieder betont, dass Objekte *Eigenwerte*, also Zeichen für stabiles Eigenverhalten von Organismen sind (1993:279)¹². Wenn nun »Objekthaftigkeit« und Stabilisierung von Systemoperationen in ein konstitutives Verhältnis zueinander gebracht werden, dann kommt *Zeit* ins Spiel, und zwar in einem doppelten Sinne: Eigenwertbildung erfordert *Zeit*, und Stabilität kann nur als zeitrelative Stabilität gedacht werden.

Die *Bedingungen* des Beobachtens sind unbeobachtbar, weil wir sie beim Beobachten benötigen und daher nicht gleichzeitig beobachten. Die Operation des Beobachtens ist beim Beobachten unbeobachtbar. Diese Unbeobachtbarkeit ist die Bedingung der Möglichkeit des Beobachtens.

Der Beobachter beobachtet die Beobachtungen anderer, um die Beobachtung von sich selbst als einem Beobachter komplexer zu machen.

Beobachtungen und Beschreibungen, die wir anfertigen, bedingen sich gegenseitig. Sie haben keinen für uns erkennbaren Anfang und kein Ende. Zudem muss berücksichtigt werden, dass Beobachtungen und Beschreibungen handelnd vollzogen werden müssen.

8. Mit diesen Argumentationen ist der Rolle des Beobachters sicher Rechnung getragen. Allerdings bleiben zwei Fragen: Ist, so möchte man im Anschluss an P. Janich fragen, Beobachtung die einzig relevante Operation im Hinblick auf die »Konstruktion« von Realität, oder müssen wir nicht nicht-sprachliche Praxen und auch Gefühle in sehr viel stärkerem Maße berücksichtigen, als das in der Tradition der Philosophie erfolgt ist? Und zweitens: Was genau ist mit der Formulierung gemeint, »Realität beobachtend hervorzubringen«? Geht es hier um Realitäten als Funktionen nicht-sprachlicher und kommunikativer Prozesse? Oder steht im Hintergrund immer noch ein fiktives Einheitskonzept »die Realität«?

¹² Diese Auffassung ist m. E. lupenrein nicht-dualistisch. – Bei der Darstellung der verschiedenen Theorieansätze tritt folgendes Problem auf: Die zitierten Autoren unterscheiden nur selten konsequent zwischen Tun, Verhalten und Handeln. Während ich (mit Janich 2009) zwischen (bloßem) Verhalten wie ermüden, aufwachen oder verdauen und Handeln wie gehen, schwimmen oder Rad fahren unterscheide, benutzen viele Autoren Handeln und Verhalten als weitgehend synonym. Der Leser muss also leider selbst herausfinden, was jeweils gemeint ist.

9. Unsere Umgangssprache ist immer Beobachter-zentriert: *wir* nehmen wahr, *wir* beziehen uns auf, *wir* beschreiben als, *wir* sprechen über usw. Aber in vielen Fällen vergessen wir den Beobachterbezug und sagen »Der Berg ist hoch.« statt zu sagen: »Ich sehe einen hohen Berg.« oder »Der Fall liegt klar auf der Hand.« statt zu sagen »Für mich liegt der Fall klar auf der Hand.«

Bezieht man die Beobachtertheorie auf ontologische Fragen, dann wird – so B. Jörissen und viele andere Autoren, allen voran H. Lenk – klar, »(...) dass die ›Alltagsbeobachtung‹ als Beobachtung erster Ordnung ihre eigene Ontologie fortlaufend mitproduziert, insofern die handlungspraktische Notwendigkeit besteht, die eigenen Beobachtungen zu ›externalisieren‹, also in einem Außenraum zu verorten.« (Jörissen 2007:129)

Anders formuliert: Beobachtung ohne Referenz zu konzipieren ist unplausibel; schließlich ist ›beobachten‹ ein transitives Verb.

Zusammenfassung

Um die wichtigsten Punkte aus den vorgestellten Theorien noch einmal auf den Punkt zu bringen, schließe ich jedes Kapitel in Teil I mit einer thesenhaften Zusammenfassung ab.

- Alles, was gesagt wird, wird von einem Beobachter zu einem Beobachter gesagt.
- Der Beobachter ist nicht objektiv oder neutral, sondern er ist in das Beobachtungsgeschehen »verstrickt«.
- Die Eigenschaften des Beobachters und die Eigenschaften des Beobachteten können nicht unabhängig voneinander bestimmt werden.
- Beobachten ist an den Leib des Beobachters gebunden.
- Die Unterscheidungen des Beobachters sind die Unterscheidungen des Beobachteten, nicht die Unterscheidungen der Umwelt oder der Wirklichkeit.
- Das Treffen von Unterscheidungen konstituiert die Existenz des unterscheidenden Aktanten.
- Unterscheidungen sind keine Identitäten, sondern instabile Formbildungen.
- Erkennen und Handeln bilden eine Einheit.
- Wirklichkeit findet sich als Resultat in den Operationen des Beobachters.
- Beobachtungen produzieren ihre eigene Ontologie durch Externalisierung der Beobachtungsergebnisse.
- Für den Vollzug ihrer Beobachtungen und Beschreibungen müssen Aktanten die Verantwortung übernehmen.

2. Kommunikation¹

»We communicate for there is more to life than meeting alter's expectations and stating the obvious.«

(Colin B. Grant)

1. Viele Autoren sind der festen Überzeugung, dass unsere Wirklichkeitserfahrungen und -beschreibungen aufs engste an Sprache und Kommunikation gebunden sind und von ihnen entsprechend geprägt werden: Sie bestimmen die Sozialität unserer Wirklichkeit(en).

Wie werden nun Sprache und Kommunikation theoretisch modelliert? Ist es sinnvoll, an Modellen in der Tradition Descartes' festzuhalten, wonach streng zwischen Sprache/Kommunikation und Wirklichkeit unterschieden wird und der Sprache/Kommunikation prinzipiell Referenz- bzw. Repräsentationsfunktionen zugeschrieben werden? Oder sind Konzeptionen plausibler, die Sprechen/Kommunizieren als soziales Handeln zum Erreichen bestimmter Zwecke modellieren?

Beginnen wir mit dem Thema »Kommunikation« und mit zwei gegensätzlichen Auffassungen: Nach R. Glanville und G. Pask ist Kommunikation als *Konversation* zu konzipieren, bei der es um eine Verhandlung zwischen Teilnehmern um die Etablierung gemeinsamer Bedeutungen geht (Glanville 1988:109). Ganz anders und viel pragmatischer bestimmt dagegen P. Janich die Aufgabe der Kommunikation als *Organisation gemeinsamen Handelns durch Reden*. (2001:89)

2. In den letzten Jahren sind Kommunikationsmodelle, die mit Inter-subjektivität² oder konsensueller Stabilität operieren, in die Kritik geraten³. In den Vordergrund gerückt werden nun Unbestimmtheit, Unsicherheit, Unvorhersagbarkeit, und das alles noch vor den Hintergrund der Annahme gerückt, dass es sich bei Kommunikationspartnern um kognitiv autonome Individuen handelt, die sich nicht gegenseitig »in die Köpfe schauen« können. Bei den Gründen für Unsicherheit und Unbestimmtheit gibt es unterschiedliche Kandidaten. So formuliert D. Baecker: »Im allgemeinen Fall muss die Kommunikation beides leisten, die Kommunikation einer Nachricht und die Kommunikation eines

¹ Einen guten kurz gefassten Überblick über die kommunikationstheoretische Diskussion liefern Nünning & Zierold 2008.

² Eine Darstellung der soziologischen Varianten von Intersubjektivitätstheorien findet man bei Dallinger (1999).

³ Cf. etwa Grant (2007) oder Wright (2005). – Zur Thematik cf. auch die Beiträge in Schmidt (Hg.) (2009).

Auswahlbereichs, vor dessen Hintergrund diese Nachricht gelesen werden kann. Das Problem der Kommunikation wird jetzt zu einem rekursiven Problem der Interpretation einer Nachricht vor dem Hintergrund der Interpretation ihres Auswahlbereichs. Um das rekursive Problem lösen zu können, das heißt Nachricht und Auswahlbereich bestimmen zu können, müssen beide, die Nachricht und der Auswahlbereich, als unbestimmt vorausgesetzt werden. Nur dann kommt Kommunikation als Bestimmung des Unbestimmten zustande. Wir sprechen deswegen davon, dass das allgemeine Kommunikationsproblem nur eine soziale, aber keine technische Lösung hat. Es erfordert die Anerkennung von Unbestimmtheit als Voraussetzung jeder Bestimmung.« (2005:123)⁴

3. Kommunikation, das ist heute fast interdisziplinärer Common Sense, vollzieht sich immer als ein Prozess der Selektion aus einem weiten und vagen Auswahlbereich *möglicher* Kommunikationsthemen, -formen und -ziele und hat deshalb – was vor allem Autoren aus dem Umkreis der Cultural Studies und des französischen Postmodernismus⁵ betonen – immer auch mit *Machtfragen* zu tun. Wer eröffnet und schließt Kommunikationsprozesse? Wer lanciert Themenkarrieren? Wer bestimmt über den Einfluss von Kollektivsymbolen?⁵ Wem wird »eine Stimme« gegeben, wem wird sie verweigert? Wer bestimmt über die Präsenz von Akteuren in den verschiedenen Mediensystemen?

Kommunikation, heißt das, ist immer *kontingent*, was auch heißt, dass ausgeschlossene Möglichkeiten immer mitlaufen und der aktuell vollzogenen Kommunikation ihren Selektions-spezifischen Sinn geben. Andererseits weiß man, dass Gesellschaften zum Teil hochgradig restriktive *Regularien* erfunden haben und praktizieren, um den Erfolg von Kommunikationsprozessen wahrscheinlich zu machen; angefangen von der Grammatik über Konversations- bzw. Diskursregularien bis hin zu Regularien von Makroformen der Kommunikation wie z.B. Literatur, Journalismus, Werbung und Public Relations.⁶

4 An anderer Stelle schreibt Baecker: »Kommunikation soll heißen, Spielzüge (moves) vorzunehmen, die jeweils in einem individuellen Interesse liegen, strategisch auf die Notwendigkeit des Einbezugs der Perspektiven und Interessen anderer Individuen bezogen sind und dies in einem Kontext stattfinden lassen, der in dem Sinne heuristischer Natur ist, dass er damit rechnet, die für die Bestimmung individuellen Verhaltens erforderlichen Informationen auf dem Wege der Konstruktion von Gegensätzen im Besonderen und Unterscheidungen im Allgemeinen herausfinden zu können, aber nicht bereits kennen zu müssen.« (2005:75) – Ist das noch mit Luhmanns These vereinbar, dass nur Kommunikation kommuniziert und nicht etwa Menschen?

5 Cf. dazu die empirischen Studien von Fleischer (2003).

6 Cf. dazu etwa Schmidt (1994) oder Schmidt & Zurstiege (2007).

Hinzu kommt, dass Kommunikationsprozesse *motiviert* sind (von der wissenschaftlichen Kontroverse bis hin zum Small Talk) und nach Art von Frage-Antwort-Mechanismen⁷ konzipiert werden können; das heißt, wer in einen Kommunikationsprozess eintritt, setzt voraus/zielt ab auf implizit oder explizit unterstellte Erwartungen direkter oder potentieller Kommunikationspartner in konkreten Kommunikationssituationen bzw. in thematisch und stilistisch spezifischen Diskursen. Das bedeutet im Umkehrschluss: Wer kommuniziert, erwartet Anschlusskommunikationen bzw. Anschlusshandlungen und wird deshalb nach Maßgabe dieser Erwartung alles tun, um seine Erwartungen erfüllt zu bekommen. Er wird also alles, was er über seine Kommunikationspartner, die in Frage stehende Thematik, die Einbettungssituation usw. weiß (weil er es bisher erfahren hat) entsprechend in die Gestaltung und Vermittlung seines Kommunikationsangebotes investieren.

4. Im Dauerstreit zwischen System- und Handlungstheoretikern geht um die Rolle der *Aktanten* im Kommunikationsprozess. Wer kommuniziert: die Kommunikation oder Aktanten? Es mag gute Gründe geben, zum Zweck der Gewinnung einer makrosoziologischen Abstraktionshöhe die Aktanten in die Umwelt der Kommunikation zu setzen. Gleichwohl lautet die entscheidende Frage in jedem Kommunikationsprozess meines Erachtens: Wer kommuniziert? Ist die Antwort auf diese Frage: »Die Kommunikation kommuniziert« plausibel und hilfreich, und wenn ja, wofür?

Wenn ich es recht sehe, nimmt D. Baecker im Streit um den Aktanten eine differenziertere Position ein als sein Lehrer N. Luhmann. Dazu einige Hinweise.

Will man wissen, wie Kommunikation funktioniert, dann, so Baecker, empfiehlt es sich, Kommunikationsteilnehmer sowie die Eröffnung und Einschränkung von Spielräumen zu *beobachten* [sic!]. Das empfiehlt sich aus dem Grunde, weil Kommunikation bedeutet, »(...) mit mehr Möglichkeiten zu tun zu haben, als man bewältigen kann, und es von überraschender Seite mit Einschränkungen zu tun bekommen.« (2005: 8) Einschränkungen resultieren aus sozialer Eigendynamik. Die Wahrnehmung und Bearbeitung sozial entstandener Einschränkungen muss aber doch wohl durch Aktanten erfolgen. Entsprechend bestimmt Baecker Kommunikation auch als »(...) rekursive Ordnungen von Abhängigkeiten zwischen unabhängigen Lebewesen mit eigenem Bewusstsein, Gedächtnis und Beobachtungsperspektiven.« (34) Die Ungewissheit der Kommunikation verweist auf beteiligte Bewusstseine und auf die Kommunikation selber (35) – was immer Letzteres bedeuten mag.

7 Auf den Frage-Antwort-Zusammenhang haben bereits Autoren wie Collingwood, Bachtin oder Gadamer verwiesen. Cf. dazu auch Wright (2005).

Und noch an zwei anderen Stellen kommt Baecker nicht ohne Akтанten aus. *Erleben*, so führt er aus, spielt eine wichtige Rolle für Handeln und Kommunikation einer Situation durch einen Akteur. »Sowohl für das Handeln als auch für die Kommunikation gilt, dass sie ohne die Möglichkeit, ihre jeweilige Selektion dem Erleben einer Situation durch einen Akteur zuzurechnen, nicht geordnet werden könnten.« (44)

Kommunikation kommt nur zustande, wenn Bezeichnungen im Kontext von Unterscheidungen getroffen werden; Unterscheidung und Bezeichnung sind beide Variable. Unterscheidungen aber führt Baecker ein als kontingente Operationen. Die Praxis des Beobachtens bildet dabei den Zusammenhang der Unterscheidungen. (68)

In umgangssprachlicher Redeweise bringt Baecker die Thematik dann – fern vom Streit über den Beobachter – m.E. präzise auf den Punkt, wenn er schreibt: »Jede Beobachtung setzt das Handhaben einer Differenz voraus. Sonst könnten Beobachtungen gar nicht entscheiden, ob sie scheitern oder gelingen. Lacht sie oder weint sie, meint sie mich oder einen anderen, ist er ein Narr oder ein Weiser? Ist *diese* Unterscheidung sinnvoll oder ist sie es nicht – etwa weil sie zu wenig erfasst oder weil sie mir keine Anschlüsse erlaubt? Wer anhand dieser und anderer Unterscheidungen nicht unterscheiden kann, wird nie etwas erfahren. Und *was* er erfährt, hängt davon ab, welche Differenzen er verwendet.« (1985:84)

Eine deutliche Kritik an Luhmanns These, dass nur die Kommunikation kommuniziert, hat aus handlungstheoretischer Perspektive H. Esser (1994) formuliert. Seine Kritik richtet sich gegen Luhmanns Umdeutung des Handlungsbegriffs von A. Schütz. Handlungen konzipiert Luhmann nicht als Akte des Tuns, sondern als »(...) *Vorstellungen* von Akteuren über typische ›Einheiten‹ eines an sich ununterbrochenen Handlungsstromes«. Handlungen sind ›imaginierte Entwürfe‹, kognitive Konstrukte über abgegrenzte ›Projekte‹, über erwünschte oder vorgestellte typische Abläufe eines Geschehens.« (187) Nach Esser wird bei der Begründung der Bedeutung von Handlungen für die kommunikativen Selektionen deutlich, »(...) dass solche Zurechnungen und Selektionen von Handlungen *nur* menschliche Akteure, nur die psychischen Systeme vornehmen können« (199).

»Soziale Systeme prozessieren Kommunikation nur als Folge der Selektionen der beteiligten, selbst über ›Bewußtsein‹ prozessierenden Akteure. Sie seligieren als ›soziale Systeme‹ selbst nichts. Auch die ›Kommunikation‹ tut nichts dergleichen. (...) Kommunikation ist also nichts als das aggregierte Ergebnis von kommunikativen Akten menschlicher Akteure, die ihre Eigenschaften auch wiederum im Prozeß der fortlaufenden Kommunikation ändern (können)« (200 f.) Zwar »bestehen« soziale Systeme und Kommunikation nicht aus leibhaftigen Menschen in dem Sinne, dass alles, was sie ausmacht, in die Kommu-

nikation eingeht. Aber es sind »(...) nur die menschlichen Akteure, die die Kommunikation betreiben und in Gang halten und die nur das, was sie erreicht und was sie ›verstehen‹, für ihre weiteren Selektionen nutzen können. Und um selbst wieder mit einem kommunikativen Akt ›anzuschließen‹, muß der empfangende, verstehende, rezipierende und wieder replizierende Akteur über einen Sender der Mitteilung sonst tatsächlich nichts weiter wissen.« (203)

5. Wichtig ist aber nicht nur die Frage: Wer kommuniziert? sondern auch die Frage: *Wozu* wird kommuniziert? Auf diese Frage gibt etwa P. Janich eine ebenso kurze wie folgenreiche Antwort: Kommunikation ist das Mittel, mit dem wir Menschen unser Zusammenleben in Handlungsgemeinschaften organisieren. (2001:69) Es geht dabei nicht primär und grundlegend um Information und Mitteilung, sondern um ganz praktische Zwecke, zu deren Erreichung allererst Informationen, Mitteilungen usw. eingesetzt werden.⁸

6. Auf den unlösbaren Zusammenhang von Handlung und Kommunikation hat R. Jokisch verwiesen: »Einfach gesagt: Keine HANDLUNG kommt ohne KOMMUNIKATION zustande. Nur mit Hilfe eines kommunikativen Vorgangs, bei welchem zwischen ›etwas‹ und ›etwas anderem‹ entschieden (bezeichnet) werden kann, lässt sich eine Handlung operativ umsetzen. Handlungen benötigen Kommunikationen, um sich verwirklichen zu können.« (1996:101)

7. Bei verschiedenen Autoren – vor allem im Umkreis der Theorie des kommunikativen Handelns bzw. der universalen Pragmatik von J. Habermas und K.-O. Apel – ist intensiv auf *Geltungsansprüche* beim Äußern von Aussagen und Behauptungen hingewiesen worden.⁹ Ich gehe exemplarisch auf die resümierende Darstellung D. Böhlers (1999) ein.

Nach Böhler ist Kommunikation »aktiv und kontemplativ, handelnd und denkend zugleich«. Sie beruht erstens auf der Fähigkeit, verständliche (= der Form nach vollständige) Äußerungen hervorzubringen, und zweitens darauf, auf Äußerungen mit Äußerungen Stellung zu nehmen. An Sprachhandlungen werden nach Böhler vier Arten von Geltungsansprüchen gestellt, die ihnen zugrunde liegen: Ansprüche auf Verständlichkeit der Rede, Wahrhaftigkeit der ausgedrückten Intention, Wahrheit der Aussage und Richtigkeit der Handlung. (50) Diese Ansprüche stellen *Rollenverpflichtungen* dar: Sie versetzen den Sprecher in die Rol-

⁸ Cf. zu dieser Thematik verschiedene Arbeiten von Knobloch, z.B. (1988).

⁹ Auch Janich betont, dass in der Kommunikation eine Person einen Geltungsanspruch erhebt, den eine andere Person anerkennen soll bzw. anerkennt. (2001:76)

le des ernsthaften Partners in einem Diskurs, der die Verpflichtung zur Verständigungsgegenseitigkeit ebenso eingetht wie die normative Geltungsgegenseitigkeit. Wer etwas sagt, muss das unausdrückliche performative Versprechen einer prüfbareren Behauptung erfüllen. Das heißt, es kommt darauf an, von isolierten Aussagen wegzukommen und die »performative dialogische Einbettung« zu berücksichtigen. (53) Es geht um eine »(...) Besinnung auf das, was ›wir‹ als Dialogpartner notwendigerweise beanspruchen, indem ›wir‹ etwas behaupten etc., und damit auch auf das, was ›wir‹ durch Übernahme der Rolle eines Dialogpartners versprochen haben.« (56) Dazu gehört, sich wechselseitig als Dialogpartner anzuerkennen und keinen Einwand gegen eigene Behauptungen, den Dritte vorbringen könnten, von vornherein auszuschließen.

Die Konzentration auf Inhalt und/oder Form des propositionalen Gehalts muss aufgegeben werden; die Performanz- und Dialog-vergessene Konzentration auf den propositionalen Gehalt durch eine Berücksichtigung der vielfältigen Faktoren des faktischen Diskurses überwunden werden.

Böhler zitiert zustimmend das von A. Ofsti 1994 formulierte Prinzip der »doppelten Dialogizität der Kommunikation«, bestehend aus der Fähigkeit des Redens und Verstehens in Form kompletter Äußerungen sowie der Fähigkeit, sich darauf redend zu beziehen. (55)

8. Aus sprachanalytisch pragmatistischer Perspektive hat R. B. Brandom (2001) ganz ähnlich klingende Überlegungen angestellt.

In seiner Theorie des Expressivismus bzw. des »rationalen oder inferentialistischen Pragmatismus« betont Brandom neben propositionalen auch performative Aspekte beim Thema »Begriff« im Allgemeinen. Dazu einige referierende Anmerkungen.

Der Gehalt von Begriffen wird nach Brandom durch den *Akt* des Behauptens, Beurteilens bzw. Überzeugtseins erläutert, nicht andersherum. (13) Das Begreifen eines Begriffs liegt im Beherrschen eines Wortes. An die Stelle von Repräsentation¹⁰ setzt Brandom primär die Expression als Explizitmachen des impliziten Wissen-wie, das in Form eines Wissens-dass kodifiziert wird. (18) Der Prozess des Explizitmachens besteht in der Anwendung von Begriffen, also in der Verbegrifflichung eines Sachverhalts. Die Folgen dieser Annahmen für den Aufbau einer Semantik sind erheblich. An die Stelle herkömmlicher Bottom-up-Semantiken setzt Brandom eine Top-down-Semantik, die damit startet, sich den Gebrauch von Begriffen beim Urteilen und Handeln anzusehen. (25)¹¹

10 Nach Brandom ist auch die heutige Philosophie noch wesentlich im Repräsentationismus, also in einem Cartesianischen Dualismus befangen.

11 In Schmidt (1976) habe ich eine ähnliche Argumentation unter der Überschrift »Instruktionssemantik« vorgelegt.

Sein inferentialistischer Pragmatismus modelliert Sprechsituationen als Konstellationen aus Behaupten und Folgern, aus dem Aufstellen von Behauptungen und dem Geben von und Verlangen nach Gründen. Praktiken des Gebens und Verlangens von Gründen haben eine privilegierte Rolle mit Blick nicht nur auf die Sprachpraxis allgemein, sondern auch auf die Verstandestätigkeit überhaupt. (26)

In seinem Expressivismus geht es Brandom vor allem um die Klärung propositionaler Gehalte. Das Ziel besteht darin, die Implikate von Begriffen explizit zu machen, damit sich eine Äußerung Anfechtungen und Rechtfertigungsanforderungen stellen muss. Hier kommt ein pragmatistischer Aspekt ins Spiel; denn nach Brandoms Ansicht spielt das Explizieren von Begriffen eine durchaus aufklärerische Rolle. (97)

Im Rahmen seines »starken Inferentialismus«, der zugleich einem semantischen Holismus¹² verpflichtet ist, wird das Explizite anhand seiner Rolle beim Folgern verstanden, d.h. eben in Inferenzen. Einen Begriff begreifen heißt danach, die Inferenzen, in die er verwickelt ist, praktisch zu beherrschen, d.h. zu wissen, was aus der Anwendung folgt. Begriffliche Inhalte, heißt das, sind nichts anderes als inferentielle Rollen. (80)

Der Blickwechsel, den Brandom für die Konzeption einer Begriffssemantik vorschlägt, lässt sich auf die einfache Formel bringen: von *Referenz* (also von der Relation zu Gegenständen) zu *Inferenz* (also zu Relationen zwischen Behauptungen). Kurzum, es geht darum, die Analyse des Begriffsgebrauchs vom Begründen her aufzuziehen. (44) Dabei müssen sowohl die Umstände als auch die Folgen des Begriffsgebrauchs berücksichtigt werden. (89) »Man versteht einen Sprechakt – begreift seine diskursive Signifikanz –, wenn man imstande ist, im Gegenzug die richtigen Festlegungen zuzuweisen.« (214)

Normatives Vokabular spielt bei all diesen Operationen eine wichtige Rolle, denn es macht »(...) die Billigung materialer Richtigkeit praktischen Begründens explizit; spielt auf der praktischen Seite die gleiche expressive Rolle wie Konditionale auf der theoretischen Seite.« (214) Fazit: »Ein Pragmatismus mit Blick auf das Begriffliche versucht zu verstehen, was es heißt, explizit zu *sagen* oder zu *denken*, daß etwas der Fall ist, und zwar im Rückgriff auf das implizite *Wissen-wie*, das man besitzen muß (also an Hand dessen, was man implizit zu tun imstande sein muß). Daß die relevante Sorte des Tuns in einer Konstellation aus Behaupten und Folgern, aus dem Aufstellen von Behauptungen und dem Geben und Verlangen von Gründen besteht, macht die Essenz

12 »Ein solcher *relationaler* Expressivismus wird sprachliche Performanzen und die intentionalen Zustände, die durch sie ausgedrückt werden, jeweils als wesentliche Bestandteile eines Ganzen verstehen, das nur in Begriffen ihrer Relation verständlich ist.« (Brandom 2001:19)

des rationalistischen oder inferentialistischen Pragmatismus des Begrifflichen aus.« (31)

Wer immer eine Behauptung aufstellt, leiht dem behaupteten Gehalt seine Autorität und übernimmt zugleich die Verantwortung, die Behauptung bei angemessener Anfechtung zu rechtfertigen. (215)

Eine (m. E. ziemlich riskante) Vermittlung zwischen Proposition und *Repräsentation* versucht Brandom in folgender Argumentation. Mit Kant geht er davon aus, dass die fundamentale Einheit des Bewusstseins oder der Erkenntnis das Urteil ist, weil man dafür auf der kognitiven Seite *Verantwortung* übernehmen kann. Begriffe sind damit nichts anderes als Prädikate eines Urteils. »Allein die Äußerung eines Satzes macht einen Zug im Sprachspiel. Das Verwenden eines Begriffes ist anhand des Vorbringens einer Behauptung des Ausdrückens einer Überzeugung zu verstehen. Daraus folgt: Der Begriff *Begriff* ist unabhängig von der Möglichkeit einer solchen Verwendung beim Urteilen nicht verstehbar.« (209) Die Relation zwischen Bezeichnung und Bezeichnetem kann daher nur als *ein* Aspekt des Urteilens und Behauptens verstanden werden, *dass* etwas der Fall, also *wahr* ist. (209) Folglich muss man sich nach Brandom um zweierlei kümmern: um das, was gesagt wird, und um das, worüber gesprochen wird. »Wichtig ist also sowohl der Gedanke als auch das, *wovon* der Gedanke handelt.« Die repräsentationale Dimension propositionaler Gehalte spiegelt nun nach Brandom die Tatsache wider, dass der begriffliche Gehalt nicht nur inferentiell, sondern auch sozial gegliedert ist. Propositional gehaltvolle Überzeugungen und Behauptungen können aus der Sicht des Behauptenden und der Sicht dessen, der Überzeugungen oder Behauptungen zuweist, andere Signifikanzen haben. »Das Spiel des Gebens und Verlangens von Gründen ist wesentlich *soziale Praxis*.« (212) Darum reflektieren der repräsentationale Gehalt von Behauptungen und die von ihnen ausgedrückten Überzeugungen die soziale Dimension des Spiels des Gebens und Verlangens von Gründen. (207)

9. B. Waldenfels (1990) hat das selten explizit behandelte Thema *Frage* aufgegriffen und ihm einige m. E. interessante Aspekte abgewonnen.

Bei Fragen ist nicht der Zustand des Nichtwissens entscheidend, sondern der gezielte Umgang mit Wissen und Nichtwissen bei sich und den Anderen (46). Anders als eine Aussage erhebt eine Frage keinen Wahrheitsanspruch und ist nicht so mit anderen Sprechereignissen verknüpft, »(...) dass sie sich beweisen oder dass anderes sich aus ihr folgern ließe. Damit entzieht sie sich den Forderungen nach *Universalisierbarkeit* wie auch den Versuchen einer *Systematisierung*.« (46)¹³

13 Dagegen hat Janich (in einem Brief an den Verfasser) eingewandt, dass man durchaus eine Fragelogik ausarbeiten kann (so etwa Hartmann

Das Fragenstellen lässt sich schwer steuern, es irritiert den Dialog, weil jeder Aussage und jedem Urteil »ein Moment der Fraglichkeit« anhaftet. »Das Fragen durchlöchert die großen, auf Fragen der Wahrheit, Gerechtigkeit und Wahrhaftigkeit zugeschnittenen Geltungssphären, wie wir sie etwa in Habermas' Theorie des kommunikativen Handelns ausgebildet und durch entsprechende Diskurse abgesichert finden.« (47)

Jede Frage eröffnet ein »thematisches Feld«. Damit vollzieht sie insofern eine Ordnungsleistung, als andere Äußerungen als unpassend und nicht zugehörig an den Rand gedrängt werden, und der Diskurs damit durch Exklusion und Selektion orientiert wird.

Fragen kann m. E. betrachtet werden als ein soziales Manöver mit vielen Varianten. Zunächst einmal geht es darum, wer in welcher Situation wen fragt/fragen darf und wer in welcher Weise auf Fragen reagiert bzw. reagieren muss. (Man denke nur an Bürokratien.) Zum zweiten geht es darum, welche Ernsthaftigkeit mit Fragen verbunden ist. (Man denke an die Dauerfrage von Verliebten: Liebst du mich?) Drittens ist die Verbindung zwischen Fragen und Wissen wichtig. Fragt man, um Wissen zu bekommen, um Nichtwissen zu demonstrieren, um Diskurse zu eröffnen oder zu unterbrechen, um andere zu irritieren oder gar zu ärgern?

10. E. Wright (2005) hat unter das Level von Kommunikation als propositionalem Geschehen noch ein Basislevel eingezogen, auf dem es um so schwierige Aspekte wie *trust*, *faith*, *hope* und *pre-supposing* geht. Sprecher müssen darauf vertrauen »(...) that their private interpretation of the public word may guarantee all outcomes as happy« (169). Ohne Glauben und Vertrauen auf hinreichende Gemeinsamkeit trotz aller individuellen Züge des Sprachgebrauchs von Individuum zu Individuum, deren Gegenseite das Risiko darstellt, wäre Kommunikation nicht möglich. Solche hinreichenden Gemeinsamkeiten können nur im Modus des *taken for granted* wirksam werden. Darum, so Wright, ist Fiktion »essential to communication«. Ambiguität ist »a natural property of language« (162).

Zusammenfassung

– Kommunikation dient der Organisation gemeinsamen Handelns durch Reden: das ist der Grund für Kommunikation als motiviertes Handeln.

1990) und dass es durchaus systematische und universelle Fragen geben kann.

- Kommunikation lässt sich allgemein konzipieren als Bestimmung des Unbestimmten. Ohne Selektionsmöglichkeiten wäre Kommunikation sinnlos.
- Kommunikation kann bestimmt werden als kontingente Selektion aus einem Auswahlbereich, wodurch andere Möglichkeiten ausgeschlossen werden.
- Kommunikation ist eng verbunden mit Machtfragen (Stichworte: Kommunikationshoheit/Kommunikationspolitik).
- Gesellschaften haben hochgradig wirksame Instrumente (von der Grammatik bis zu Diskursregularien) erfunden, um Kommunikation zu regulieren und Verstehen trotz der kognitiven Autonomie der Aktanten zu ermöglichen.
- Kommunikationsprozesse sind auf Anschlusskommunikationen hin orientiert.
- Problematisch ist nach wie vor die Rolle der Aktanten in der Kommunikation: Wer kommuniziert? Aktanten oder die Kommunikation selbst? Wann, warum und wozu wird kommuniziert?
- Keine Handlung kommt ohne Kommunikation, keine Kommunikation ohne Handlung aus.
- Aktanten erheben in Kommunikationsprozesse Geltungsansprüche und übernehmen selbst Rollenverpflichtungen und Verantwortung.
- Performanz ist ebenso wichtig wie Proposition.
- Es gilt das Prinzip doppelter Dialogizität.
- Begriffe begreifen heißt: wissen, was aus den Anwendung von Begriffen, aus dem Umgang mit ihnen folgt, wobei Umstände und Folgen zu berücksichtigen sind (pragmatische Semantik).
- Das Geben und Verlangen von Gründen in der Kommunikation qualifiziert sie als soziale Praxis.
- Fiktionen (taken for granted) und Ambiguitäten sind essentiell für Kommunikation.
- Fazit: Kommunikation wird zunehmend unter pragmatischen Gesichtspunkten modelliert.
- Fragen bilden einen facettenreichen Bereich des sozialen Umgangs mit Wissen und Nichtwissen in allen Diskursen.

3. Sprache

»sprache: den glauben mitteilen *müssen*, dass es das gibt, worüber man spricht.«

(Franz Josef Czernin)

1. W. Stegmüller hat einmal behauptet: »Die Sprache ist und bleibt der Urwald, in dem man sich immer verirrt.« Mit dieser Warnung im Hinterkopf versuche ich in diesem Kapitel, einige Spuren zu markieren, die von verschiedenen Autoren in diesem Urwald gelegt worden sind – ob sie aus ihm herausführen, ist eine andere Frage.

Angesichts des Dauerstreits zeichentheoretischer Modelle um Referenz oder Selbstreferenz hat H. Feilke als Alternative einen dezidiert pragmatischen Sprachbegriff (1996) erarbeitet. »Dieser Begriff legt für die Beschreibung und Erklärung der Genese sprachlicher Ordnungen das Prinzip einer Strukturbildung *aus der Praxis für die Praxis*¹ zugrunde. In diesem Sinne ist Sprache als soziale Gestalt zu verstehen.« (1996: II)²

Entgegen der linguistischen Tradition, die zwischen einem vorgängigen Sprachsystem und einer dieses System nachgängig nutzenden Kompetenz unterscheidet, konzentriert sich Feilke auf Kommunikation als soziales Geschehen, in dem allererst Mittel der Kommunikation durch soziale Qualifizierung durch Sprecher entstehen. Er betont immer wieder, dass »(...) jede Diskussion über *Sprache als Mittel der Kommunikation* im Begriff des Zeichens zunächst auf die Prozesse der Sinnkonstitution in der Kommunikation selbst zurückverweist.« (21) Sprachliche Komponenten fungieren dann und nur dann als Zeichen

1 Unter »Praxis« können zwei Aspekte subsumiert werden: Zum einen der Vollzug von Kommunikationsakten (Sprachpraxis, Performanz), zum anderen nicht-sprachliche Handlungen (Praxen). Kommunikation kann nicht-sprachliche Praxen anleiten (etwa in Gestalt von Rezepten), beschreiben oder kommentieren, sie aber nicht ersetzen. (Der Kuchen wird nicht durch Reden gebacken.) Nicht-sprachliche Praxen lassen sich beschreiben als materielles Eingreifen in bestimmte Situationskonstellationen, das eingebunden ist an eine Fülle von sozialen Regularien und Machtfragen. Performanz ist meist eingebettet in nicht-sprachliche Praxen vor allem des Problemlösens. – Janich versteht unter »Praxen« Lebensweisen, die von vielen Menschen über längere Zeit hinweg geübt werden, also z.B. die Ausbildung eines Handwerks. Praxen dienen der Befriedigung allgemeiner Bedürfnisse. (1997:22 f.)

2 Auf die Entstehung der Sprache gehe ich nicht ein. Cf. dazu jüngst die Beiträge zum »Focus: The Origin of Language« in *European Review*, vol. 16, No. 4, October 2008:387-495.

in der Kommunikation, wenn sie Zeichen *für* vorausgegangene Koordinationen von Sprechern und Hörern sind. Daraus zieht Feilke den Schluss, dass die Zeichenrelation nicht durch Referenz bzw. Repräsentation, sondern durch Rückbezüglichkeit bzw. Selbstreferenz in der Kommunikation bestimmt wird. Mit Sprache greifen wir nicht – wie traditionelle Zeichenbegriffe bis heute suggerieren – über die Sprache in »die Realität« aus, sondern wir *greifen zurück* auf sozial approbierte Zeichenverwendungen in der Kommunikation. Sprechen, so betont Feilke, ist kein Be-Sprechen intersubjektiv bereits festgestellter Sachverhältnisse. Gegenstände der Kommunikation sind immer Gegenstände der *Kommunikation*. (292)

Sprache als Resultat von Verhaltenskoordination³ ist nach Feilke die wichtigste Form sozialer Kognition. Ihre Leistung besteht – entgegen unserer Alltagsmeinung – gerade nicht darin, individuelle Kognition und soziale Kommunikation zur Deckung zu bringen, sondern vielmehr darin, deren Differenz zu ermöglichen und zu organisieren. Die Ausdrucksseite der Zeichenprozesse stellt ein Instrument zur *formalen* Kopplung von Kognition und Kommunikation zur Verfügung, das Sprecher und Hörer nutzen müssen. Sie verwenden brauchbare Ausdrücke einer Sprache, d.h. Ausdrücke, die sich im Gebrauch bewährt haben und durch den Gebrauch konventionalisiert werden, wodurch sich ein gemeinsam geteiltes Erfahrungswissen über den Gebrauch von Zeichen herausbildet, das als Erwartungserwartung für künftiges kommunikatives Handeln dient. »Dies bedeutet zugleich, dass die kommunikative Organisation des Bezugs auf ein Weltwissen im Sprechen durch indexikalisch geprägte Zeichen *das kognitive Funktionieren der Kommunikation* erst ermöglicht.« (167)

2. Feilke formuliert mit seiner Argumentation eine Überzeugung vieler Linguisten und Sprachphilosophen seit L. Wittgenstein, dass Sprechen primär als *Handeln* und erst dann als eine Angelegenheit von Zeichen konzipiert werden sollte. »Die Sprache« ist eine Abstraktion. Jede konkrete Rede ist eingebettet in einen dialogischen und in einen praktischen Zusammenhang. (cf. W. Zitterbarth 1996:266)

Spätestens seit L. Wittgenstein teilen viele Sprachphilosophen die Ansicht, dass im Sprachspiel der Gebrauch von Sprache und soziale Interaktion im Rahmen bestimmter Lebensformen zusammenfallen. Soziale Interaktion ist vor allem sprachlicher Diskurs, wie in exklusiver Schärfe vor allem Sozialkonstruktivistinnen wie K. Gergen oder J. Potter behaupten.⁴

3 Genauer müsste hier von Handlungskoordination gesprochen werden.

4 Eine instruktive und kritische Übersicht über das Feld sozialkonstruktivistischer Theorie hat Laucken (1998) vorgelegt.

L. Wittgenstein hat bekanntlich auf den unlösbaren Zusammenhang zwischen Sprache und Lebensform hingewiesen und betont, dass Übereinstimmungen in der Sprache keine Übereinstimmungen von Meinungen sind, sondern Übereinstimmungen in den *Lebensformen*; denn Sprache ist unlösbar verbunden mit Handlungen, die zugleich das Fundament wie den sinnstiftenden Kontext für Übereinstimmungen im Diskurs bilden. »Und ich werde auch das Ganze: der Sprache und der Tätigkeiten, mit denen sie verbunden ist, das ›Sprachspiel‹ nennen.« (1960:293)

Auch W. Schapp (1959) argumentiert, dass sprechen lernen und in Geschichten verstrickt sein gleich »ursprünglich« sind. Deshalb begegnen uns Wörter und Sätze nicht als Zeichen für geschichtenunabhängige Gegenstände und Sachverhalte, sondern als Überschriften, Titel oder Sprichwörter für laufende oder abgeschlossene Geschichten.

Nach W. Laucken sind am Diskurs vor allem zwei Aspekte voneinander zu unterscheiden: der Diskurs als Vollzug (*discourse in action*) und der Diskurs als soziales Gebilde, so etwa im Sinne von M. Foucaults Konzept von Diskurs als Verbund verschiedenster sozialer Tatsachen (von der Sprache bis zum Gefängnis), die die jeweils herrschende Sozialordnung bestimmen. (Laucken 1998:330)

3. Für das Gelingen von Mitteilungen ist prinzipiell die Mitarbeit des/der Adressaten erforderlich. Wenn Sprechen als Handeln konzipiert wird⁵, dann sind alle Menschen Teilnehmer einer *Handlungs- und Sprachgemeinschaft*. (P. Janich 2001) Die Aufgabe menschlichen Sprechhandelns besteht nach Janich in gemeinschaftlicher Lebensbewältigung von Handlungsgemeinschaften in friedlicher Kooperation (1996:99).⁶

Am Sprechen als Handeln lassen sich zwei Aspekte voneinander unterscheiden:

- der propositionale Aspekt betrifft die Sinnorientierung, den Bezug auf vorausgesetztes Wissen;
- der pragmatisch-performative Aspekt betrifft den Leib in jeweils konkreten Handlungssituationen.

Beide sind untrennbar aufeinander bezogen.

E. Wright verweist stets darauf, dass auch in Aussagen ein Handlungs- und Prozessmoment steckt: Handlungen und Prozesse inkludieren Gefühle, Bedürfnisse, Hoffnungen und Erwartungen. Aussagen muss vom Hörer zugestimmt werden. Propositionen sind s.E. Auffor-

5 Eine ökologische Theorie der Sprachentstehung hat Finke entwickelt. Er unterscheidet fünf Emergenzstufen voneinander, und zwar Interaktion, Information, Semiose, Kommunikation und Sprache. (2005:139)

6 Wie es mit der Bedingung der friedlichen Kooperation steht, ist zumindest problematisch.

derungen bzw. Motivationen zu einem Wandel (»to the change proposed«) bzw. »active adjustments of existing agreements« (2005:112). Daher ist Sprechen unlösbar mit *Motivation* verbunden: »No action is undertaken unless motivation is involved.« (72)

Neben der »klassischen« Konzentration auf Aussagen (Propositionen) sind aber auch die vielen anderen möglichen Sprechakte zu berücksichtigen. So bespricht etwa P. Janich folgende Typen von Sprechhandlungen: Auffordern, Fragen, Behaupten, sprachliche Beziehungshandlungen wie Bitten und Danken, Loben und Tadeln, Kränken und Trösten, Gratulieren und Kondolieren, Bekundungen und liturgische Wiederholungen (2009:31 ff.) – wobei diese Liste sicher noch nicht vollständig ist.

4. Entzieht man sich der traditionellen Auffassung, Sprache sei primär ein Zeichensystem mit Referenz auf außersprachliche Objekte, dann kann man sich klarmachen, dass Sprache nicht in erster Linie Objekte bezeichnet, sondern dass sie ein völlig künstliches Mittel ist, um von uns auf-/hergestellte Beziehungen zu dem auszudrücken, was wir (aus verschiedenen Gründen) als Objekt beschreiben bzw. behandeln. Sprache dient der Verhaltenskoordination, sie kann als System konventionalisierter Operationen beschrieben werden, das auf der semiotischen Materialebene als relativ konstant, auf der Operationsebene jedoch als dynamisch, unsicher und unvorhersehbar beschrieben werden kann. Der Erfolg der durch Sprache ermöglichten Verhaltenskoordination wird durch Handlungserfolg(e) bestätigt und nicht durch korrekte Referenz.

G. Abel hat betont, dass sprachliche Zeichen nur dann Bedeutung, Referenz, Wahrheits- und Erfüllungsbedingungen besitzen, wenn ihnen bereits eine Interpretationspraxis vorausliegt, die *fraglos* eingespielt ist.⁷ Wenn nicht nach der Bedeutung und Referenz von Zeichen gefragt wird, dann sind Zeichen »realitätshaltig«. Im »(...) fraglos eingespielten Zeichengebrauch ist Wirklichkeit in einem unüberbietbaren Sinne da. Wirklicher als in diesem Sinne wirklich kann die Wirklichkeit nicht sein.« (1996:285) Bedeutungen und Referenzen sprachlicher Ausdrücke werden nicht durch Definitionen festgelegt, sondern sie sind »immer schon da«, weil sie im Zusammenhang von Praxen erlernt und gehandhabt werden. Diskursive Übereinstimmung ergibt sich also aus vorgängigen semiotischen Praxen sowie aus erprobtem Können und Wissen im Bereich nicht-sprachlicher Handlungen.

5. Autoren wie E. Wright oder C. Grant haben vor allem die *Unterschiede* und Varianzen in der Sprachverwendung von Sprecher zu Sprecher

7 Feilke (1996:173) wiederholt noch einmal die Einsicht des Sprachforschers Philip Wegener: »Ein Wort muß man nicht ›verstehen‹. Man *kennt* es, oder man kennt es nicht.«

betont. So zitiert etwa Wright zustimmend G. Steiners Diktum, dass jeder von uns einen Ideolekt unserer gemeinsamen Sprache spricht. Er betont » (...) that neither the concept nor the sound are the same in each head.« (2008:137) Das soll nicht heißen, dass jeder von uns seine Privatsprache spricht, wohl aber, dass es private Verständnisse der allgemeinen Sprache gibt. (165) Darum bedarf es des Glaubens, dass der andere Sprecher Sprache in einer vergleichbaren Weise benutzt, wie man selbst. »This is why I place faith as central to the operative fiction [sensu Schmidt], for faith (not blind trust) is prepared for contingency to break through the merely verbal agreement, which is all that language can give us. Those who hold to sincerity as guaranteed by ›one's word‹, who believe that Alter's ›integrity‹ can never surprise one, are being frankly superstitious, turning the target of the operative fiction – thing, person or self – into a given ontological fixity.« (E-Mail des Autors an mich vom 20. August 2008)

6. Die sprachwissenschaftlichen und sprachphilosophischen Theorien der letzten hundert Jahre bieten genügend Möglichkeiten zu beobachten, wie ein Problem sukzessive *kontextualisiert* und *rekontextualisiert* werden kann. So wird Sprechen einerseits an Sprache, Kommunikation, reflexives Handeln, Wissen usw. angedockt und physisches Embodiment wird reflektiert. Andererseits wird Sprechen untersucht auf seine Verbindung mit psychischen (Erwartungen, Emotionen, Motivation) und soziokulturellen Faktoren wie Regeln, Diskursen, Medien usw.

Je nach vorausgesetztem Zeichenbegriff und je nach Art und Ausmaß der Berücksichtigung von Kontextfaktoren und Faktoren der soziokulturellen Einbettung werden dann zum Teil höchst unterschiedliche Modelle von/für Sprache entwickelt, die aber bis heute alle mit dem zentralen Problem Referenz/Repräsentation bzw. Bedeutung verbunden sind. Im Hintergrund steht immer die Frage: Wie sind Sprache und Wirklichkeit sowie Sprache und Wahrheit miteinander verbunden? Das gilt – zumindest partiell – selbst für L. Wittgenstein, deutlich aber für Sprechakttheorien, Pragmatiken à la Apel und Habermas oder sprachanalytische Philosophien von W. Sellars bis D. Davidson oder H. Putnam.

7. Die *Sprachkritik* verschiedenster Provenienz hat ein ganzes Sündenregister zusammengestellt, was alles durch unreflektierten Sprachgebrauch passieren kann:

– Ontologisierung⁸ der Referenzfunktion (= Sprache bezeichnet etwas Außersprachliches) als intuitive Gewissheit;

8 »Entwickelte Sprache führt nun aber [...] zu einer grundlegenden Entfremdung: So wie den Menschen Arbeit und ihr Produkt als ›fremde Macht«

- Linearisierung (= Gleichzeitiges wird in ein Nacheinander verwandelt);
- Ab- bzw. Ausblenden des Handlungsaspekts zugunsten des propositionalen Aspekts;
- Eliminierung des Sprechers aus der Aussage;
- Konzentration auf Aussage/Behauptung zu Ungunsten anderer Sprachfunktionen wie z.B. expressive, ironische, fiktive oder pragmatische Funktionen.

Dieses Sündenregister wird noch erheblich verlängert und verschärft durch die Entstehung und den Umgang mit *Schrift*.⁹ Ich erinnere nur an einige Argumente.

- Schrift trennt das Wissen vom Leib der Aktanten und schafft damit die Bedingung für Vorstellungen von diskursjenseitiger Objektivität und depersonalisierter Wahrheit. Die Welt der Schrift wird zur Welt der Ontologie. Ein kognitiver Idealismus verdrängt die Einsicht in die Sozialität und Praxisgebundenheit des Wissens.
- Schreiben ist eine vollkommen künstliche Technologie, die neue Verstehens- und Widerspruchsmöglichkeiten und damit neue Semantiken und Wahrheitsansprüche entstehen lässt. Zugleich entstehen damit neue Möglichkeiten der Abstraktion, des analytischen Denkens, des Denkens in Kausalketten usw.
- Schrift trennt Produktion und Rezeption und dekontextualisiert beide, was den Verstehenserfolg von Kommunikationsangeboten verringert.
- Schrift verschärft die mit der Sprache eingeleitete *referential fallacy*. Durch die Segmentierung von Lautfolgen in Wörter und durch die Isolierung des Wortes als materiell aufschreibbares Zeichen entsteht der Zwang, Wörter mit Bedeutungen zu verbinden.
- Die Entsubjektivierung des Wissens bindet die Verbindlichkeit des Wissens an Objektivität und Wahrheit, die von der Kommunikation und alltäglichen Erfahrungen mit Problemlösungen abgekoppelt und ins Sein bzw. in die Wirklichkeit verlegt werden. Damit wurden die Grundlagen realistischer Empiriekonzepte gelegt, die bis heute nachwirken.

8. Insgesamt kann man zum dem Schluss kommen, dass die sprachphilosophischen Scheinprobleme dadurch entstehen, dass man den komplexen Gesamtprozess von Zeichen, Bezeichnetem und Zeichenbenutzung in komplexen sozialen Situationen, von Zeichennutzern und

gegenübertritt, so tritt ihnen die von ihnen selbst konstruierte Wirklichkeit als etwas scheinbar Objektives gegenüber.« (Ziemke & Stöber 1992:69)

⁹ Zu Details und Literaturangaben für die folgende Aufstellung cf. Schmidt (1997).

deren soziokulturellen Voraussetzungen nur auf eine Relation (Zeichen: Bezeichnetes) verkürzt und es dann mit den bekannten unlösbaren Referenzproblemen zu tun bekommt.

Konzipiert man dagegen Sprechen als Handeln in Sprach- und Handlungsgemeinschaften zum Zwecke gemeinsamer Problemlösung, dann treten soziale reflexive Prozesse und nicht abstrakte Zeichenrelationen in den Vordergrund.

9. H. Feilke hat sich deutlich gegen die von vielen Theoretikern vollzogene »Überhöhung der Sprache zum Subjekt« ausgesprochen. Nicht »die Sprache« behandelt Wörter oder »tut« etwas anderes, sondern Sprecher gehen mit Wörtern um, die sie gelernt haben und die einen Teil ihrer sprachlichen Kompetenz ausmachen. Sowohl die Rede vom Handeln der Sprecher als auch die Rede von der »hinter dem Rücken der Sprecher« ablaufenden Konstitution und Selektion etwa lexikalischer Strukturen im sozialen System müssen daher »(...) auf pragmatische Anforderungen des Sprechens in kognitiver und kommunikativer Hinsicht zugeschnitten sein bzw. werden.« (1994:97)

Die Wörter einer Sprache sind keine neutralen propositionalen Gebilde. Vielmehr gilt: »Jedes Wort führt, wenn auch in sehr unterschiedlichem Umfang, Informationen über seine möglichen und wahrscheinlichen Kontexte mit sich (...) und ist insofern bereits pragmatisch markiert.« (98) Dadurch wird es möglich, von sprachlichen Mitteln einen Gebrauch zu machen, der an einen bisherigen Gebrauch anschließbar ist. So gesehen ist gewusster Gebrauch eine Art von Schonverständnissein, das als Garant für entlastetes und dauerhaftes soziales Handeln angesehen werden kann. (100)

Zusammenfassung

- Es ist unplausibel, Sprache zu einem handelnden Subjekt zu hypostasieren.
- Sprechen ist primär kommunikatives Handeln, erst dann bzw. dadurch eine Angelegenheit von Zeichen.
- Sprachzeichen sind nur dann Sprachzeichen in der Kommunikation, wenn sie Zeichen für vorausgegangene erfolgreiche Koordinationen von Sprechern und Hörern sind.
- Sprache ist kein Zeichensystem mit Referenz auf außersprachliche Objekte. Das Referenzproblem entsteht erst durch die Isolierung von Wörtern in der Schrift.
- Mit Sprache greifen wir zurück auf sozial approbierte Zeichenverwendungen; wir greifen mit ihr nicht in »die Realität« aus.

- Gegenstände der Kommunikation sind Gegenstände der Kommunikation.
- Sprache organisiert die Differenz wie die Vermittlung zwischen Kognition und Kommunikation.
- Sprache organisiert den kommunikativen Umgang mit dem Bezug auf unser Weltwissen.
- Soziale Interaktion ist primär wenn nicht ausschließlich sprachlicher Diskurs.
- Menschen sind in aller Regel Mitglieder in Handlungs- und Sprachgemeinschaften.
- Die Aufgabe des Sprechhandelns besteht in der gemeinschaftlichen Lebensbewältigung in friedlicher Kooperation.
- Sprechen ist immer motiviert und dient dem Zweck der Handlungskoordination.
- Der Erfolg sprachlich vermittelter Handlungskoordination wird durch Handlungserfolg bestätigt, nicht durch korrekte Zeichenreferenz.
- Voraussetzung für Referenz und Bedeutung von Sprachzeichen ist eine eingespielte Interpretationspraxis.
- Dem Sprechen liegt der Glaube zugrunde, dass andere Sprecher Sprache ähnlich verwenden. Diese operative Fiktion unterstellten kollektiven Wissens kompensiert mehr oder weniger erfolgreich die grundsätzliche Ambiguität von Sprachhandlungen sowie die kognitive Autonomie der Sprechenden.

4. Verstehen

»Denk doch einmal gar nicht an das Verstehen als ›seelischen Vorgang‹. Denn *das* ist die Rede-weise, die dich verwirrt.«

(Ludwig Wittgenstein)

1. In einschlägigen Diskursen wird heute kaum bestritten, dass Sozialität über Kommunikation konstituiert und aufrecht erhalten wird. Und Kommunikation kann nur funktionieren, wenn Kommunikationsprozesse mit Verstehen abgeschlossen werden. Aber was wissen wir vom Verstehen, wie verstehen wir ›Verstehen‹?

Die Diskussion des Verstehensproblems ist so alt wie die Philosophie. Sie ist geprägt von den jeweils implizit oder explizit vorausgesetzten Konzepten von Sprache, Text, Handlung, Bewusstsein, Gesellschaft und Kultur. Sie wird bestimmt von vorausgesetzten Unterscheidungen wie aktiver/passiver Rezipient, Bedeutung als Texteigenschaft/Bedeutung als Attribution, Kognition als offenes/als geschlossenes System, Text als offenes Verstehensangebot/Text als deterministische Kognitionssteuerung, Handlungsverstehen/Sprachverstehen usw.

Die Debatte ist bis heute geprägt von der Kontroverse zwischen hermeneutischen und naturwissenschaftlichen Ansätzen, vor allem in der Kognitionspsychologie; von der Frontstellung zwischen Verstehen vs Erklären als den angeblichen Domänen von Geistes- vs Naturwissenschaften; von der Differenz zwischen Transparenz und Interpretation, zwischen Wahrscheinlichkeit und Unwahrscheinlichkeit des Verstehens usw.

In kognitionspsychologischen Studien seit den 60er Jahren des vorigen Jahrhunderts sowie in konstruktivistischen Verstehenstheorien ist vor allem der *Handlungsaspekt* des Verstehens betont und Verstehen als aktive Zuordnung von Bedeutungen zu Texten und Handlungen durch Aktanten konzipiert worden.

Auf einige Aspekte dieses Diskussionsstrangs konzentriere ich mich in der folgenden Übersicht.¹

2. In der kognitiven Psychologie und der Psycholinguistik dominiert seit den 60er Jahren des vorigen Jahrhunderts die Annahme, dass Verstehen ein aktiver, zielgerichteter Prozess ist, der als *Informationsverarbeitung* im Zuge einer *Interaktion* zwischen Medienangeboten (z.B. sprachlichen Texten) und Rezipienten beschrieben wird. Mit anderen Worten: Verstehen wird – in Übereinstimmung mit unserem Alltagsverständnis

1 Zu Einzelheiten und Literaturangaben cf. Schmidt (1986, 1992).

– als *kognitiver Prozess* modelliert. In der psycholinguistischen Textverstehensforschung entstanden zunehmend Arbeiten, die Textverstehensprozesse ziel- und strategiespezifisch zu konzipieren versuchten.² Damit wurden – in der Rückschau gesehen – bereits partielle Äquivalente zu handlungsorientierten Verstehenstheorien entwickelt.

Führende Autoren der deutschen Sprachpsychologie wie N. Groeben oder H. Hörmann vertraten eine sogenannte »konstruktive Position des Textverstehens«, nach der die Frage der semantischen Dimensionierung eines Textes hauptsächlich durch Bezug auf die kognitiven Operationen des jeweilig Verstehenden beantwortet werden muss. Diese semantische Ebene eines Textes erreichen Leser durch inferentielle und elaborative Tätigkeiten: Verstehensanforderungen (Ziele und Kontexte des Verstehens) und Verstehensbedingungen (kognitive Ausstattungen von Rezipienten und unterschiedlich geartete Texte) bestimmen spezifische *Typen* inferentieller und elaborativer Tätigkeiten und damit die einem Text zugeordneten Bedeutungen.

Die Probleme einer empirischen Erforschung von Verstehensprozessen hängen mit der Schwierigkeit zusammen, Verstehensprozesse relativ zu den zu verstehenden Texten operationalisieren zu müssen, ohne bereits ein Verstehensmodell zur Verfügung zu haben, was Text und Leser als distinkte Faktoren integriert. Einen Ausweg aus dieser Schwierigkeit suchten handlungstheoretische Modelle durch die Postulierung verschiedener Verstehensprozesse auf der Ebene unterschiedlicher Verstehensstrategien und Verstehensziele. Damit wurde versucht, durch die Explikation von Strategien während des Textverstehens den genannten Text-Leser-Dualismus zu überwinden.

Im Folgenden fasse ich die relevanten Aspekte der psycholinguistischen und kognitionspsychologischen Diskussion des Verstehensproblems der 1970er bis 1990er Jahre des vorigen Jahrhunderts kurz zusammen:

- Textverarbeitung wird modelliert als ein interaktiver Prozess, der Bottom-up- und Top-down-Operationen integriert.
- Textverarbeitung macht Gebrauch von Wissen, das im Gedächtnis der Sprachbenutzer organisiert ist, wobei dieses Wissen sich vor allem auf vier Bereiche bezieht: auf den Text, auf die Welt, auf die Struktur von Geschichten (*stories*) sowie auf die Struktur des Geschichtenerzählens (*narrations*). Daneben erprobt man für künftige Forschungen eine Forschungsstrategie, bei der nicht nur die Herstellung einer kohärenten Textstruktur berücksichtigt, sondern die Auswertung der Texte im kognitiven Bereich von Rezipienten als ein Online-Prozess dargestellt werden soll.

² Cf. die Forschungsübersicht bei Hauptmeier, Meutsch & Viehoff (1987, 1989).

- Textverstehen wird konzipiert als ein Prozess der Textverarbeitung im Sinne eines spezifischen Informationsverarbeitungsprozesses.
- Textverarbeitung, verstanden als Informationsverarbeitung, wird gesehen als ein aktiver, konstruktiver Prozess im kognitiven Bereich von Rezipienten.
- Textverarbeitung wird bestimmt als sequentieller, zyklischer, hierarchischer und strategischer semantischer Organisationsprozess, der auf eine kohärente Organisation von semantischen und kognitiven Daten abzielt.
- Textverarbeitung ist ein sozialer Prozess, der in situative und soziale Kontexte eingebettet ist.

Textverarbeitung qua Textverstehen ist nach diesen Ansätzen ein Prozess, bei dem vier Aspekte unterschieden werden müssen: ein Bewusstseinsaspekt, eine affektive Komponente, eine Zustands- bzw. Prozesskomponente sowie eine spezifische Kreativität.

Verstehen als *Prozess* ist nicht direkt kommunikationsfähig. Erst wenn der Prozess unterbrochen wird, etwa weil Verstehensprobleme auftreten, stellt sich begleitendes Bewusstsein ein; d.h. das psychische System trennt Operation und Beobachtung und macht erst damit Verstehensprozesse (= Operationen) bewusstseinsfähig (= beobachterrelevant). Damit stellt sich dem Bewusstsein die Aufgabe, Möglichkeiten des Weiter-Wissens bzw. Weiter-Machens zu (er-)finden, wobei Wissen-Wie (etwa Konventionen) und Wissen-Was (etwa »Weltwissen« oder »literarisches Wissen«) unterschieden werden. Welche Fortsetzungsmöglichkeit gewählt wird bzw. sich durchsetzt, das hängt wesentlich ab vom Situationskontext und von sozialen Voraussetzungen z.B. des Literatursystems, das dem Bewusstsein weit »liberalere« Fortsetzungsmöglichkeiten erlaubt als andere Sozialsysteme.³

»Hartnäckige« Verstehensprobleme erfordern einen Rückgriff auf Kommunikation; das bedeutet, das psychische System »importiert« Gründe und Möglichkeiten fürs Weitermachen aus dem Sozialbereich – wobei (Selbst-)Sozialisation die Voraussetzung bildet. Dabei dürfte folgende Maxime gelten: Je unwahrscheinlicher eine kognitive Operation ist (z.B. Weitermachen, obwohl man »keine Lust« dazu hat und »sich quälen« muss), desto abhängiger ist sie von relevanten sozialen Bedingungen.

Metaphorisch ausgedrückt – und beim gegenwärtigen Wissensstand sind Metaphern unvermeidlich – kann man sagen: Beim Rezipieren von Medienangeboten, etwa beim Lesen eines Textes, »ist das Bewusstsein ganz beim Text«, aber es nimmt ihn nicht intentional wahr (so wie es ihn auch nicht strategiegeleitet »verarbeitet«); sondern es »ist« ganz konzentriert auf sein eigenes Weitermachen. Texte sind auf dieser Ebene

³ Cf. dazu Schmidt (1989).

nicht zum »Verstehen« da, sondern um dem Bewusstsein die Fortsetzung der eigenen Operationen zu ermöglichen.

Dabei sind folgende Aspekte zu berücksichtigen: Verstehensprozesse sind immer *lebenspraktisch integriert* in den Prozess des Überlebens des lebenden Systems. An diesem Prozess können – rein analytisch – drei Bereiche unterschieden werden: ein rationaler Bereich der informationellen Selbstorientierung; ein affektiver Bereich der Lust-Unlust-Äquilibrierung (sensu L. Ciompi 1997); und ein empraktischer Bereich der evaluativen Abschätzung der lebenspraktischen Relevanz kognitiver Prozesse.

3. Diese kurz referierten empirischen Arbeiten haben die Diskussion über das Verstehensproblem in der Folgezeit stark beeinflusst. Auch hier erwähne ich nur einige Aspekte.

J. Loenhoff betont eindeutig den *Handlungsaspekt* von Verstehen. Verstehen wird hergestellt

- durch Überprüfung an übergreifenden und wahrnehmbaren Handlungsfolgen
- durch Überprüfung mit Hilfe von Nachfragen
- durch Überprüfung sprachlicher Reaktionen über Schlussfolgerungen.

Alle Überprüfungen sind fehlbar, ermöglichen aber gleichwohl einen praktischen Konsens der Interaktanten und sichern dadurch deren Handlungsfähigkeit. (1992:38 f.)

Nach P. Janich versteht jemand eine Handlung, wenn er weiß, welches *Handlungsschema* von einem Aktanten realisiert wird. (2001:60) Davon zu unterscheiden ist das *Begreifen* einer Handlung, das in der Beurteilung und Bewertung von Zwecken besteht.

Oder R.B. Brandom konstatiert: »Man versteht einen Sprechakt – begreift seine diskursive Signifikanz -, wenn man imstande ist, im Gezug die richtigen Festlegungen zuzuweisen.« (2001:214)

4. Der Philosoph der Geschichten, W. Schapp, hat sich zum Thema kognitives Verstehen wie folgt geäußert: »In meinem stillen Sprechen kann die Frage nach dem, was verstehen ist, kaum auftauchen. Es hat keinen Zweck zu sagen, daß ich verstehe, wenn ich still spreche und noch weniger Sinn hat es, zu sagen, daß ich es nicht verstehe. [...] Wenn aber ein anderer zu mir spricht, dann gibt es Verstehen und Mißverstehen. Was dies aber eigentlich ist, werden wir nur aufklären können, wenn wir uns in die Geschichte hineinbegeben, zu der die Unterhaltung gehört. [...] Eine Verständigung gibt es nur insoweit, als die Geschichten gemeinsam sind, nur soweit, als die, die sich verstehen wollen, in eine Geschichte verstrickt sind. [...] Ein Verständnis findet immer nur statt – so ist unsere Meinung – auf der Grundlage der vergangenen Geschichten.

[...] Man versteht sich auf der Grundlage der alten Geschichten ohne viel Worte.« (1959:274 f.)

5. G. Rusch ortet im *konstruktivistischen Diskurs* Varianten von drei unterschiedlichen Verstehenskonzepten:

- Eigenwerttheorien (H. von Foerster, E. von Glasersfeld, K. Krippendorff);
- Reflexionstheorien (N. Luhmann);
- Eigenwert-/Attributionstheorien (G. Rusch, S.J. Schmidt).

»Die Eigenwerttheorien des Verstehens sind im Wesentlichen kybernetisch-psychologische Ansätze, die Verstehen als kognitiven/psychischen Prozeß unter Bedingungen kognitiver Autonomie darstellen. Die Reflexionstheorie des Verstehens bei Luhmann ist eigentlich ein Stück Bühlersche Sprachtheorie und Symbolischer Interaktionismus in systemtheoretischer Terminologie und Umgebung. Sie wird von dem Gedanken des Sichhineinversetzens, der Perspektiven- bzw. Rollenübernahme, also des Verstehens durch Reflexion auf die Operationsbedingungen des zu verstehenden Systems, getragen. Die Eigenwert-/Attributionstheorien des Verstehens gehen von den unhintergehbaren Bedingungen kognitiver Autonomie aus, um Interaktion/Kommunikation aus der Doppelperspektive von Kommunikator und Rezipient zu beobachten. Dies markiert auch den Unterschied zu den beiden anderen Ansätzen, die sich gemeinsam auch als Rezeptionstheorien des Verstehens fassen lassen – und darin der hermeneutischen Tradition noch näherstehen, während die Eigenwert-/Attributionstheorien durch eine Integration der Operationsweisen von Kommunikator und Rezipient eine deutliche Erweiterung z.B. um produktionstheoretische Aspekte darstellen.« (1999:127 f.)

G. Rusch (1987, 1992) hat selbst eine Verstehenskonzeption entwickelt, nach der Verstehen als *Qualität des Erlebens* eines Vorgangs oder Sachverhalts konzipiert wird. Wird dieses Erleben als eindeutig, mit bisherigen Erfahrungen übereinstimmend, in sich stimmig und sicher erfahren, so dass sich ein gutes Gefühl von der Angemessenheit und Qualität des Erlebens einstellt, und folgen auf dieses Gefühl die erwarteten Verhaltenskonsequenzen, dann »(...) liegt Verstehen vor. (...) Und in diesem Sinne ist Verstehen eine Leistung, die der einzelne Organismus autonom auf der Grundlage *seines* sinn- und bedeutungstiftenden (Bezugs-)Systems kognitiver Strukturen erbringt. Deshalb ist nicht irgendeine Art von Übereinstimmung oder Nähe zwischen wahrzunehmendem und wahrgenommenem Objekt das Kriterium des Verstehens, sondern die Güte des Erlebens und mithin die Sicherheit der Synthese von Verhalten.« (1987: 121)

Rusch unterscheidet prinzipiell zwischen zwei zentralen Aspekten des Verstehens: Auf der *kognitiven* Ebene handelt es sich um einen

spezifischen psychischen Prozess; auf *sozialer* Ebene geht es um die Zuschreibung von Verstehensleistungen durch den Orientierenden an einen Orientierten. Entspricht der Orientierte den Erwartungen des Orientierenden, dann schreibt ihm dieser Verstehen zu, ohne dabei in irgendeiner Weise den psychischen Prozess beobachten und entsprechend mit berücksichtigen zu können. Auf der sozialen Ebene ist Verstehen also eine *Beobachterkategorie*. Der Verstehende selbst kann (wie etwa auch Schapp betont) gar nicht sinnvoll sagen: »ich verstehe«. Sinnvoll ist nur die Feststellung eines Beobachters: »du verstehst«. Von einem »objektiven« Verständnis zu sprechen, macht nach solchen Überlegungen wenig Sinn.

Zusammenfassung

- Das Verstehensproblem ist so alt wie die Philosophie selbst. Die Diskussion variiert auf einer Skala zwischen Geistes- und Naturwissenschaften, zwischen Hermeneutik und Kognitionswissenschaften.
- Entscheidend für die jeweilige Verstehentheorie sind die (meist implizit) vorausgesetzten Grundbegriffe (wie Kognition, Text, Bedeutung usw.).
- Kognitionstheoretisch wird Verstehen modelliert als eine eigenständige Leistung kognitiver Systeme, und zwar als ein kognitiver Prozess der Informationsverarbeitung, der eine Fülle von Voraussetzungen (Gedächtnis, Wissen, Inferenzbildungen, Strategien, emotionale Steuerungen usw.) in Anspruch nimmt.
- Anschließend an kognitionstheoretische Modelle wird in der neueren Diskussion Verstehen als spezifische Form von Handlung modelliert.
- Die Zuerteilung der Prädikate Verstehen/Nichtverstehen geschieht nur in sozialer Interaktion.
- Soziale Verstehensprozesse sind Attributionsprozesse: A attestiert B Verstandhaben aufgrund seiner von A erwarteten sprachlichen bzw. nicht-sprachlichen Reaktionen. Dieses Attestieren setzt vorhergegangene Geschichten (sensu W. Schapp) voraus und vollzieht sich in gemeinsam geteilten Geschichten.
- Im Rahmen konstruktivistischer Konzepte erscheint Verstehen als eine Qualität stimmigen Erlebens.
- Beim Verstehen sind grundsätzlich zwei Aspekte voneinander zu unterscheiden: der kognitive psychische Prozess sowie die soziale Zuschreibung von Verstehensleistungen nach bestimmten Beurteilungskriterien.

5. Wirklichkeit

»Wirkliche Wirklichkeit ist immer unrealistisch.«
(Franz Kafka)

1. Die Besonderheit und die Bedeutsamkeit der Frage nach »der Wirklichkeit« besteht darin, dass sie – und das bereits seit Jahrtausenden – von jeder neuen Denkrichtung in der Philosophie und den Wissenschaften immer wieder anders gestellt und verschieden beantwortet worden ist; und jede Antwort hat (selbstverständlich?) für sich beansprucht, die richtige und endgültige zu sein.

Eine Aufzählung der bis heute gegebenen Antworten würde Bücher füllen, wie jeder Blick in Philosophie- und Wissenschaftsgeschichten zeigt. Interessant ist dabei, dass jede Antwort benutzt worden ist, um die jeweilige Denkrichtung zu kennzeichnen. So spricht man von Idealisten und Realisten, von Solipsisten und Empiristen, von Instrumentalisten und Nominalisten, von Konstruktivisten und Dekonstruktivisten je nach dem Typ der Antwort auf die Frage, ob wir die Wirklichkeit abbildend erkennen, oder ob wir uns nach unseren je eigenen Bedingungen, Erwartungen und Maßstäben eine Wirklichkeit konstruieren; ob unsere Wirklichkeitserkenntnis wahr ist, oder ob die Frage nach der Wahrheit unbeantwortbar ist.

Ein Versuch, die Überfülle von Antworten auf die Wirklichkeitsfrage auf den Punkt zu bringen, führt zu folgendem Ergebnis: Alle Spielarten des sog. Realismus konzentrieren sich auf das Erkenntnis*objekt*, d.h. sie behaupten, dass die Wirklichkeit unabhängig vom Menschen existiert und vom Menschen durch geeignete Maßnahmen des Erkennens objektiv, also in ihrem wahren So-Sein bzw. in ihrer Existenz erkannt werden kann. Damit ist auch die Wahrheitsfrage prinzipiell beantwortet: Wirklichkeitsangemessene Erkenntnisse sind wahr. Alle nicht-realistischen Denkrichtungen dagegen konzentrieren sich (in ganz unterschiedlicher Weise) auf das Erkenntnis*subjekt* und machen die Erkenntnis der Wirklichkeit von dessen Erkenntnisoperationen unter den jeweils herrschenden Bedingungen abhängig. Die Wahrheitsfrage wird dadurch schwieriger zu beantworten, weil Erkenntnisse jetzt nicht mehr direkt an der Wirklichkeit auf ihre Wahrheit überprüft werden können. Entsprechend vielfältig sind die Antwortvarianten; sie reichen von sog. Agnostizismus (= die Wahrheit ist unerkennbar) bis zum sog. Kritischen Rationalismus Poppers und seiner Schüler, der wenigstens eine schrittweise Annäherung an die Wahrheit für möglich hält und überzeugt ist, dass man zumindest die Falschheit von Annahmen und Aussagen nachweisen kann (Falsifikationismus).

2. In einem Überblicksartikel hat W. Welsch (1998) Bedeutungsvarianten und Modelle von Wirklichkeit kritisch dargestellt. Auf einige für mich interessante Aspekte seiner Darstellung möchte ich kurz verweisen.

Während es seit I. Kant so aussah, als bestünde Einvernehmen in der Philosophie darüber, dass wir aus prinzipiellen Gründen keinen direkten Zugang zur Wirklichkeit haben können, mehren sich spätestens seit H. Putnams Eintreten für einen »direkten« oder »natürlichen« Realismus (1994) wieder die Forderung sowohl im Konstruktivismus als auch im Dekonstruktivismus, die Debatte über die Erkennbarkeit oder Unerkennbarkeit »der Wirklichkeit« (wieder einmal) neu aufzurollen.

Dabei ergibt sich allerdings die Schwierigkeit, dass es – so Welsch – eine Theorie (im wissenschaftlichen Sinne) von »Wirklichkeit« nicht geben kann. Was uns bleibt sind Möglichkeiten der Rekonstruktion von Begriffsverwendungen. Der Begriff selbst scheint (ähnlich wie der Wahrheitsbegriff) »(...) deshalb so undefinierbar, weil er gänzlich unentbehrlich ist. Denn erstens müsste jede Definition ihn offenbar schon wieder in Anspruch nehmen (...), und zweitens scheint dieser Begriff so elementar zu sein, dass man ihn nicht durch Rekurs auf andere Begriffe bestimmen bzw. durch eine Kombination anderer Begriffe ersetzen kann.« (173 f.) Man kann also streng genommen nur auf die Weisen achten, » (...) in which we endlessly renegotiate – and are forced to renegotiate – our notion of reality as our language and our life develops« (Putnam 1994:452).

3. Dieser Überzeugung entsprechend diskutiert Welsch dann substantivische, adjektivische und adverbiale *Verwendungsweisen* von »Wirklichkeit/wirklich«. Dabei ermittelt er sieben Hauptbedeutungen von »Wirklichkeit«:

- das Insgesamt des Gegebenen;
- das Tatsächliche bzw. Hart-Faktische (im Unterschied zu seiner rhetorischen Verbrämung);
- das Handgreiflich Geschehene (im Unterschied zur Simulation);
- die wahrhafte Verkörperung eines Wesens;
- das Außerordentliche;
- das Wirksame und Intensive;
- die höhere Wirklichkeit als das wahre Maß des scheinbar Wirklichen (183 f.).

Angesichts dieser Bedeutungsvielfalt gibt es nur die Empfehlung, sehr genau zu eruieren, in welchem Kontext, zu welchem Zweck und in welchem Diskurs die Begriffe »Wirklichkeit/wirklich« gebraucht werden.

An Welschs Übersicht über Modelle philosophischen Wirklichkeitsverständnisses möchte ich folgende Punkte hervorheben:

- G. W. Leibniz hat die Frage nach realen Phänomenen wie folgt beant-

wortet: Real ist, was sich bruchlos in die Reihe der Erscheinungen einfügt. Real ist mithin kein intrinsisches Charakteristikum eines Phänomens. »Wirklichkeit ist«, so interpretiert Welsch, »kein Phänomencharakter, sondern ein Zusammenhangscharakter.« (186 f.)¹ Der Zusammenhang muss sich möglichst weit erstrecken, am besten, so Leibniz, auf den ganzen Verlauf des Lebens. »Und am besten ist es, wenn zudem »die Mehrzahl der anderen Subjekte« bestätigt, »dass die Erscheinung auch mit ihren Phänomenen im Einklang steht.« (187) Welsch deutet diese Einsicht Leibniz' so: »Ist etwas störungsfrei² zusammenhängend, so ist es wirklich. Das ist schon alles. Wir sollten, wenn wir nach Wirklichkeit fragen, unsere gewohnte Blickrichtung verändern: weg von ontologischen Annahmen hin zu Kohärenzprüfungen.« (190)

- F. Nietzsche, auf den sich Pragmatisten immer wieder berufen haben, deutet Wirklichkeit als das Produkt sozial geteilter Fiktionen. Wirklichkeit ist eine kunstvolle Fiktion, die so erfolgreich ist, dass wir ihre Fiktivität vergessen. Daher kann durch neue Fiktionstätigkeit Wirklichkeit verändert und neue Wirklichkeit geschaffen werden.
- M. Scheler formuliert ein Argument, das bis heute von vielen wiederholt wird, nämlich das Argument, Wirklichkeit sei *Widerstandserfahrung*.

Welsch verweist darauf, wie wichtig es ist, sich in jedem Fall der Verwendung von »Wirklichkeit/wirklich« den mitgemeinten *Gegenbegriff* zu vergegenwärtigen. Er selbst führt dies am Beispiel von »Wirklichkeit« und Virtualität« durch und zeigt, dass der Kontrast nicht stabil sein muss, sondern auch Umbesetzungen und Wechselwirkungen erlaubt. (202)³

4. B. Waldenfels verweist auf den Aspekt der *Pluralisierung* von »Wirklichkeit« in modernen Medienkulturgesellschaften. »Längst haben wir uns daran gewöhnt, von Wirklichkeiten oder Welten im Plural zu sprechen. Auf der synchronen Ebene teilt sich die Welt in mannigfaltige Wirklichkeiten, die jeweils ihre eigene Sinnestypik, ihre eigenen Regelungen und Konstitutionsbedingungen aufweisen. In der diachronen Achse begegnen sich alte und neue Wirklichkeiten und verknäulen sich ineinander. Am weiteren Horizont zeichnen sich mögliche Welten ab, mit denen wir nicht nur spielen, sondern auch rechnen. In Prozessen der

¹ Czernin: »wirklichkeit: der augenblick, in dem beziehung im begriff sind, sich in einem gegenstand zu verfestigen.« (aphorismen 4.2.1:13.14)

² Hier ist aber zu fragen, was »störungsfrei« bedeutet bzw. welche Norm Ungestörtheit definiert.

³ Eine vergleichbare Analyse des Verhältnisses von Wirklichkeit und Fiktion liefert Esposito (2007).

Verwirklichung, der Entwirklichung und Neuverwirklichung verflüssigt sich der Wirklichkeitsbegriff.« (1998:213)

Verschiedene Autoren haben vorgeschlagen, zwischen *Graden oder Ebenen* der Wirklichkeit zu unterscheiden. M. Le Duc etwa hat solche Vorschläge wie folgt zusammengefasst: »An experiential or cognitive structure is increasingly real (from an epistemological point of view):

- with repeated experience;
- with the confirmation from more than one sensory channel (this is not ontic validation, only epistemic correlation);
- with the association (assimilation) to previously known structures that match (logical truth) or fit (experiential validity between levels);
- with the corroboration of the structure by other(s) (corroboration by consensus) ...« (1996:19 f.).

5. Ein Wirklichkeitsmodell, das breite Beachtung gefunden hat, weil es realistische und idealistische Positionen zu vermitteln verheißt, haben G. Abel (1996) und H. Lenk (1995) vorgestellt. Der Titel ist bereits Programm: ein pragmatischer Realismus soll mit einem methodologischen *Interpretationskonstruktivismus* Hand in Hand gehen. (21) Dahinter steht die Überzeugung, dass jeder, der über Realität diskutiert, diese bereits als existierend unterstellt. (23)

Auch hier konzentriere ich mich auf wenige mir zentral erscheinende Aspekte.

Lenk geht aus von der generellen Interpretationsgebundenheit⁴ bzw. Interpretationsimprägniertheit aller Erkenntnis und Handlungsweisen. Wir können nicht nicht interpretieren. Lenk unterscheidet sechs Stufen der Interpretation(sarten):

- die unveränderlichen produktiven Urinterpretationen der primären Konstitution oder Schematisierung, die biologisch mit unseren Erkenntnisorganen praktisch unveränderbar gegeben sind;
- die Musterinterpretationen der Habitualisierung und Formenkategorisierung oder vorsprachlichen Begriffsbildung;
- die kulturell geformten, sozial tradierten und übernommenen sprachlich-konventionellen Begriffsbildungen;
- die flexiblen, bewusst geformten Einordnungsinterpretationen;
- die erklärenden, rechtfertigenden und begründenden, zum Teil theorieförmigen Interpretationen;
- die (meta)theoretischen Metainterpretationen der Erkenntnis, die Interpretationen der Interpretationen bzw. der Interpretationskonstrukte selbst.

4 Lenk unterscheidet genau zwischen Interpretationskonstrukt/-produkt, -imprägnat und dem »Stehen unter einer Interpretation« (1995:11, Fn. 1).

Interpretationen sind nach Lenk generell schemageleitete Aktivitäten: »Interpretieren ist das Bilden, Stabilisieren und Aktivieren von kognitiven Konstrukten, Konstituten, Mustern überhaupt (Schemata).« (10) Entsprechend bestimmt er jede Entität, die als solche erfassbar oder erfasst ist, als ein Interpretationskonstrukt oder zumindest als interpretationsimprägniert. Dabei nimmt er einen » (...) quasikontinuierlichen Übergang von der Bildung von Konstituten zur Bildung von Konstrukten bzw. weiter dann zu Tätigkeiten des ›Konstruierens‹ im engeren Sinne« an. (12)

Bei der Beschreibung von Schemabildungen und deren Aktivierung benutzt Lenk ein stark prozessorientiertes Vokabular. Er bezeichnet solche Prozesse auf der neuronalen Ebene als Aktivitäten und hält die Prozessorientierung bis auf die kognitive Ebene durch, wenn er feststellt: »Das Erkennen ist stets *handlungsgebunden*...« (253 f.). Es gibt, so Lenk, keine völlige Trennung zwischen Erkenntnis und Handeln, zwischen Theorie und Praxis, zwischen Interpretieren und Intervenieren, zwischen Strukturerkennen und Strukturieren. (254) Wir interpretieren handelnd und wir handeln interpretierend. (75)

6. Auch Lenk greift bei seiner Rede über die Realität zurück auf das Widerständigkeitsargument: »Realität wird also als sich sperrende ›primäre‹ Widerständigkeit gegen eine interpretationale Variierbarkeit aufgefasst, wobei dieser Widerstand natürlich nicht absolut starr sein muß...« (18).⁵ Dabei führt er wiederum die bekannte Unterscheidung zwischen »natürlichen« und »sozialen« Realitäten ein, wenn er konstatiert: »Durch diese widerstandsfunktionale Auszeichnung im Sinne primärer Urinterpretationen scheinen sich ›natürliche‹ Realitäten von ›rein sozialen‹, also nicht nur interpretationsimprägnierten, sondern interpretationserzeugten, zu unterscheiden. *Soziale* Realitäten sind im höheren Maße fingiert, geltungs- und normenkontrolliert, also interpretationserzeugt, statt – wie natürliche oder reale Gegenstände – nur in der Wahrnehmungsweise, der Klassifizierung in Arten usw. interpretationsimprägniert oder formal artenkonstituiert.« (18 f.) Soziale Interpretationspraxis ist im Unterschied dazu historisch wandelbar. Allerdings betont Lenk, dass der Verweis auf *facta bruta* und Widerständigkeits Erfahrungen nicht impliziert, dass diese sich als interpretationsunabhängige Realitäten an sich erfassen lassen. Gleichwohl führt

5 Dieses Argument findet sich immer und immer wieder. So argumentiert etwa der Sozialpsychologe Lauken wie folgt: »Es gibt demnach auch in der Sache liegende Grenzen sozialen Konstruierens, und sie machen die Sachhaltigkeit des Wissens aus. [...] Sachhaltigkeit erweist sich vielmehr allein negativ in der Enttäuschung von Erwartungen durch Erfahrungen ...« (1998:354).

s. E. kein Weg vorbei an der Erkenntnis, dass sie » (...) aber andererseits doch fraglos praktisch-pragmatisch unüberwindliche Widerständigkeiten darstellen.« (20) Diese Auffassung nennt er einen »interpretationistischen Realismus«, der s. E. »auch aus lebenspraktischen Gründen« unumgänglich ist. (82) Denn – so argumentiert Lenk in der Kantischen Tradition – das erkennende Subjekt » (...) kann nur dadurch selber ›realisiert‹ werden, in dem es Materialien, die von außen kommen, bearbeitet und strukturiert.« (36)

Trotz aller Einschränkungen argumentiert Lenk also offensichtlich für einen denkbaren Dualismus, so z. B. wenn er schreibt: »Dennoch können und müssen lebenspraktisch Existenz und Verfassung der Realität an sich als das deutungsunabhängige ›Andere der Interpretation‹ aufgefasst werden – selbstverständlich freilich in deutender Form und interpretationsimprägnierter Weise.« (85 f.) Das soll heißen, dass bereits das Konzept einer vom erkennenden Subjekt unterschiedenen »Welt an sich« ein interpretatives Konstrukt, ein erkenntnistheoretisches Modellkonzept (der o. g. Stufen 5 und 6) ist. »Indem wir handeln, indem wir interpretieren, setzen wir pragmatisch notwendig das Modell einer realen Welt voraus: Wir können dieses zwar logisch im Sinne des traditionellen radikalen Skeptizismus bestreiten, aber pragmatisch-performativ können wir diese Ablehnung nicht durchführen. Insofern ist die Realitätsunterstellung pragmatisch ›notwendig‹. Dies bedeutet nicht, dass sie nicht auch interpretatorisch wäre.« (255) Aber insofern Handeln ein Interpretationskonstrukt ist, ist es auf »Weltunterstellung« angewiesen, denn es konzentriert sich immer an/in etwas und an jemandem (einen Akteur). –

7. Lenks Interpretationismus hat seine Parallele in der Interpretationsphilosophie G. Abels. Dessen Grundgedanke lautet, dass die Grundlage wie die Grenze unserer Erfahrung und unseres Denkens die Lebenspraxis ist, die als Interpretations-Praxis bezeichnet werden kann. »Jedes Objekt oder Ereignis, das ein raum-zeitlich lokalisiertes, individuiertes und als bestimmt angesehenes Objekt oder Ereignis ist, ist aufgrund der darin bereits vorausgesetzten und in Anspruch genommenen Lokalisierungs-, Individuations-, Bestimmtheits- und Spezifikations-Regeln/-Prinzipien/-Instrumentarien, die als Interpretations-Regeln/Prinzipien/Instrumentarien charakterisiert werden können, ein Interpretationsprodukt, das eine kategorialisierende und individuiierende Genealogie aus Interpretationsverhältnissen bereits hinter sich hat.« (1996:227) Da Gegenstände immer Gegenstände der Erfahrung sind und man sich keinen Gegenstand der Erfahrung ohne Qualitäten denken kann, sind Gegenstände für uns nur Gegenstände unter der Kategorie der Realität; denn Erfahrung kann in ihrer Objektivität nicht wiederum durch Erfahrung begründet werden.

8. Auf die Bedeutsamkeit von *Lebenswelt* verweisen Autoren unterschiedlicher Richtung. B. Waldenfels etwa stellt fest: »Wirklich ist das, wovon wir ausgehen, selbst wenn wir es im einzelnen bezweifeln.« (1998:215) P. Janich hält die Lebenswelt, verstanden als gemeinschaftliche Praxis plus Alltagssprache, für die ernst zu nehmende Grundlage im Sinne eines methodischen Anfangs. (2001:219) Beide führen damit eine Argumentation E. Husserls fort, der bekanntlich Lebenswelt deutete als die Welt, in der wir immer schon leben, und die den Boden abgibt für alle Erkenntnisse und auch für alle wissenschaftlichen Bestimmungen.⁶

Der Bezug auf Lebenswelt geht in der Regel zusammen mit der (oft holistisch genannten) Auffassung, dass es in der Welt keine isolierten Vorgänge, Ereignisse oder Objekte gibt. (D. Baecker 2005:28)⁷ – nicht ohne Grund gibt es eine lange Debatte über das Problem singularer Entitäten.⁸

Und Autorinnen wie N. Iványi sehen in der gesellschaftlichen Konstruktion von Wirklichkeiten das *Ergebnis* und nicht etwa das Ziel praktischer Lebensvollzüge, die von Machtdifferenzen durchsetzt sind, und die eben vermittels dieser Differenzen bestimmten Wirklichkeiten zur »Faktizität« verhelfen. (1999:166)

9. C.F. von Weizsäcker hat in der Wirklichkeitsdebatte eine m. E. bis heute zentrale Einsicht formuliert »Sprechen wir sinnvoll von Realität, so sprechen wir von Realität; spricht niemand von Realität, so ist von Realität nicht die Rede.« (1980:42) Mit dieser Formulierung sind zwei wichtige Aspekte angesprochen: die Beobachtergebundenheit aller Aussagen bzw. Beschreibungen einerseits sowie die Trennung zwischen Aussagen und Existenzbehauptungen. Entsprechend bleibt von Weizsäcker konsequent auf der Beschreibungsebene und stellt nicht die Frage nach der Existenz der Realität; m. a. W. er ersetzt die Rede vom »Sein« durch die Rede von »die Rede sein«.

10. Ein Dauerthema im Wirklichkeitsdiskurs ist die Modellierung des Zusammenhangs von *Sprache und Wirklichkeit*.

Sozialkonstruktivistinnen wie B. Vaassen oder K. Gergen vertreten die Ansicht, dass Sprache die Wirklichkeit *schafft*. »Menschliche Wirklichkeit«, so Vaassen, »stellt ein Kulturphänomen dar und ist grundlegend

⁶ Bekanntlich vertritt Janich die Überzeugung, dass Wissenschaften nichts anderes sind als »hochstilisierte lebensweltliche« Praxen. (cf. u. a. Janich 1997)

⁷ Baecker verweist dabei auf A. Korzybskis Schrift *Science and Sanity* (58 ff.)

⁸ Cf. dazu die Darstellung der Debatte in Wright (2005).

und unhintergebar sprachlich.« (1996:125) Wirklichkeit hat ihre Existenz ausschließlich in der Sprache und im Sprechen. Weil das zentrale Charakteristikum der Sprache Narrativität ist, der ein Primat vor dem Bewusstsein eingeräumt wird, kann Wirklichkeit bestimmt werden als ein gemeinsamer Bestand an Geschichten einer sog. epistemischen Gemeinschaft. (127) Sprache, Denken und Handeln bilden eine Einheit bei der Übersetzung von Narrationen in kulturell gelebte Wirklichkeit. (197)⁹

11. In der sprachanalytischen Philosophie ist immer wieder betont worden, dass Tatsachen sprachabhängig sind. »Tatsachen können überhaupt nur in Gestalt von Sätzen erfasst werden. Eine Tatsache ist immer ›die Tatsache, dass...‹.« (G. Patzig 1980:11) Eine Tatsache ist das, was ein wahrer Satz ausdrückt. »Die Tatsache, die ein Satz darstellt, ist also der Inbegriff der Wahrheitsbedingungen dieses Satzes.« (32) Es ist schwer zu entscheiden, ob dieser Typ von Argumentation vereinbar ist mit der von Weizsäcker vorgeschlagenen Redeweise, dass Tatsachen als *bestimmte* Tatsachen nur in der Rede vorkommen, die über bestimmte Bezeichnungen bzw. Beschreibungen für das verfügen, was für die Kommunikationsteilnehmer als Tatsache gilt.

Diese Vereinbarkeit ist hingegen deutlich gegeben bei folgender Argumentation P. Janichs: »*Sachverhalte* sind (...) abstrakte Gegenstände und beziehen sich auf konkrete Gegenstände, nämlich Aussagen.« (2001:136) Wendet man ein, dass es ja wohl auch Sachverhalte gibt, über die nicht gesprochen wird, dann lautet das Gegenargument Janichs: »«Solange man nicht über Sachverhalte spricht, spricht man nicht über sie. Dann kann man in ebendiesem Sinne noch nicht einmal behaupten, dass es sie ›gibt‹ oder dass sie ›existieren‹, ohne dass man darüber spricht.« (137) – womit wir wieder bei der von Weizsäcker'schen Formulierung sind.

Um bestehende von nichtbestehenden Sachverhalten zu unterscheiden, verwendet Janich den Begriff ›Tatsache‹ und definiert: »TATSACHEN sind bestehende Sachverhalte. Ob ein Sachverhalt besteht oder nicht, wird (...) durch Aussagen festgestellt. Danach stellen *wahre Aussagen wirkliche Sachverhalte*, (das heißt bedeutungsgleich) *Tatsachen dar*.« (137)¹⁰

9 Gegen diese Argumentation möchte ich zwei Einwände vorbringen. (a) Die Ontologisierung von Sprache zum Wirklichkeitsschaffenden Akteur ist problematisch. (b) Nicht »die Sprache« schafft Wirklichkeit; sondern weil wir als handelnde Menschen über sprachlich artikulierbares kollektives kulturelles Handlungswissen verfügen, können wir gemeinsam kommunikatives und praktisches Handeln als Prozesse realisieren, aus denen für uns Wirklichkeiten resultieren.

10 Sprache bestimmt Tatsachen als bestimmte Tatsachen; insofern macht es

12. Ein Motto, das ich H.R. Fischer verdanke, kann auch am Schluss dieses Abschnitts stehen. Es stammt aus Fernando Pessoa's *Das Buch der Unruhe* und lautet: »Das Leben ist für uns das, was wir in ihm wahrnehmen. Für den Bauern, dessen eigenes Land sein ein und alles ist, ist dieses Land ein Imperium (...). In Wahrheit besitzen wir nur unsere eigenen Wahrnehmungen; auf sie und nicht auf was sie sehen, müssen wir demnach die Wirklichkeit unseres Lebens gründen.«

Zusammenfassung

- Die Frage nach der Wirklichkeit ist seit den Vorsokratikern ein Dauerproblem der Philosophie.
- Die Redeweise davon, was Wirklichkeit ist, wird ersetzt durch die Arten, wie wir über Wirklichkeiten reden. Dabei stellt sich die Frage nach Verwendungskontext, Redezweck und Diskurstyp.
- Wirklichkeit wird gedeutet als Zusammenhangscharakter.
- Wirklichkeit ist auf die Bestätigung durch andere angewiesen; sie ist ein Produkt sozial geteilter Fiktionen.
- Die Tendenz handlungsorientierten Redens über Wirklichkeit geht weg von ontologischen Annahmen und hin zu Kohärenzprüfungen.
- Wirklichkeit zeigt sich in Widerstandserfahrungen.
- Nach H. Lenks Interpretationskonstruktivismus sind Entitäten Interpretationskonstrukte. Erkennen ist handlungsgebunden. Realität ist das deutungsunabhängige Andere der Interpretation.
- In G. Abels Interpretationsphilosophie ist Lebenspraxis gleich Interpretationspraxis.
- Lebenswelt als Ausgangspunkt der Wirklichkeitsdebatte zu wählen bedeutet: vom »Sein« zum »die Rede sein« übergehen.
- Tatsachen sind als bestimmte Tatsachen sprachabhängig.
- Wirklichkeit kann gesehen werden als gemeinsamer Bestand von Narrationen einer epistemischen Gemeinschaft.

Sinn zu behaupten, dass Wirklichkeit grundlegend sprachlich verfasst ist. Andererseits erfahren wir Tatsachen als bestimmte Tatsachen im Handeln als Widerfahrnisse, die wir als Tatsachen erleben.

6. Wissen

»Keine Begierde ist natürlicher als die Wissbegierde. Wir erproben alle Mittel, die uns Erkenntnis verhelfen. Wenn wir mit unserem Denken nicht weiterkommen, behelfen wir uns mit der Erfahrung.«

(Michel de Montaigne)

1. Wir nehmen an, dass Sprache und Kommunikation, Erfahrung und Erwartung, Gedächtnis und Verstehen auf der Grundlage von Wissen operieren. Auch für diesen Begriff gibt es eine Fülle divergierender Lesarten. So wird Wissen modelliert als kognitiver Bestand im Gehirn, als Fähigkeit erfolgreich zu handeln, als sedimentierte gesellschaftliche Erfahrung, als Wirklichkeitskenntnis usw.

»Wissen«, so lautet die Überzeugung vieler Gegenwartsphilosophen, »ist immer gesellschaftliches Wissen – ein kognitives Aussagensystem, das in einer Gesellschaft als Wissen definiert und in ihrem Bereich als Wissen verfügbar ist.« (St. Jensen 1994:80)

Und eine zweite Überzeugung setzt sich in den letzten Jahren immer mehr durch, die besagt: Alles Wissen ist an den Leib gebunden (*embodied*). Das soll heißen: Wissen ist:

- gebunden an Praxen bzw. an Prozesse;
- gebunden an aktiv herstellende und nutzende Aktanten;
- gebunden an Kommunikation in gesellschaftlichen Gruppen, an deren Standards, Diskursthematiken, Bewertungskriterien hinsichtlich Akzeptanz, Begründbarkeit, Nützlichkeit usw.;
- gebunden an kulturelle Rahmenbedingungen;
- historisch variabel, dynamisch, voraussetzungsreich und Kontextgebunden.

P. Janich hat nachdrücklich darauf hingewiesen, dass wir schon im Alltag mit guten Gründen sagen, »(...) dass ein Mensch nur dann etwas weiß bzw. ein Wissen hat, wenn er auch weiß, dass er ein Wissen hat, wenn er es einsetzen, von Irrtum unterscheiden, sprachlich verteidigen und ähnliches kann. (...) Wissen ist nicht ein freischwebender, gar natürlicher Gegenstand, sondern nur im Zusammenhang mit dem Wissen um Wissen sinnvoll.« (2006:159) Wissen, so betont er, betrifft Beziehungen und Verhältnisse, nicht Gegenstände. (2000:15)

2. E. Wright hat in verschiedenen Publikationen darauf aufmerksam gemacht, dass der Erwerb von Wissen ebenso wie das Verwenden von Sprache auf einer sozusagen vor-propositionalen bzw. vor-semantischen Grundlage aufruht, nämlich auf einem *mutual faith* darein, dass wir und unsere Handlungs- und Kommunikationspartner vergleichbare

Wirklichkeitskonstruktionen vollziehen.¹ Das Motto lautet also nicht: »In reason we trust«, sondern: »In trust we reason«. »This implies that all our reasonings, our laws, our promises, our words, our objectivities, our very selves, are embraced within the measure and kind of trust we have in others.« (2005:358) Mit *trust* (an anderen Stellen heißt es *faith*) ist aber notwendig *Risiko* verbunden, weil sich die Handlungsweisen der Anderen ständig ändern können, sowie unvermeidlich mit Ambiguität im Sprachgebrauch, weil jeder Sprecher individuellen Gebrauch von der allgemeinen Sprache machen kann.

Mit dieser Argumentation versucht Wright, die Intersubjektivität in allen Subjektivitäten zu verdeutlichen. Er beruft sich in diesem Zusammenhang auf D. Davidsons sog. Triangulationsargument, das besagt, dass die Identifizierung von Gegenständen des Denkens auf einer sozialen Grundlage beruht und sich in einer Dreiecksanordnung vollzieht, die aus zwei Akteuren und einem gemeinsam beobachteten Gegenstand besteht. (Davidson 1993:45) Wenn man einmal eingesehen hat, dass *reason* und *faith* keineswegs Gegensätze bilden, sondern unlösbar miteinander verbunden sind, dann wird klar, dass unser Denken und Handeln an *faith* gebunden ist. »In every moment of living we are acknowledging the vast history of the game that our species has played, and enjoying the successes that past players have achieved. Our very identities at the level of family, culture, nation and world have been shaped by means of our participation in the faith of the game.« (2005:208)

3. In verschiedenen Disziplinen wird über verschiedene *Typen* oder Formen von Wissen gesprochen. So befassen sich etwa die Neurowissenschaften mit Wissen, das in den neuronalen und leiblichen Strukturen des Menschen »verkörpert« ist und der Beschreibung, Vorhersage und Erklärung der Umweltdynamik dient. Dieses Wissen entsteht durch einen aktiven neuronalen Konstruktionsprozess und ist strikt systemrelativ (so z. B. M. F. Peschl 1994). Wissen wird von vielen Neurowissenschaftlern modelliert als erfolgreiches Wissen, das adäquates Verhalten für Überleben und Repräsentation ermöglicht.

M. Polanyi (1966) hat mit der Einführung des Konzepts *tacit knowledge* darauf aufmerksam gemacht, dass die bis heute herrschende Vorstellung von Wissen als rationalem und bewusstseinspflichtigem »kognitiven Bestand« ausdifferenziert werden muss. Zum einen betont er, dass es zutreffender ist, von Wissen als einem »process of knowing«

¹ Die Formel dafür lautet: » (...) that these entities are still only entities *imagined as singular out of the Real by cooperating persons*, and they all basically remain contestable. So, once we understand the trusting trick – and I do mean trick – by which ›common sense‹ is established, then we can enter into its taking for granted with open eyes.« (2005:118)

statt als »knowledge« zu sprechen, das heißt, er entscheidet sich für die Variante *Wissen als Prozess*. Zum anderen macht er deutlich, dass es verschiedene Modi von Wissen mit unterschiedlicher *kollektiver Verbindlichkeit* gibt.

Diese Gedanken sind in der Wissensdiskussion der 90er Jahre (etwa bei J.-C. Spender 1993, 1998) aufgegriffen worden. Hier wird z.B. unterschieden zwischen Wissensprozessen und Wissensresultaten, zwischen Trägern und Grundlagen von Wissensprozessen, zwischen Implizitheit und Explizitheit von Wissen, zwischen subjektivem und objektivem Wissen, zwischen Sachwissen und Wertwissen, zwischen Wissen, das aus Erfahrung stammt und solchem, das aus Intuition resultiert.

S. A. Sackmann unterscheidet im Kontext des betriebswirtschaftlichen Diskurses und mit Bezug auf Wissensprozesse in Unternehmen zwischen *dictionary knowledge* (Sachwissen), *directory knowledge* (Gebrauchsanweisungs-Wissen), *recipe knowledge* (Patentwissen) und *axiomatic knowledge* (Erklärungswissen) (1991).

H. Willke hat dann Polanyis und Sackmanns Vorschläge weiterentwickelt und zwischen Personenwissen, Strukturwissen, Prozesswissen, Projektwissen und Steuerungswissen unterschieden. (1987)

D. Baecker (1998) hat zu Recht darauf hingewiesen, dass Wissen nicht nur eine Sachdimension hat (wissen, dass...), sondern auch eine Sozialdimension (wer weiß was...) sowie eine Zeitdimension (Wissen über den Korrekturbedarf von Wissen). In allen drei Dimensionen kann Wissen akzeptiert oder abgelehnt werden.

4. Im Wissensdiskurs werden meines Erachtens vier Aspekte ernsthaft berücksichtigt, auf die N. Luhmann in seinen Auseinandersetzungen mit der Wissensthematik aufmerksam gemacht hat.

(a) Zunächst geht es um den *Zeitaspekt*. Wissen, so Luhmann, »(...) betrifft stets eine aktuelle Operation, die, indem sie abläuft, schon wieder verschwindet. (...) Es gibt keine zeitfreie Erkenntnis. Auch das Gedächtnis operiert nur aktuell, besteht in einer momentanen Konsistenzprüfung, und nicht etwa in einem Zugriff auf längst Vergangenes. Wissen erscheint verobjektiviert, um als dauerhaft erscheinen zu können; aber so weit es gewußt werden soll, muß es immer wieder neu vollzogen werden. (...) Daher kann Wissen nicht nach der Art eines zeitbeständigen Vorrates begriffen werden, sondern nur nach der Art einer komplexen Prüfoperation.« (1990:129)

(b) Zweitens geht es um den *epistemologischen Status* von Wissen. Hier ist Luhmann eindeutig. Da der Komplexitätsaufbau in autopoietischen Systemen durch die Eigenselektivität des rekurrenten Anschließens von Operationen an Operationen endogen induziert wird, ist Wissen nicht »[...] Resultat der *Anpassung* an eine immer schon komplexe Umwelt, also auch *nicht* [...] eine zunehmend adäquatere

Repräsentation der Umweltkomplexität im System. [...] Man braucht nicht zu wissen, wie die Welt wirklich ist. Man muß nur die Möglichkeit haben, eigene Erfahrungen zu registrieren und (wie immer selektiv und vergeßlich) zu erinnern.« (136) Wissen, so resümiert Luhmann, ist kondensiertes Beobachten. »Der Realitätsbezug des Wissens liegt somit in seiner eigenen Operativität – und nicht in ermittelbaren Garantien für einen Realitätsbezug der Thematik des Wissens.« (147)

(c) Drittes muss die Frage der *Systemreferenz* geklärt werden. Und auch hier ist Luhmann eindeutig – wenn auch eindeutig kontraintuitiv. Er schließt nämlich die scheinbare Selbstverständlichkeit aus, Wissen auf Menschen oder auch nur auf Bewusstsein zuzurechnen, sondern behandelt Wissen in der Systemreferenz Gesellschaft, also gemäß der Logik seiner Systemtheorie in der Referenz Kommunikation (133). »Ohne unterstellbares Wissen keine Kommunikation. [...] Wissen muß, wie Sprachstrukturen, als Voraussetzung mitlaufen und kann thematisch nie voll in der Kommunikation expliziert werden.« (122) »In diesem Sinne ist Wissen, was immer der korrespondierende Bewusstseinszustand sein mag, eine Struktur, die zur Ermöglichung der Autopoiese von Kommunikation beiträgt.« (134) Wissen, so Luhmanns Fazit, als »Sediment einer Unzahl von Kommunikationen«, ist »*kognitiv stilisierter Sinn*« (138).

(d) Viertes geht es um die Beziehung zwischen *Wissen und Wahrheit*. Luhmann vertritt hier die Position, dass es für die kommunikative Erzeugung von Wissen kennzeichnend ist, »...dass die Wahrheit des Wissens »unmarkiert« mit kommuniziert wird. Das heißt, man kann davon ausgehen, dass Wissen wahres Wissen ist. Man rechnet nicht mit Zweifeln. Würde man die Wahrheit des Wissens betonen, würde gerade das Zweifel zum Ausdruck bringen, würde die Kommunikation vom Inhalt auf den Wahrheitswert ablenken« (134).

5. Auf die Wichtigkeit von Verlässlichkeit und Begründung im Bezug auf Wissen hat R. B. Brandom (2001) verwiesen. Er konstatiert zunächst: »Man sollte nicht davon ausgehen, dass unsere Fallibilität die Möglichkeit von Wissen vereitelt.« (128) Auch nicht inferentiell erworbene Überzeugungen, z.B. jene, zu denen man auf dem Weg der Wahrnehmung, des Erinnerns oder auch des Zeugnisses gelangt, können »echtes Wissen« konstituieren. (130) Jede Zuerkennung von Verlässlichkeit stützt eine Konklusion inferentiell ab; ohne Verlässlichkeit kein Wissen. (142) Wichtig erscheint mir Brandoms Hinweis, » (...) dass man nicht weiß, was man nicht glaubt...« (142). Überzeugungen (= alles, was propositional gehaltvoll ist) können als Prämissen und Konklusionen von Inferenzen fungieren. (143) Wahrnehmungsüberzeugungen erfordern die Anwendung von Begriffen. Propositional gehaltvolle und somit begrifflich gegliederte Überzeugungen, die sich als Wissen qualifizieren,

dienen als Gründe und bedürfen der Gründe. (144) Die Beschäftigung mit Verlässlichkeit ist mithin eine Beschäftigung mit einer bestimmten interpersonalen inferentiellen Struktur. (161)

Für Wissen hält man berechtigte Überzeugungen nur dann, wenn man sie zusätzlich auch für wahr hält, was bei Brandom bedeutet: »selbst die Behauptung zu *billigen*« (157)

6. P. Janich formuliert im Bezug auf Wissen drei Grundsätze:

- die Konstruktivität unseres Wissens (= Erfahrungen sind weitgehend Poiesis-abhängig)
- die Methodizität unseres Wissens (= technisches Handeln hat seine methodische Rationalität)
- die Praktikizität unseres Wissens (die Bewertung wahr) muss rückgeführt werden auf Gelingen/Misslingen, auf Erfolg und Misserfolg.² (2006:53)³

In seinen Überlegungen unterscheidet er genau zwischen Experimentalwissen (= Kausal- oder Bewirkungswissen⁴ durch Anwendung von Messverfahren, 2001:52), Störungsvermeidungswissen (66) und Handlungsfolgenwissen (= synthetische Aprioris, 215).

7. P. Finke (2005) hat in seinem ökologischen Konzept von Wissenschaft folgende Aspekte von Wissen herausgestellt.

Wissen ist abhängig von natürlichen und kulturellen Lebensformen. Wie auch L. Fleck betont hat, wird neues Wissen aus alten Wissensbestandteilen produziert. Dabei ist keine exakte Abgrenzung zwischen Wissen, Glauben und Meinen festzustellen. Wissen ist ausgezeichnet durch Produktivität, Kreativität, Schönheit und Eleganz. Theorien verändern und ermöglichen Beobachtungen, Beobachtungen verändern und ermöglichen Theorien. Theorien aber können nicht durch Beobachtungen überprüft werden. Wissen kann nicht ohne ein *Wahrheitsideal* existieren.

8. G. Rusch operiert mit der Unterscheidung zwischen ontologischem und empirischem Wissen. Unter ontologischem Wissen versteht er das »Weltwissen«, das wir in unseren Konzepten von Objekten, Zuständen, Ereignissen, Folgen von Ereignissen nach zeitlichen, räumlichen, konditionalen oder kausalen Aspekten organisiert haben.

² Gelingen/Misslingen bezeichnet dabei das Gelingen einer Handlung, Erfolg/Misserfolg das Eintreten des angestrebten Erfolgs.

³ Der Verstoß gegen diese drei Grundsätze macht s. E. den Empirismus, den Relativismus und den Naturalismus falsch.

⁴ »Bewirkungswissen ist also eine Form von technischem Know-how. Man weiß, was man zu tun hat, um einen erwünschten Sachverhalt herbeizuführen.« (2009:155)

Wenn wir nun – systematisch oder unsystematisch – erproben, welche Resultate und Konsequenzen die Konstruktion dieser Objekte und Ereignisse im Prozess unserer Kognitionen bezogen auf uns zeitigt, dann entsteht empirisches Wissen. Empirisches Wissen ist operationales, an Tätigkeiten oder Handlungen gebundenes Wissen. Es wird dadurch ausgedrückt, dass wir die Arten und Weisen beschreiben, in denen unsere Tätigkeiten uns selbst, unsere Denk- und Handlungsmöglichkeiten bereffen. In diesem Sinne ist empirisches Wissen Erfahrungswissen. (1987:242) Empirisches Wissen ist Wissen von der Welt, so wie wir sie erfahren und so wie wir dieses Wissen formulieren. Wenn solches Wissen für entsprechend sozialisierte Aktanten überall und jederzeit demonstriert werden *kann*, gilt es als sicher.

Empirisches Wissen ist notwendig mit anderen geteiltes, also gesellschaftliches Wissen.

9. In der Philosophie wird seit der Antike eine enge Verbindung hergestellt zwischen Wissen und Erfahrung.⁵

In einem Großteil handlungsorientierter Literatur zum Thema Erfahrung herrscht Einvernehmen über folgende Punkte:

- Erfahrungen werden in/mit/durch Handeln gemacht. Erfahrungsergebnisse sind entsprechend durch zwei Modi von Kulturalität geprägt: zum einen durch die Kulturalität der Handlungsschemata, zum anderen durch die Kulturalität der Beschreibung und Bewertung von Erfahrungsergebnissen.
- Erfahrungen bringen uns nicht der Wahrheit näher, sondern werden zu Ausgangspunkten neuer Erfahrungen. Neue Erfahrungsergebnisse werden gewonnen durch Veränderungen der Art des Erfahrungsmachens, so etwa durch neue Instrumente und Verfahren.
- Prozesse des Erfahrungsmachens sind typisierbar und folgen bestimmten Schemata. Sie werden beeinflusst durch Wissen (= Erwartungen aus erfolgreichen Erfahrungen⁶), Sinnorientierungen und Handlungsbedingungen leiblicher, geistiger, technischer und medien-spezifischer Art.

10. In immer neuen Argumentationen hat P. Feyerabend seine Auffassung entfaltet, wonach es keine »neutralen« Erfahrungen gibt. Die zum Teil beobachtbare Einheit von Erfahrungen gründet er auf die partielle Einheitlichkeiten der Struktur menschlicher Organismen; sie sagt nichts aus über die Einheit der Realität, sondern ist eine *praktische* Einheit. (1978:73)

⁵ Zum Thema Erfahrung cf. die zusammenfassende Darstellung in Schmidt (1998: Kap. 3).

⁶ Cf. Goodman & Elgin: Wissen hängt von Erfahrung ab und umgekehrt. (1989)

Beobachtungen und Erfahrungen eröffnen Handlungsmöglichkeiten und resultieren aus Handlungsmöglichkeiten. Erkennen ist stets ein historischer Prozess; denn Erfahrung ist ein komplexes Produkt aus theoretischen Annahmen, praktischen Handlungen und verbindlichen Traditionen, ein konkretes Sich-Einmischen »ganzer Menschen« und kein passives Zusehen.

Erfahrung, so der Duktus der Argumentation in nicht-realistischen Erfahrungstheorien, scheitern an anderen Erfahrungen, nicht an »der Wirklichkeit«. Deshalb verweist etwa A.K. Treml eindringlich auf die Selbstreferentialität des Wissens: »Alles Wissen und Erkennen ist selbstreferentiell: Erfahrung misst sich an Erfahrung, Bedeutung an Bedeutung, Erkenntnis an Erkenntnis, Theorie an Theorie und Praxis an Praxis.« (1992:99)

11. In der Geschichte der Philosophie ist Erfahrung seit J. Locke auf Wahrnehmung eingeschränkt worden. Damit wurde die aristotelische Auffassung, wonach Erfahrung kein passives Zuschauen ist, sondern auf Grund von Probieren, Abtasten und interaktivem Sich-Befassen zustande kommt, auf lange Zeit zurückgedrängt, und dadurch die Handlungsförmigkeit von Wahrnehmungen wie von Erfahrungen abgeblendet.⁷

Zusammenfassung

- Alles Wissen ist gesellschaftliches Wissen.
- Wissen ist »verkörpert« in Aktanten, Prozessen, Kommunikationen, Kontexten und Kulturen.
- Wissen muss als Wissen gewusst werden.
- Wissen setzt Vertrauen in Andere und deren Wirklichkeitskonstruktionen voraus.
- Wissen muss für wahr gehalten bzw. gebilligt werden.
- Wissen ist ein Kondensieren (Registrieren und Erinnern) von Beobachtungen und Erfahrungen.
- Der Realitätsbezug des Wissens liegt in seiner Operativität.
- Empirisches Wissen ist operationales, gesellschaftlich geteiltes Wissen.
- Wissen ist selbstreferentiell.
- Wissen, Denken und Erfahrung sind untrennbar miteinander verknüpft.

⁷ Cf. dazu die Überblicksdarstellung in Schmidt (1989:83 ff.), die darauf hinausläuft, dass Objekte der Wahrnehmung als Symbole für Eigenverhalten (sensu von Foerster) theoretisch fassbar werden.

- Es gibt keine neutralen Erfahrungen.
- Erfahrungen scheitern an Erfahrungen, nicht an der Wirklichkeit.
- Wahrnehmung und Erfahrung müssen in ihrer Handlungsförmigkeit gesehen werden.

7. Handlung

»Ida woke up. After a while she got up. Then she stood up. After that she sat down.«

(Gertrude Stein)

1. Bei der Übersichtsdarstellung von Theorieangeboten zur Modellierung von Beobachten, Kommunizieren, Sprechen, Verstehen und Wissen sind immer wieder Argumente vorgebracht worden, den Handlungscharakter dieser Operationen in den Vordergrund zu rücken. Diese Argumente erscheinen mir plausibel; sie erfordern jedoch eine Explikation dessen, was unter ›Handlung‹ verstanden wird.

Philosophische und soziologische Handlungstheorien gibt es viele¹, und ›kultürlich‹ (sensu P. Janich) gibt es keinen Konsens zwischen den Fachleuten. Gestritten wird dabei unter anderem über die Beobachtbarkeit und Abgrenzbarkeit von Handlungen, über die Rolle von Bewusstsein und Intentionalität beim Handeln, über Handlungsmotive, Handlungsrationale und so fort. Gefragt wird nicht nur nach der Beobachtbarkeit, sondern noch dringlicher nach der Erklärbarkeit und Verstehbarkeit von Handlungen. Eingefordert wird schließlich auch eine begriffliche Differenzierung im Handlungsfeld, etwa eine Unterscheidung zwischen Handeln, Tun und Verhalten.

2. Rekapitulieren wir kurz die klassischen Handlungskonzepte:

- M. Weber spricht von Handeln, wenn die Handelnden mit ihm einen subjektiven Sinn verbinden, und von sozialem Handeln, wenn es seinem Sinn nach auf das Verhalten Anderer bezogen ist und sich in seinem Ablauf daran orientiert.
- Nach T. Parsons ist Handeln jede Form menschlichen Verhaltens, die durch Kategorien beschrieben und analysiert werden kann. Zum Handeln gehören wesentlich: die Handelnden, die Handlungssituation und die Orientierung der Handelnden auf die Situation. Handlungen treten faktisch nicht isoliert auf, sondern in Handlungskonstellationen bzw. in Handlungssystemen. Diese Systeme sind personaler, sozialer und kultureller Art.
- G.H. Mead versteht unter der Bedeutung einer Handlung die soziale Situation, wie sie durch Handlungen und Partnerreaktionen herbeigeführt wird. Sprache ist die Handlungsdimension, in der die

¹ Der Überblick bei Schneider (1994) vermittelt davon einen guten Eindruck.

Bedingungen der Handlung thematisiert werden können. Sprechen ist solches Handeln, das sich über seine Voraussetzungen klar werden kann.

3. Eine sehr allgemeine Konzeption von Handlung hat H.R. Maturana vorgelegt: »Ich bezeichne als Handlungen alles, was wir in irgendeinem operationellen Bereich tun, alles, was wir in unserem Diskurs hervorbringen, so abstrakt es auch scheinen mag. Denken ist demnach Handeln im Bereich des Denkens, Gehen ist Handeln im Bereich des Gehens, Reflektieren ist Handeln im Bereich der Reflexion, Sprechen ist Handeln im Bereich des Sprechens« (1991:171).

P. Janich hat sich in den letzten Jahren sehr intensiv mit den verschiedenen Aspekten der Beschreibung von Handlungen beschäftigt. Ich fasse seine wichtigsten Beschreibungsangebote (Janich 2001, 2006, 2009, briefliche Mitteilung 2009) hier kurz zusammen.²

Handeln ist Handeln in *Gemeinschaft*. Daher stiftet es rechtliche und sittliche Verpflichtungen bzw. Verantwortungen.³ Auch Sprechen ist eine Form von Handeln, das einem von anderen zugeschrieben/zugerechnet wird. Handeln wird bestimmt als ein Mittel, um Zwecke zu verfolgen, wobei Zweckmäßigkeit nichts mit nützlich oder schädlich zu tun hat. Zwecke werden bestimmt als Sachverhalte, die handelnde Menschen herbeiführen, erreichen, aufrechterhalten oder vermeiden wollen. Erwachsene haben gelernt, sich selbst Zwecke zu setzen und für deren Verfolgung geeignete Mittel zu wählen.

Handeln gelingt oder misslingt, es hat Erfolg oder Misserfolg beim Erreichen von Zielen. Das gilt auch für Sprechen; auch dort muss Gelingen vom Erfolg unterschieden werden: Eine Aufforderung ist gelungen, wenn der Aufgeforderte sie verstanden hat; sie ist aber nur erfolgreich, wenn er sie auch befolgt. (Janich 2009:19 ff.)

Zu allen Sprechakttypen (auffordern, fragen, bekunden, versprechen, danken, bitten, gratulieren usw.) gibt es charakteristische Formen der

² Eine Klärung des Begriffsfelds Handeln, Tun, Verhalten im Rahmen der Psychologie hat Groeben (1986) vorgelegt. Zustimmend zitiert er dabei die Handlungsdefinition von Lenk (1978:345): »Handeln kann aufgefasst werden als situations-, kontext- und institutionsabhängiges, regelbezogenes normen-, wert- oder zielorientiertes, systemhaft eingebettetes, wenigstens partiell ablaufkontrolliertes oder teilbewusstes motiviertes Verhalten eines personalen oder kollektiven Akteurs, das diesem als von ihm durchgeführt zugeschrieben wird.« Für eine entsprechende Darstellung des Begriffsfelds in der Soziologie cf. Schneider (1994).

³ Baecker verweist darauf, dass soziales Handeln das ambivalente Produkt einer Attribution ist, die die Möglichkeit anderer Zuschreibung zur Vernetzung von Handlungen mitführt. (2005:59)

Anerkennung (also auch Kriterien des Gelingens/Misslingens) sowie des Erfolgs (auffordern – befolgen; fragen – antworten, behaupten – zustimmen usw.)

Am Anfang jeder Handlungstheorie, die ja ihrerseits nur durch *Vollzüge* in die Welt kommt, steht nach Janich die Handlungsgemeinschaft. Daher wird das Handelnkönnen des Individuums aus der Gemeinschaftlichkeit in der Lebenspraxis verstanden. In der Handlungsgemeinschaft wird über Verdienst und Schuld entschieden, wobei diese Unterscheidungsfähigkeit gelernt werden muss.

Handlungen vollziehen sich im Orientierungsrahmen von Handlungsschemata, die aus Einzelhandlungen abstrahiert werden. Handlungen können vollzogen oder beschrieben werden; aktualisiert werden können nur sprachlich bezeichnete/beschriebene Handlungsschemata. Eine Handlung versteht man dann, wenn man weiß, welches Handlungsschema vom Aktanten aktualisiert wird/worden ist. Von Handlungserklärungen ist nur bei Misserfolg von Handlungen die Rede.

Mit anderen Worten: Die Kultürllichkeit menschlichen Handelnkönnens darf nicht übersehen werden. Sie wird – so Janich – eingeübt in kooperativer Auseinandersetzung mit Bezugspersonen der eigenen Kulturtradition. Handlungsvermögen kann also beschrieben werden als ein Kulturprodukt⁴, bestimmt durch Zwecksetzungsautonomie, Mittelwahlrationalität und Folgenverantwortlichkeit.

Handlungsvermögen betrachtet Janich als eine regulative Idee, die Handlungstheorie und Sprachphilosophie mit einander und mit den Grundbegriffen der Moral und des Rechts verbindet.

Janich unterscheidet drei Handlungstypen voneinander:

- Teilnahmehandeln (z. B. Wettlauf, Schach)
- gemeinschaftliches Handeln (z. B. gemeinsam eine Last heben)
- poetisches Handeln, also zweckgerichtetes handwerklich-technisches Handeln, das zur Herstellung bleibender Produkte (Artefakte) führt. Dieses Handeln liegt den modernen Naturwissenschaften historisch zu Grunde.

Die drei Ebenen (1) kinēsis, poiēsis, praxis; (2) teilnehmend, gemeinschaftlich, individuell; (3) Vollzug, teilnehmende/beobachtende Beschreibung müssen voneinander getrennt werden, und zwar

- wegen ihrer verschiedenen logischen Struktur
- wegen ihrer verschiedenen Rollen bezüglich der Sprechakttypen
- wegen ihrer verschiedenen Rollen in der Lerngeschichte des Menschen in Handlungs- und Redegemeinschaften.

4 So betont auch Laucken: »Handlungen sind Bedeutungseinheiten. Sie ergeben sich aus Bedeutungseinheiten (z. B. Ziel und Wissen), und sie führen zu Bedeutungseinheiten.« (1998:309) Die soziale Praxis setzt sich aus technischen und kommunikativen Handlungen zusammen.

Vollzug und Beschreibung einer Handlung müssen unterschieden werden nach Vollzug und Beschreibung. Sprechen z. B. ist nur in der Vollzugsperspektive möglich; Sprecher ist man nur in der Vollzugsperspektive.

4. Im Vollzug des Handelns treffen wir als Teil des eingeübten Handlungsvermögens den Unterschied zwischen sprachlichen und nicht-sprachlichen Handlungen.

Wir sprechen über Handlungen, indem wir Wörter für Handlungsschemata (sog. Handlungsprädikatoren) gebrauchen. Der Erwerb und Gebrauch solcher Handlungsprädikatoren ist nach Janich gebunden an die Praxis des auffordernden Redens, das sich zugleich auf Handlungsschemata und ihre Bezeichnungen richtet. Solche Prädikatoren werden in gemeinsamer Praxis erworben; ihre Konventionalität kommt durch Tradition, also bei der Weitergabe im Spracherwerb zustande.

Menschen können nur handeln, wenn sie über ein Handlungsfolgenwissen verfügen, also unterscheiden können zwischen gleichsam logisch zwangsläufigen und kontingent-empirischen Handlungsfolgen. (2006: 409)

5. Im Bezug auf *kommunikatives Handeln* konstatieren H. Bickes und D. Busse klar und eindeutig: »Kommunikatives Handeln ist als soziale Interaktion nur möglich durch Anwendung gesellschaftlich verbreiteter Handlungsmuster. Die kommunikativen Handlungsmuster bilden in jeder vollzogenen Handlung eine Matrix, die sprachliche, kommunikative und soziale Konventionen, Sinn- und Funktionszusammenhänge, epistemische und kognitive Voraussetzungen so zusammenfasst, dass sie ein *Sinn Ganzes* ergeben, welches dem Hörer im Nachvollzug des Handlungskalküls des Sprechers ermöglicht, den von diesem intendierten Sinn zu realisieren. Diese Matrix der Bedingungen ist Teil der Verwendungskonventionen sprachlicher Zeichen.« (zit. nach H. Feilke 1996:37)⁵

6. P. Janich zieht die *Handlungsorientierung*⁶ konsequent in allen Themenbereichen durch. Ich nenne als Beispiele:

5 »Handlungen sind nicht unmittelbar Körperbewegungen, sondern *Interpretationskonstrukte*, Deutungen von (meist beobachtbaren) *Bewegungen*. Sie entstehen durch eine kontext-, situations- und rezipienten- bzw. adressatenbezogene, evtl. von Auflösungsbedingungen abhängige Interpretation. Sie sind Konstrukte, die nur unter einer bestimmten Beschreibung als eindeutig, als eine *Handlung* aufgefaßt werden können.« (Lenk 1978:293)

6 Janich selbst kennzeichnet seinen Ansatz als »Bottom-up-Ansatz aus der Lebenswelt«, wobei ›Lebenswelt‹ die gemeinschaftliche Praxis und Alltags-

- Wahrnehmen ist Handeln, das gelingen und misslingen kann. (2001: 179)
- Aufgabe der Kommunikation ist es, gemeinsames Handeln durch Reden zu organisieren, und nicht etwa, die Wirklichkeit abzubilden. Gehalt und Geltung von Behauptungen sind *praktisch* kontrollierbar (2001:89); Reden als Handeln ist bezogen auf die Suche nach Konsens (175).
- »Was es gibt oder nicht gibt, sind immer Dinge oder Geschehnisse, die handelnd beigebracht, hergestellt« wurden (90); die Rede von einem Gegenstand ist die Rede von einer Praxis.⁷
- Der Fehler der Tradition bestand in der Reduktion des Redens auf den Aspekt des Seins oder Nichtseins, statt bei der Handlung des Behauptens und dessen Gelingen oder Misslingen anzusetzen, und wahr/falsch als nicht erklärungsbedürftige Grundbegriffe an den Anfang zu setzen und über sie ›Aussage‹ und ›Behauptung‹ zu definieren (93). Aufforderungs- und Behauptungssätze *stellen* Aufforderungen und Behauptungen *dar*, sie müssen keineswegs immer wahr oder falsch sein.
- Auch Definieren ist ein Handeln, das auf Zwecke hin vollzogen und nach Zweckmäßigkeit beurteilt wird, auch und gerade in empirischen Wissenschaften. (124)
- Im Gegensatz zur Tradition beginnt Janich seine Überlegungen beim kommunikativen Sprechen im Alltagsleben und stellt fest, dass die elementare Kopula nicht etwa ›ist‹ lautet sondern ›tut‹. (116)⁸
- »Die Substantive RAUM und ZEIT zeigen an, dass in räumlichen und zeitlichen Aussagen gesprochen wird.« (152)
- Externe »Wahrmacher« wie Wirklichkeit oder Tatsache sind überflüssig, weil »(...) das Spiel des Sprechens und Handelns (...) auf sich selbst bezogen bleibt.« (158)
- Das Prinzip der methodischen Ordnung legt einen Zusammenhang zwischen nicht-sprachlichem technischen Handeln und dessen sprachlicher Beschreibung fest. Auf diese Ordnung sollten Fragen der Bedeutung und Geltung zurückgespielt werden.

7. Ich stimme in den aufgeführten Punkten weitgehend mit Janich überein. Ergänzend schlage ich vor, zwischen nicht in sprachlicher Form

sprache bezeichnet. Die Lebenswelt bildet die ernst genommene Grundlage im Sinne eines methodischen Anfangs.

7 Waldenfels betont, dass Handlung und Herstellung nicht etwas Wirkliches schaffen, sondern selbst eine Form der Verwirklichung darstellen. (1990: 216)

8 Cf. Furth: »Namely that action, not perception, is the key concept of an adequate theory of knowledge...« (1998:523).

vollzogenem sog. *praktischem* nicht-sprachlichem Handeln (Praxis) und sprachlichem Handeln zu unterscheiden. Handlungen können nur vollzogen und verstanden werden, wenn sie Handlungsschemata folgen, die sprachlich beschrieben sind. Sprache liefert also den Sinnorientierungsrahmen auch für nicht-sprachliches Handeln; insofern kann Handeln nicht *Sprach- bzw. Kommunikationsfrei* sein.⁹

Sprachliches und soziales Handeln kann generell beschrieben werden als Handeln unter geltenden Normen; denn:

- Die Artikulation von Handlungserwartungen, deren Korrektur und Ablösung ist ohne die Kommunikationsmöglichkeiten der Sprache undenkbar.
- Der Vollzug von Handeln ist durchsetzt mit handlungssteuernden Momenten, deren erkenntnispraktische Verbindlichkeit allein durch die sprachlich vollzogene und in ihr kodifizierte Wirklichkeitsartikulation garantiert wird.
- Die Feststellung eines Agierens als Handeln geschieht im Sinngebungszusammenhang einer Sprachgemeinschaft.¹⁰

8. W. Laucken vertritt die Auffassung, dass der Handlungsbegriff auf *Individuen* bezogen werden muss. Er sieht Handeln als Bestandteil eines interaktiven Netzwerks von Handlungen mehrerer Personen relativ zu einer sozialen Umwelt (1998:311), das durchaus zu »holistisch-emergenten Systemeigenschaften« führen kann. (317) »Ein Mensch kann in einer Weise an gesellschaftlichen Zusammenhängen beteiligt sein, die in keiner Weise in seinem subjektiven Handlungshorizont vorkommt.« (319)

9. Eine besonders wichtige Rolle spielt die Handlungsthematik in den verschiedenen Varianten des Pragmati(zis)mus. So betonen etwa J. Dewey und G.H. Mead, dass sich uns erst im Handeln »die qualitative Unmittelbarkeit der Welt und unserer selbst« eröffnet (H. Joas 1992: 32). Grundidee des Pragmatismus ist seit Ch. S. Peirce die Umstellung von der fundierenden Rolle des Bewusstseins auf die fundierende Rolle des Handelns, m. a. W. ein dezidierter Anti-Cartesianismus, der die US-amerikanische Philosophie seither umgetrieben hat. Es geht Peirce um die Konstitution der Erkenntnis in praktischen Problemsituationen.

9 In Schmidt (2003) habe ich die Begriffe ›Handlungskommunikation‹ und ›Kommunikationshandlung‹ eingeführt, um darauf zu verweisen, dass Handlungen nicht ohne kommunikativ konstituierte und bestätigte Sinnorientierung denkbar sind, genau so wenig wie Diskurse (= thematisch geordnete Kommunikationsnetzwerke) nicht ohne prozessuale Performanz (= Handlung) denkbar sind.

10 Cf. dazu Schmidt 1970.

Zugrunde liegt dabei die Idee einer kooperativen Wahrheitssuche zur Bewältigung realer Handlungsprobleme. Entsprechend wird Wahrheit nicht als objektives Abbild der Wirklichkeit verstanden, sondern als Steigerung menschlicher Handlungsmacht.

Bei der Beschäftigung mit der Handlungsthematik regen Pragmatisten zwei wichtige Aspektverschiebungen an:

- Das Modell des rationalen (zweck- oder wertrationalen) Handelns darf nicht verallgemeinert werden; denn daneben gibt es andere Handlungstypen, die nicht einfach als defiziente Modi des zweckrationalen Handelns abgetan werden dürfen. Ebenso wenig darf das zielgerichtet handelnde, seinen Leib beherrschende, der Umwelt und seinen Mitmenschen gegenüber autonome Individuum einfach zum einzigen und prägenden Vorbild einer Handlungstheorie gemacht werden.
- Handlung wird nicht als Verfolgen von Zwecken verstanden, die das Individuum im Vorhinein festlegt und zu denen es sich dann bewusst entschließt. Dagegen wird betont, » (...) dass wir unsere Ziele in der Welt selbst finden und vor jeder Zwecksetzung schon praktisch eingebettet sind in unsere Situationen.« (Joas 1992:178) Zwecksetzung ist für Pragmatisten also kein Bewusstseinsakt außerhalb von Handlungskontexten. »Zwecksetzung kann vielmehr nur sein ein Resultat der Reflexion auf Widerstände gegenüber dem vielfältig orientierten Verhalten eines Wesens, dessen Welt immer schon in praktischer Weise vor aller Reflexion schematisiert ist.« (294)¹¹ Auch Handlungsverläufe sind nicht etwa immer fix festgelegt, sondern unterliegen einer kontinuierlichen Revision und ständiger konstruktiver Erneuerung. Zwecksetzung wird explizit kontrastiert mit der kreativen Erfindung neuer Handlungsmöglichkeiten, mit dem Durchspielen alternativer Handlungsvollzüge.
- Im Unterschied zur Diskursethik (sensu K.-O. Apel, J. Habermas), der es in erster Linie um die Rechtfertigung von Normen geht, interessieren sich die Pragmatisten in erster Linie für die Konstruktion von moralischen Handlungsmöglichkeiten, die diskursiv überprüfbar sind.

¹¹ Auch bei Giddens wird Intentionalität als »die Fähigkeit zur selbstreflexiven Kontrolle im laufenden Verhalten« eingeführt, und das Handeln damit als vielfach motiviert und determiniert aufgefasst. Deshalb entfällt auch der Zwang, jeder Handlung ein Motiv zuzuordnen. (Joas 1992: 210).

Zusammenfassung

- Handeln ist Handeln in Gemeinschaft, das Zwecke erreicht oder verfehlt, gelingt oder misslingt.
- Handeln kann eingeteilt werden in Handlungstypen wie etwa Teilnahmehandeln, gemeinschaftliches Handeln, poetisches Handeln und nicht-sprachliches Handeln.
- Für die verschiedenen Handlungstypen gelten unterschiedliche Kriterien des Gelingens und Misslingens, des Erfolgs oder Misserfolgs.
- Handeln als Handeln in Gemeinschaft wird Aktanten zugeschrieben.
- Handeln in Gemeinschaft stiftet sittliche und rechtliche Verpflichtungen; der Handelnde muss Verantwortung für sein Handeln übernehmen.
- Handeln, auch kommunikatives Handeln, erfolgt in sozial typisierten Handlungsschemata, die Aktanten den Vollzug wie das Verstehen von Handlungen erlauben.
- Handlungsvermögen ist ein Kulturprodukt, das aus kooperativen Problemlösungen resultiert. Dieses Handlungsvermögen ist gekennzeichnet durch Zwecksetzungsautonomie, Mittelwahlrationalität und Folgenverantwortlichkeit.
- Aus pragmatischer Sicht muss in der Erkenntnistheorie von der fundierenden Rolle des Bewusstseins auf die fundierende Rolle von Handeln umgestellt werden.

8. Erkenntnis

»Das Denken ist eine geistige Handlung.«
(Wilhelm von Humboldt)

Was können wir erkennen? Wie können wir etwas erkennen? Wie verlässlich ist unsere Erkenntnis? Wie gehen wir mit unseren Erkenntnissen um?

Diese Fragen sind so alt wie die Philosophie, und bis heute wird versucht, sie befriedigend zu beantworten, wie ein Blick in die Theorienlandschaft zeigt.

H.R. Fischer etwa, ein wichtiger Vertreter des Radikalen Konstruktivismus, hat die zentralen erkenntnistheoretischen Annahmen des Konstruktivismus wie folgt formuliert:

- »1. Wir können eine von uns als unabhängig gedachte Welt prinzipiell *nicht* erkennen.¹
- 2. Wir erzeugen die uns bekannte Welt mit Hilfe mentaler Operationen (inferentieller Prozesse), mit Hilfe unserer Begriffe...« (2000: 16).²

Hinzu kommt die Annahme, dass es viele Wahrheiten gibt, aber keine zeitlos gültige Wahrheit; soll heißen: wir verwenden den Begriff ›Wahrheit‹ auf vielfältige Weise. Mit N. Goodman nimmt Fischer Abschied

- 1 Rorty hat darauf verwiesen, dass Floskeln wie »Wir können X nicht erkennen« selbstbezüglich inkonsistent sind. Sie beanspruchen zu wissen, wovon sie behaupten, dass man es nicht wissen kann. (Rorty 1991:29) – R. Viehoff (briefliche Mitteilung 2009) hat kritisch angefragt, ob nicht deutlich zwischen denken und erkennen unterschieden werden müsste. Eine solche Unterscheidung könnte m.E. so angelegt werden: ›denken‹ bezeichnet den bewussten Umgang mit Vorstellungen, Begriffen, Gefühlen, Ideen usw., ›erkennen‹ heißt: etwas als etwas unter Rückgriff auf Erfahrungen so begreifen, dass daraus Wissen resultiert.
- 2 An diesen Kernthesen des Radikalen Konstruktivismus ist in den letzten Jahren heftige Kritik geübt worden. Meine eigene (heutige!) Kritik fasse ich in zwei Sätzen zusammen: These 1 ist m.E. eine unzulässige und unhaltbare Behauptung. Wir können nur über die Wirklichkeitserfahrung reden, die uns bekannt ist. In diesem Sinne ist uns, wie Schlosser (1993) feststellt, die Welt in der wir leben, vollständig gegeben. These 2 bringt die kognitivistische Einseitigkeit des Konstruktivismus zum Ausdruck. Dagegen ist mit Janich zu sagen, dass wir »die Welt« nicht nur begrifflich, sondern vor allem auch praktisch erzeugen – wir sind nicht nur »Mundwerker«, sondern auch »Handwerker«, wie er ironisch anmerkt.

von der Vorstellung, es gebe *eine* Wirklichkeit. Stattdessen geht er aus von einer Vielfalt von Welten, die sich einem Pluralismus der *ways of worldmaking* verdanken und uns vor die Aufgabe stellen zu beurteilen, wie eine solide Weltversion aufgebaut ist.

2. Wie schon oft festgestellt, hat die europäische Philosophie auf Grund der dualistischen Startoperation (= unreflektierte bzw. unproblematisierte Voraussetzung der Trennung von Subjekt und Objekt, Sprache und Wirklichkeit, Erkenntnis und Realität) das Problem geerbt, ob und wenn ja wie Subjekte die Wirklichkeit erkennen (können). Die Antwortvarianten auf diese Frage sind kaum noch überschaubar. Sie reichen von Realismus und Empirismus bis zu Idealismus, Solipsismus und Konstruktivismus, wobei jeder dieser Ismen wieder ausdifferenziert worden ist in eine Fülle von Varianten.³

Die Hauptfrage der Erkenntnistheorie lautet: Wie kommt Erkenntnis zustande und wann kann eine Erkenntnis zu Recht als Erkenntnis und das heißt als wahre Erkenntnis gelten? Aber schon Sextus Empiricus hat in seinem Dialele-Theorem formuliert, dass wir in einen Zirkel geraten, wenn wir das Erkennen des Erkennens erkennen und objektiv beurteilen wollen.⁴

Im Laufe des 20. Jahrhunderts sind verschiedene Versuche unternommen worden, die Erkenntnistheorie entweder durch eine Theorie des Wissens zu ersetzen (E. von Glasersfeld), sie für überflüssig zu erklären (so R. Rorty), sie zu naturalisieren und durch empirische Psychologie zu ersetzen (W. v. O. Quine) oder – gegenwärtig besonders akut – sie durch Neurowissenschaft(en) entweder zu fundieren oder abzulösen.

Daneben mahnt R. Rorty die Philosophen zu bedenken, dass die Suche nach objektiver Erkenntnis nur *ein* menschliches Projekt neben anderen ist (worauf schon Heidegger, Gadamer oder Sartre hingewiesen haben), nur *eine* unter vielen Beschreibungsmöglichkeiten unserer selbst. (1987:391)

3. Eine traditionelle realistische Position in dieser erkenntnistheoretischen Frage aus psychologischer Sicht vertritt R. Nüse (1995). Ich fasse seine Argumentation kurz zusammen, um den Kontrast zu den bisher referierten Positionen zu markieren.

Gehirnzustände ko-variiieren mit Zuständen der Realität. Daraus folgert Nüse in höchst problematischer Weise, dass die phänomenale Welt eine Repräsentation der wirklichen Welt ist, die evolutionär entstanden und bestätigt ist. Wahrnehmungen sind mit Hirnzuständen identisch; sie sind das, was man erlebt, wenn man ein Gehirn hat. Die Aktivitäten

3 Cf. dazu etwa die Übersichtsdarstellung bei Lenk 1995.

4 Cf. Sextus Empiricus (1968).

des Gehirns liefern Repräsentationen von Objekteigenschaften. Daraus folgt, dass die Wahrnehmung »realitätsadäquate Abbildungen der entsprechenden Objekte« liefert (186). Für Nüse ist damit die Frage nach der Richtigkeit des Schlusses von der Wirkung auf die Ursache allemal hinreichend sicher beantwortet: Wahrnehmung *ist* ein »Abbild der Welt«. Damit ist s. E. das Dialele-Problem aufgelöst. Unterschiedliche Menschen/Lebewesen mögen phänomenal unterschiedlich repräsentieren. Was sie repräsentieren ist gleich, nämlich die Objekte in der wirklichen Welt.

4. Sehr viel differenzierter behandelt dagegen der Neurowissenschaftler M. F. Peschl (1994) das Repräsentationsproblem.⁵ Er vertritt folgende avancierte und reflektierte neurowissenschaftliche Position: »Repräsentation hat *nichts* mit *Abbildern*, *stabiler* Referenz oder *Abbildern* zu tun. Das *Generieren von Verhalten* steht im Vordergrund der Repräsentationsfrage. Die Idee, dass zur Verhaltensgenerierung auf Repräsentationen, die als Abbilder der Umwelt fungieren, operiert wird (vgl. Symbolmanipulation), wird aufgegeben und durch (...) neuronale Dynamik ersetzt.« (24) Diese neuronale Dynamik erzeugt im neuronalen System physisch realisierte Relationen bzw. Transformationen, die die Generierung von Verhalten erlauben, das dem physischen, psychischen, sozialen und kulturellen Überleben dient. Fazit: Es geht um die Generierung funktional passenden Verhaltens (genauer: Handelns). Das kognitive System ist in seine Umwelt eingebettet durch Sensoren und Effektoren, wodurch eine geschlossene Feedback-Schleife entsteht. Diese Schleife ist erforderlich zur Kontrolle eigenen Verhaltens sowie zur Aufrechterhaltung des Äquilibrium zwischen Umwelt und kognitivem System.

Offenbar produziert das neuronale System ein Wissen über die Welt, das es erlaubt, Möglichkeiten der Generierung von funktional in die Umwelt passendem Handeln bereitzustellen. »Wissen über die Welt« heißt dabei »Wissen zur Umweltbewältigung, das in der Gesamtorganisation des Organismus verkörpert ist.« (45)

Umwelt und kognitives System sind physische Systeme, die ihrer eigenen Dynamik folgen. Zwischen beiden bestehen Interaktionen, die die Dynamik des jeweils anderen Systems über Sensoren und Effektoren beeinflussen. Ziel des kognitiven Systems muss es daher sein, ein homöostatisches Verhältnis bzw. ein Fließgleichgewicht aufrechtzuerhalten. Repräsentation heißt in diesem Argumentationszusammenhang, die durch die Sensoren aufgenommenen Umweltveränderungen in adäquates Verhalten umzurechnen.

Überleben in der Umwelt ist nur dann möglich, wenn *wir* in der Umwelt irgendwelche Formen von Regelmäßigkeit und dynamischer

5 Cf. dazu auch die Beiträge in Rusch, Schmidt & Breidbach (Hg.) (1996).

Stabilität über Raum und Zeit voraussetzen, die als Voraussetzung für Repräsentationen dienen.

Überleben wird nur ermöglicht durch phylo- und ontogenetische Anpassung in Form von:

- individuellem ontogenetischen Lernen (neuronale Plastizität)
- phylogenetischer Adaptation
- kulturellem Lernen.

Das Ziel von Kultur besteht nach Peschl darin, Regelmäßigkeiten der Umwelt und Strategien der Homöostase-Erhaltung zu erkennen, zu prognostizieren, gezielt auszunutzen, dieses Wissen zu externalisieren, zu fixieren und weiterzugeben. An diesem Prozess sind ganze Populationen bzw. Sozietäten beteiligt, die eine gegenseitige Konditionierung der Mitglieder in steter Dynamik ermöglichen. Kulturelle Prozesse entwickeln ebenso wie Sprachen eine hohe Eigendynamik auf der Grundlage der neuronalen Dynamik der teilnehmenden kognitiven Systeme.

Interessant an Peschls Überlegungen sind für mich drei Aspekte: (a) Er berücksichtigt über das Einbettungskonzept sowohl die Einbettung kognitiver Systeme in den Leib als auch in die Umwelt.⁶ (b) Er entwickelt einen Repräsentationsbegriff ohne Abbildanspruch. (c) Er konzentriert sich auf Prozessaspekte, nämlich auf die Generierung von in die Umwelt passendem, überlebens- und reproduktionsermöglichendem Handeln, statt auf der Frage zu beharren, ob der diesen Generierungsprozess ermöglichende Repräsentationsmodus »die Wirklichkeit« richtig abbildet oder nicht.⁷

Allerdings tut man gut daran, sich auch bei Peschls Modellentwürfen an die Mahnung von Weizsäckers zu erinnern, die entsprechend lauten würde: Sprechen wir sinnvoll von neuronalen Systemen, so sprechen *wir* von neuronalen Systemen; spricht niemand von neuronalen Systemen, ist von neuronalen Systemen nicht die Rede. Und P. Janich erinnert daran, man dürfe nicht meinen, »(...) daß *von den Gegenständen* einer

6 Darauf hat mit besonderem Nachdruck Bateson hingewiesen: »Die Überlebenseinheit [der Evolution, sjs] ist ein flexibler Organismus-in-seiner-Umgebung.« – »Was denkt, ist das Gesamtsystem, das sich auf Versuch und Irrtum einlässt, nämlich der Mensch plus die Umgebung.« (1985:580, 620)

7 Eine ganz ähnliche Argumentation hat Pasemann (1994) vorgelegt. Dabei betont er vor allem den dynamischen Aspekt von Repräsentation: »Sie ist damit nicht nur nicht-statisch, sondern auch als Dynamik nicht-persistent. Ferner ist sie im Unterschied zur klassischen Konzeption von Repräsentation nicht ›passiv‹, d.h. nur Abbild von Strukturelementen der Umwelt. Als Teildynamik eines kognitiven Prozesses besitzt sie eine aktive Funktion, die darin besteht, überleben sicherndes Verhalten zu generieren. Als kognitiver Teilprozeß wird sie von Prozessen hervorgerufen und bewirkt eine Folge von Prozessen.« (83)

Wissenschaft die Rede sei, wo in Wahrheit aber nur *von der Rede* über diese Gegenstände die Rede ist.« (2009:137)

5. Die Überlegungen zur Erkenntnis(theorie), die bisher skizziert worden sind, sollen nun ergänzt werden durch evolutionstheoretische und konstruktionistische Überlegungen vor allem von J. Piaget.

E.-M. Engels (1989) hat in einer wichtigen Studie zur Evolutionären Erkenntnistheorie⁸ die Unhaltbarkeit des dort (u. a. von K. Lorenz, R. Riedl oder G. Vollmer) vertretenen ontologischen Realismus plausibel gemacht. Die wichtigsten Thesen der Evolutionären Erkenntnistheorie⁹ fasst sie wie folgt zusammen:

»1) *Anpassungsthese*: Die kognitiven Strukturen des Menschen sind als Anpassungen an einen bestimmten Realitätsbereich, die ›kognitive Nische‹ des Menschen oder den ›Mesokosmos‹ und die zu erfüllenden Funktionen zu verstehen.

2) *These von der Art als Anpassungs- oder Selektionseinheit*: Die Anpassungs- oder Selektionseinheit ist jeweils die Art (im Unterschied zum Individuum). Daher dienen Anpassungen deren Erhaltung. Dies gilt auch für die kognitiven Strukturen des Menschen.

3) *Limitationsthese*: Aus der Anpassung der kognitiven Strukturen des Menschen an den Mesokosmos erklären sich die Begrenztheit unseres Erkenntnisvermögens sowie seine Fehlleistungen bei der kognitiven Überschreitung dieses Bereichs.

4) *Fortschrittsthese*: Im Laufe der Evolution (...) hat ein Erkenntnisfortschritt (...) stattgefunden. Evolution stellt nicht nur einen *quantitativen* Zuwachs an Wissen (...) dar, sondern auch eine *qualitative* Zunahme der Objektivität von Erkenntnis.

5) *Realitätsthese*: (...) Die Tatsache unseres Überlebens, für das realitätsgerechte Erkenntnis eine notwendige Voraussetzung war und ist, kann als Indiz für die Realitätsadäquatheit unserer Erkenntnis betrachtet werden. (...)

7) *Identitätsthese*: Erkenntnisleistungen sind Funktionen und damit Systemeigenschaften von Gehirnprozessen.« (61 f)

Die Problematik bzw. die Unhaltbarkeit dieser Thesen wird ausführlich begründet, wobei folgende Argumente wichtig sind:

– Die Anpassungsthese übersieht, dass die Erklärung eines Merkmals als Anpassung nur *eine* Erklärungsmöglichkeit ist, worauf schon Darwin hingewiesen hat.

8 Eine grundsätzliche Kritik an der Evolutionären Erkenntnistheorie hat Janich (2009) geübt.

9 Zur detaillierten Darstellung der Position von Riedl (die kritiklos übernommen wird) und dem Versuch, darauf einen ›vernünftigen Konstruktivismus‹ aufzubauen, cf. Fleischer (2005).

– Anpassungseinheit ist das Genom bzw. das Individuum, nicht die Art. Wir können nicht umstandslos vom Arterhaltungswert unserer kognitiven Leistungen ausgehen.

– Unser Erkennen steht nicht nur im Dienste des Überlebens, sondern stellt das wohl auffälligste Redundanzphänomen dar.

– Die These von der Evolution als Erkenntnisfortschritt übersieht, dass es im Tierreich eine Pluralität gleichberechtigter Erkenntnisleistungen gibt.

Die Tatsache unseres Überlebens beweist keineswegs die Realitätsthese der Evolutionären Erkenntnistheorie. Vielmehr ist unser Überleben ein Indiz dafür, »(...) dass unsere kognitiven Konstruktionen bisher im großen und ganzen richtig waren.« (377)

Auf die Frage: »Erkenntnis als Anpassung?« antwortet Engels daher mit: »Möglicherweise auch, aber nicht nur.« (382)

Der Evolutionären Erkenntnistheorie stellt Engels den Pragmatismus von W. James und den Konstruktivismus von J. Piaget gegenüber.

Piaget betont, dass die fundamentalen Strukturen der Erkenntnis und der zu erkennenden Realität von uns selbst hergestellt werden.

»In diesem Sinne hat Erkenntnis eine *praktische* Wurzel.« (176) Diese Annahme darf jedoch nicht zu der weiteren Annahme verführen, Wahrheit und Nützlichkeit seien synonyme Begriffe.¹⁰ »Das Kriterium erfolgreicher Erkenntnis ist somit nicht der unmittelbare Nutzen, der sich dadurch erzielen lässt, sondern ihre *Kohärenz* mit unserem anerkannten oder bewährten Wissen. Die *Passung* unserer Erkenntnis beinhaltet damit immer ein *Kohärenzmoment* des Bildes, das wir uns von theoretischen und empirischen Sachverhalten machen, mit dem uns bereits zur Verfügung stehenden System an Erkenntnissen.« (177; cf. vergleichbar oben Finke und Janich).

Der Zusammenhang zwischen Nützlichkeit und Erkenntnis besteht also darin, dass die Nützlichkeit von Erkenntnis auf ihre Korrektheit zurückgeführt werden kann. Bei der »Passung« von Erkenntnis geht es zwar um Übereinstimmung, aber um eine solche zwischen »(...) Vorstellungen und den von uns vormals selbst konstituierten Welt-Handlungssystemen« (sensu Piaget).

»Nur in dem Sinne, dass wir Erkenntnis- und Objektstrukturen ausgehend von den und im Rahmen der uns mit unserer Leiblichkeit gegebenen sensomotorischen Möglichkeiten selbst herstellen, ist die Möglichkeit korrekter Erkenntnis an die erfolgreichen Handelns gebunden.« (177)

In diesem Sinne bezeichnet Engels Denken als *Rekonstruktion*, weil wir

10 Diese Interpretation haben viele Philosophen an James' Diktum angeschlossen: »Die Wahrheit ist nützlich, weil sie wahr ist, und sie ist wahr, weil sie nützlich ist.« (1994:79). James präzisiert sein Diktum wie folgt: »True is the name for whatever idea starts the verification-process, useful is the name for its completed function in experience.« (1968:162)

im Denken nachvollziehen, was wir vorher auf der Grundlage unserer Handlungsschemata konstituiert haben. Nach Piaget besteht genau darin die Verflechtung von Handeln und Erkennen. Er hat gezeigt, dass Erkenntnis in einem praktischen Ursprung wurzelt und die »(...) Konstruktion selbst der höchsten kognitiven Operationen das Gelingen unseres Handelns bzw. Verhaltens auf der sensomotorischen Ebene (Aufbau und Koordination von Assimilationsschemata) voraussetzt. In diesem Sinne lässt sich sagen, dass sich die Wahrheit ursprünglich nach dem Handeln und seinen Erfolgen richtet. Das Wahre ist nicht Abbild (copie), sondern ›Organisation des Wirklichen‹ (organisation du réel)« (290)

Engels weist nachdrücklich darauf hin, dass wir im Alltag wie in den Wissenschaften nicht ohne bestimmte realistische Grundannahmen auskommen.¹¹ »Wir ›funktionieren‹ eben so, dass wir als Erwachsene in unseren Erkenntnis- und Handlungsvollzügen die von uns während der Ontogenese selbst vollzogene Konstruktion der Wirklichkeit vergessen haben und uns nun einer strukturierten Welt gegenübergestellt sehen.« (292)

7. Auch in der Neurobiologie wird zunehmend auf den unlösbaren Zusammenhang zwischen Erkennen und Handeln verwiesen. E. Oeser & F. Seitelberger etwa fassen den neurobiologischen und neurophilosophischen Forschungsstand zum Thema Erkennen und Handeln wie folgt zusammen: »Für die *gegenständliche Wahrnehmung* des Menschen ist aber zweierlei hervorzuheben. Einmal, dass der Tätigkeitscharakter der Wahrnehmung als aktives Verhalten zur Umwelt besonders ausgeprägt ist. [...] So ist Wahrnehmung kein passives Erleiden, sondern ein auf die Umwelt gerichteter *intentionaler* Akt, der abstrakte Wirklichkeitsäquivalente eigenständig hervor und in das Verhalten einbringt. Eigenständig meint, dass die Gestaltungsregeln der Abstraktionsprozesse im genetisch bedingten Gehirnbau und in seiner Betriebsweise zwar vorgegeben sind, aber durch individuelle Erfahrung und Lernen laufend angepasst und modifiziert werden.« (1988:96) Menschliche Wahrnehmung als klassifizierend-begriffsbildende Operation ist immer mehr als bloße Identifikation eines Objekts. Darum muss auch der Begriff der mentalen Repräsentation nicht als mimetisches Abbild, sondern als eine Zuordnungsbeziehung bzw. Abbildungsfunktion interpretiert werden.

11 Wright zitiert eine Fülle von Philosophen, die annehmen, dass wir im Alltag keine andere Wahl haben als anzunehmen (*take for granted*), dass externe Objekte existieren. Wir können, so betont er, zwar sicher sein, dass von uns unabhängige Objekte existieren, aber daraus können wir keineswegs auf eine »mind-independent objectivity« unserer Erkenntnis schließen. (2005:142)

8. In der traditionellen Erkenntnistheorie ebenso wie in der Psychologie hat der Themenkomplex *Sinnesdaten* stets eine wichtige Rolle gespielt. Auch hinsichtlich dieses Themas konzentriere ich mich auf eine Darstellung, die die Geschichte des Themas kenntnisreich aufarbeitet und einen eigenen Standpunkt entwickelt, nämlich auf E. Wright (2005).

Wright diskutiert ausführlich die sog. Qualia-Frage nach der Rolle von Sinnesdaten, ihrer Herkunft und epistemischen Bedeutung, ihrem Grad von Bewusstheit und ihren Modalitäten. Er weist nach, wie problematisch das Verhältnis zwischen *sensation* und *perception* ist. Liefern die Sinnesdaten lediglich nicht-epistemisches Rohmaterial, das dann erst von kognitiven Schemata und Gesetzen des Denkens (über)formt wird? Welche Rolle spielen Gedächtnis und Motivation bei der Wahrnehmung? Worauf beziehen sich Sinnesdaten und welche Objektivität kann ihnen zugeschrieben werden? Soll das Verhältnis zwischen Ding und Wahrnehmung nach dem Modus von Abbild, Co-Varianz, interner Relation oder strukturellem Isomorphismus bestimmt werden?

9. Im Widerspruch zu solchen kritischen Überlegungen vertritt R. Schantz eine lupenreine realistische Erkenntnistheorie.¹² Er verteidigt die Auffassung, »(...) dass es ein gegebenes Element in der Erfahrung gibt, das unabhängig vom Denken ist und das einen charakteristischen nichtpropositionalen und sogar nichtbegrifflichen Inhalt besitzt. Das Gegebene ist kein Mythos.« (1989:76) Erfahrung ist nach Schantz »wesentlich nichtdoxastisch«. »Alles, was für meine Wahrnehmung eines Gegenstandes notwendig ist, ist, dass er mir phänomenal in einer gewissen Weise erscheint. (...) Aber nicht jede Wahrnehmung ist eine Wahrnehmung-als oder eine Wahrnehmung-daß.« Nicht-begriffliches sinnliches Bewusstsein ist s. E. keineswegs epistemisch wertlos; vielmehr können subjektive Erfahrungen als »Rechtfertiger für unsere empirischen Überzeugungen fungieren«. »Es sind die Erfahrungen selbst, die Weisen, in denen uns die Dinge erscheinen, nicht unsere Überzeugungen über sie, von der die Rechtfertigung abhängig ist. (...) »Wir erwerben durch die Sinne normalerweise direktes Wissen über physische Gegenstände und Ereignisse.« (1989:77)

J. Margolis dagegen argumentiert wie folgt: »Daß unsere zugestandenen kognitiven Kräfte (wie zum Beispiel unsere Wahrnehmungsfähigkeiten) jemals erkennen, was es in der ›unabhängigen‹ (noumenalen) Welt gibt, *lässt sich auf kognitive Weise* nicht nachweisen. Die Behauptung, wir hätten ›Gründe‹ für die Überzeugung, dass wir die unabhängige Welt mittels der Wahrnehmung erkennen, ohne jedoch Belege oder Gründe für die Annahme der Wahrheit dieser oder jener speziellen

12 Cf. weiterführend Schantz: *Der sinnliche Gehalt der Wahrnehmung*. München: Philosophia (1990).

Überzeugung zu kennen, ist nichtssagend.« (2000:312) G. Bateson wiederum ist überzeugt, dass Wahrnehmung ein »vollkommen unbewußter Prozess« ist. Erst nachdem dieser Prozess durchlaufen ist, selektiert der Geist das, was bewusst wird. (1985:557) Dagegen vertreten etwa N. Goodman & C.Z. Elgin die Auffassung, dass Denken aktiv an der Wahrnehmung beteiligt ist. (1989:19)

10. Wie immer man Wahrnehmung auch bestimmt, ob als exploratives Wahrnehmen (= Handeln) oder als ablaufende Wahrnehmung (= Tun oder Verhalten): Wahrnehmung wird von den meisten Autoren bestimmt als *Wahrnehmen als...* Einigkeit herrscht auch darüber, dass Wahrnehmung an den Leib gebunden ist und in Situationen, Handlungs- bzw. Verhaltenszusammenhängen geschieht, die mit Erfahrung, Wissen, Gefühl und Gedächtnis verbunden sind. Darüber hinaus geschieht Wahrnehmung in (bewusster oder unbewusster) Hinsicht auf anschließbare bzw. nachfolgende Handlungen.

Über die soziale Prägung des Leibes wie über die komplizierten Voraussetzungen von Situationen als Interpretationsrahmen gehen in jeden subjektgebundenen Wahrnehmungsprozess die gesellschaftlichen Ordnungsmuster sinnhafter Auseinandersetzung mit der Umwelt ein. So gesehen operiert Wahrnehmung nach einem »Order-on-order-Prinzip« (sensu E. Schrödinger), was die Spezifik der Wahrnehmung als Produkt des Zusammenwirkens von Gattungsevolution, Sozialstruktur, Sprache und Kultur plausibel machen kann.

11. Viele Autoren haben auf die grundlegende Bedeutsamkeit von *Kultur* für jeglichen Umgang mit der Wirklichkeit verwiesen. So stellt etwa St. Jensen fest: »Nicht die deskriptive Sachreferenz ist primär, sondern die normative Kulturreferenz. (...) Nur in der Kultur kann man über Natur sprechen und forschen. (...) Das sogenannte »Deskriptive« ist nur deskriptiv innerhalb seiner kulturellen Konnotationen. Es ist die Repräsentation eines gesellschaftlichen Konzepts – nicht eines physischen Dings.« (1994:62f.) Natur und Wirklichkeit sind, so Jensen, nicht in einem objektiven Sinne »schon immer da«, sondern sie entstehen erst aus der Kultur heraus (a. a. O.) Zwar setzt die Erklärung einer kulturellen Evolution eine *davor* entstandene Naturwirklichkeit voraus; aber diese kann nie anders als mit den jetzt verfügbaren Kulturbegriffen beschrieben werden. »Wir können nur erkennen, was sich in der Gesellschaft erkennen lässt. Sie stellt alles bereit – sowohl die Mittel als auch die Gegenstände der Erkenntnis. Sie lässt nur das als »außerhalb« erscheinen, was in ihr als außerhalb erscheinen kann.« (66)

In Anlehnung an die Entwicklung des Internet spricht Jensen davon, dass wir uns gleichsam im Cyberspace befinden, d. h. in einer Innenwelt, zu der es keine Außenwelt gibt. So etwas wie Realität wird nur in einer

gesellschaftlich erschaffenen Innenwelt erlebt, »(...) aus der heraus wir uns eine »äußere Wirklichkeit jenseits der Gesellschaft« nur in der Kultursymbolik der Gesellschaft vorstellen können.« (79)

12. B. Jörissen (2007) berichtet, wie intensiv sich die neuere Anthropologie mit dem *Körperproblem*¹³ als erkenntnistheoretischem Problem auseinandergesetzt hat. So fasst er z. B. einschlägige Überlegungen G. Gebauers wie folgt zusammen: »Insofern müssen die in der Ontogenese mimetisch erworbenen »Gewissheiten des Körpers« als unhintergehbare Erkenntnisbedingungen betrachtet werden. Der Körper ist, wie Gebauer mit Sartre formuliert, »der Gesichtspunkt (point de vue), zu dem es keinen Gesichtspunkt geben kann.« Der Körper muss als »*Handeln*, welches am Grunde des Sprachspiels liegt« (so L. Wittgenstein) bzw. als »*Grund des Unterscheidens* (Berührens, Ergreifens, Aufzeigens, Ordnen)« aufgefasst werden. (2007:163 f.) Dabei geht es nicht um den einzelnen Körper als beobachtbares Objekt jenseits des Sinns, sondern um »(...) einen Körper, der jeder Sinnproduktion, jedem symbolischen Handeln, *zugrunde* liegt, und der sich als manifester Körper (sei es als Erfahrungszentrum oder als Körperobjekt) dann erst im sozialen Kontext herausbildet.« Der Körper wird »erst in der Performanz als essentieller Erfahrungsraum hergestellt.« (2007:164) Insofern wird er als Vollzugsgrund von Beobachtungsoperationen betrachtet. Durch seine Handlungen konstituiert sich der Körper durch Selbstunterscheidung. Der Körper wird als Beobachter konzipiert, Beobachtungsverhältnisse werden als »verkörperte Weltverhältnisse« verstanden. (175) Damit tritt der handelnde Körper als Welterzeugende Instanz bewusst an die Stelle des körperlosen Beobachters bzw. des Beobachtens in N. Luhmanns Systemtheorie. Das bezieht sich nicht nur auf individuelle Weltverhältnisse, sondern auch auf soziale Bezüge. Zum einen agiert der Körper in Situationen qua Zusammenhängen von Beobachtern, zum anderen braucht er Andere, weil »(...) Realitätsbezug nur durch Bezug zum Anderen (Alteritätsbezug) herstellbar ist.« (173)

Zusammenfassung

- Die tendenzielle Entwicklung der neueren Erkenntnistheorie geht in die Richtung: von einer Wirklichkeit zu vielen Wirklichkeiten, von einer Wahrheit zu vielen Wahrheiten.
- Neurowissenschaftliche Antworten auf die Repräsentationsfrage entwerfen Modelle von Repräsentation ohne Abbildungsfunktion. Statt-

13 Auch Jörissen und Gebauer unterscheiden nicht zwischen Leib und Körper; daher muss ich ihre Begrifflichkeit wiedergeben.

dessen steht im Vordergrund die Generierung funktional passenden Verhaltens eines Organismus in der Umwelt.

- Piagets Konstruktivismus operiert über den Kategorien ›Kohärenz‹, ›Passung‹ und ›Nützlichkeit‹ und betont den Handlungscharakter der Erkenntnis.
- Die Diskussion über Sinnesdaten schwankt zwischen deren Spezifikation als epistemisch, nicht-epistemisch und deskriptiv.
- Wahrnehmung ist an den Leib gebunden ist und geschieht in einer Leib-bezogenen Situation, und zwar in Situationen, Handlungs- bzw. Verhaltenszusammenhängen, die mit Erfahrung, Wissen, Gefühl und Gedächtnis verbunden sind.
- Unbestritten ist die Bedeutsamkeit von Kultur für Wahrnehmung wie für jede Form von Erkenntnis.
- Die neuere Anthropologie betont die Rolle des Leibes als Vollzugsgrund von Beobachtungsoperationen.
- Wir leben in einer Innenwelt, zu der wir keine Außenwelt angeben können.
- Erkennen ist stets handlungsgebunden (H. Lenk).

9. Wahrheit

»was wir *wahrheit* nennen, ist nur das ergebnis eines vorgangs, das besagt, dass wir etwas mehr glauben, als wir daran zweifeln.« – »*wahrheit*: was uns, wenn wir etwas behaupten, verbietet zu denken, das wir uns selbst dabei erwähnen.«

(Franz Josef Czernin)

1. Über kaum einen Begriff ist in der Geschichte der Philosophie wie der Theologie so viel spekuliert worden wie über den Wahrheitsbegriff. In der Diskussion standen und stehen Korrespondenz- und Kohärenztheorien, semantische und sprachanalytische Wahrheitstheorien, Inter-subjektivitätstheorien usf.¹

Und allen Wahrheitstheorie ist gemein, was N. Goodman ihnen unterstellt: »Philosophen würden (...) gern eine ebenso definitive Charakterisierung der Wahrheit erreichen wie die wissenschaftliche Definition von Eisen; und einige haben mit beträchtlichem Scharfsinn Argumente für die Identifizierung der Wahrheit an dem einen oder anderen Merkmal vorgebracht.« (1984:149) – so vor allem an den Merkmalen Kohärenz und Nützlichkeit.

Andererseits stimmen N. Goodman & C. Z. Elgin mit der skeptischen Schlussfolgerung überein, »(...) daß transzendente Wahrheit ebenso wie Gewissheit und Wissen unerreichbar sind« (1989:214). An die Stelle von Wahrheit, Gewissheit und Wissen – die alle auf behauptende Symbole beschränkt sind – treten vielmehr Richtigkeit, Übernahme und Verstehen. (217)²

R. Rorty hat deutlich darauf hingewiesen, dass man gegen Wahrheits- oder Wirklichkeitstheorien deshalb nicht argumentieren kann, weil man sonst deren Vokabular verwenden müsste. Wenn wir z. B. am Bild der Sprache als Medium zwischen dem menschlichen Selbst und der nicht-menschlichen Realität festhalten, kommen wir nie aus dem Dualismus heraus. (1991:30, 35)

Und R. B. Brandom verdanken wir den Hinweis auf das Verdrängungspotential des Wahrheitsdiskurses: »Ein Diskurs, der glaubt, nur die Wahrheit zu suchen, gerät dahin, eben die Wahrheit als Ausschlußmittel einzusetzen; das reicht vom ›wahren Sein‹ bis zu ›wahren Interessen‹, wie Foucault in seiner Schrift über die ›Ordnung des Diskurses‹ zeigt.« (2001:49)

1 Eine zusammenfassende und vergleichende Synopse hat Puntel (1993) vorgelegt. – Zur Einführung in Wahrheitstheorien cf. Gloy (2004).

2 Konstruktivistische Einstellungen zur Wahrheitsproblematik entfaltet Pörksen (2007).

2. Eine eigene Variante von Wahrheitstheorie hat P. Finke (2005) vorgelegt, und zwar eine *ökologische* Variante. Ich fasse seine Argumentation kurz zusammen.

»Wahrheit wirkt als das wahrscheinlich wichtigste regulative Prinzip der Wissenschaft und zugleich das mit der geringsten Gewissheit.« (253) Dieses regulative Prinzip passt verschiedene Bedingungen im Fortgang des Wissensprozesses aneinander an, und zwar gegebene Tatsachenbedingungen einerseits und gegebene Sprachbedingungen andererseits. Auch wenn die Fiktion sprachunabhängiger Tatsachen aufgegeben wird, bleiben Anpassungserfordernisse, die jedoch nicht zwischen Sprache und Wirklichkeit, sondern vollständig im Rahmen der Sprache zu erfüllen sind. »Sätze sind wahr, wenn sie Tatsachen entsprechen, aber wir stellen dieses fest, indem wir sie mit anderen Sätzen vergleichen. Aus der naiven Vorstellung einer Korrespondenz wird auf diese Weise die Idee der Kohärenz...« (257).

Finke gibt also die Idee der Wahrheit nicht auf, sondern bestärkt die nötige Differenz zur Fiktion der Gewissheit, mit der Wahrheit nicht verwechselt werden darf. Dabei ist jedoch wichtig, dass »unsere grundsätzliche Ungewissheit« das Streben nach Wahrheit nicht obsolet macht. »Im Alltag haben wir damit ohnehin nur wenige Probleme; ein pragmatisches Wahrheitsideal liegt all unserem Alltagshandeln zugrunde. Ob es regnet oder nicht, lässt sich mit ausreichender Genauigkeit feststellen. In der Wissenschaft ist dies nicht grundsätzlich anders, nur durch Abstraktion und Komplexität schwerer zu realisieren. (...) Ohne das Wahrheitsideal kann kein Wissen existieren. (...) Deshalb braucht die Wissenschaft zwar keinen Gewissheits-, aber einen Wahrheitsbegriff und zwar keinen anderen, als den unseres täglichen Alltags. (...) Wahrheit in diesem Sinne streben wir dann an, wenn wir neue Wissensbestandteile mit alten³ in einen begründbaren und weiterführenden, widerspruchsfreien und gleichwohl innovativen Zusammenhang zu bringen versuchen. Hierbei kann sowohl eine Anpassung des neuen Wissens an das alte, als auch umgekehrt des alten an das neue prinzipiell in Frage kommen (...). Die ökologische Kohärenz der Wahrheit ist also ein eigenes Gleichgewichtssystem im Kontext des innersystemischen Gleichgewichts, keine Sache der Ewigkeit und sprachunabhängigen Richtigkeit, sondern eine auf unsere dynamischen Erfahrungssysteme, vor allem unsere sprachlichen Erfahrungssysteme zu relativierende regulative Idee.« (258)

3 Fleck betont, dass unsere Kenntnisse viel mehr aus dem Erlernten als aus dem Erkannten bestehen. »In allem Erkennen wirken die Last der Tradition, das Gewicht der Erziehung und die Wirkung der Reihenfolge des Erkennens zusammen.« (1929:425)

3. Finke verabschiedet sich also von Korrespondenztheorien der Wahrheit und unterläuft auch die immer wiederholte konstruktivistische Behauptung, dass Wahrheit prinzipiell unerkennbar ist. Indem er Wahrheit zum regulativen Prinzip der Dynamik von Wissensprozessen macht, anerkennt er die *pragmatische* Unverzichtbarkeit dieser Idee, die verhindert, dass alles Beliebige gleichwertig behauptet werden kann, ohne sich dabei auf einen *essentiellen* Wahrheitsbegriff zu berufen, der mit absoluter Gewissheit zusammengedacht wird. Dieses regulative Prinzip ist s. E. evolutionär entstanden als ein neues regulatives Prinzip der kulturellen Systeme des Wissens und der Wissenschaft. (229) Damit lenkt er die Aufmerksamkeit darauf, dass die Wahrheitskategorie keine philosophische oder wissenschaftliche Erfindung ist, sondern vielmehr Philosophie und Wissenschaft allererst *ermöglicht* hat, weil damit bestimmte regulative Prinzipien entstanden sind und praktiziert wurden/werden, die regeln, welche Produktion neuen Wissens aus alten Bestandteilen in Wissenschaftlergemeinschaften akzeptiert, weitergeführt – oder eben auch verworfen wird. Damit wird – in meiner Redeweise – der Wahrheitsbegriff konsequent prozessualisiert.⁴ Substanzvorstellungen von Wahrheit werden ersetzt durch Vorstellungen der Regulierung von Prozessen in allen Lebensbereichen – einschließlich der Wissenschaft –, die »mit Wissen zu tun haben«. An die Stelle eines unerreichbaren kognitiven Ideals wird hier die Vorstellung eines pragmatischen Vorteils im Management von Wissensprozessen gesetzt, wodurch ein verwendbarer und begründbarer Wahrheitsbegriff entsteht, der ohne (Nicht-)Existenz Behauptungen/Verneinungen sowie ohne absolute Gewissheitsansprüche auskommt.

4. Diese ökologische Konzeption von Wahrheit ist nach meiner Einschätzung anschließbar an P. Janichs Handlungs-orientierte Konzeption. Auch er sieht Wahrheit nicht als Übereinstimmung mit der Wirklichkeit, sondern als einen Aspekt gelingender und erfolgreicher Praxis. (2006:187) Wahrheit wird nicht als Selbstzweck, sondern als Mittel zum Zweck betrachtet, definiert und gesucht. Abbildvorstellungen von Theorie und Wirklichkeit erklären nicht den Erfolg von Naturwissenschaften. »Es ist vielmehr der Erfolg des zweckrationalen Handelns einer Technik, die den Forschungsprozeß trägt.« (195) Wahrheiten, so Janich, sind Selbstbewirktes, an dem Behauptungen überprüft werden.

Wahrheit wird also hier als Handlungserfolg konzipiert, den nur wir selbst als Handelnde beurteilen können. Der Mittelweg zwischen absoluten Wahrheitsvorstellungen und Relativismus führt nach Janich über eine Passung unseres Redens auf unser Handeln. »Da nicht wahr sein

4 Schon bei James ist zu lesen: »Die Wahrheit wird im Laufe der Erfahrungen erzeugt.« Sie existiert nicht vor den Tatsachen. (1994:91)

kann, was nicht auch falsch sein kann, empfiehlt sich dieser Bezug auf das, was nur gelingen kann, weil es auch misslingen kann, also der Bezug auf die Wirklichkeit, die in unseren Handlungen besteht. (...) Und nur wer handelt, kann über die Wahr/falsch-Frage hinaus nach seinen Zwecken gefragt werden und nach deren moralischer und politischer Rechtfertigung.« (208f)

Wahrheit ist nach Janich also ein Mittel, »(...) das auf Gelingen oder Scheitern unseres eigenen Handelns und auf die Pflicht zur Rechtfertigung verweist.« (209); denn wer nach wahr/falsch unterscheidet, erhebt einen Geltungsanspruch, der argumentativ eingelöst werden muss.

Damit wird m.E. gleichsam eine Implementierung der Finkeschen Konzeption geliefert: die Wahrheit als regulatives Prinzip in Wissenssystemen wird pragmatisch »geerdet«, indem sie gebunden wird an Gelingen/Misslingen sowie an Erfolg/Misserfolg unseres Handelns, also an »(...) den Bezug an die Wirklichkeit, die in unseren Handlungen besteht.« Gelungenes und erfolgreiches Handeln wird zum Definiens von Wahrheit. Damit werden »externe Wahrmacher« wie Wirklichkeit oder Tatsachen überflüssig, »weil (...) das Spiel des Sprechens und Handelns also auf sich selbst bezogen bleibt.« (2001:158)

5. Janich verweist noch auf einen weiteren wichtigen Aspekt, nämlich auf die Frage, wann überhaupt die Wahrheitsfrage gestellt wird und wem sie nützt. Erst bei Dissens – das hat schon H. von Foerster immer betont – wird die Wahrheitsfrage virulent. Und die Frage nach dem Nutzen ist deshalb relevant, weil Wahrheit ein wichtiges Instrument zur Beurteilung menschlicher Kommunikation ist. Die Antwort auf die Frage nach dem Zweck von Wahrheit bestimmt, wie die Prädikatoren wahr/falsch bestimmt werden. Wahres Behaupten realisiert sich als Gelingen und als Erfolg von Behaupten, falsches als deren Misslingen und Misserfolg. Mit der Verwendung der Prädikatoren wahr/falsch erheben wir in der Kommunikation Geltungsansprüche, die argumentativ eingelöst werden müssen. Darin ist der *Aufforderungscharakter* der Wahrheit begründet, der m.E. durchaus auch eine moralische Komponente aufweist.

Wahrheit ist für Janich Mittel zum Zweck, menschliche Kooperation zu ermöglichen, zu verbessern und sicherzustellen. Der Handlungserfolg zeichnet wahre vor falschen Behauptungen aus. Wahrheiten können durch Sprachregelungen, als Handlungsfolgenwissen oder aus Erfahrung bestimmt werden – wobei Janich betont, dass auch empirische Wahrheiten von *Sätzen* sind.⁵ Das klassische Kriterium für Wahrheit, Objektivität, ersetzt Janich durch Intersubjektivität, bestimmt aber diesen Ausdruck durch »Anspruch auf Prüfbarkeit« und

⁵ Dazu jüngst Janich (2009).

nicht etwa auf die tatsächliche Übereinstimmung zwischen Handlungspartnern. »Ob eine Aussage wahr oder falsch ist, kann nur relativ zum Zweck der Handlung ihrer Überprüfung festgestellt werden.« (188)

Auch bei Janich wird also Wahrheit eingebunden in menschliche Praxen und deren Gelingen und Misslingen, Erfolg und Misserfolg – gleich ob es sich um nichtsprachliche oder sprachliche Praxen handelt. Damit wird die Wahrheitsfrage der Erkenntnistheorie entzogen, aber nicht indem sie für irrelevant erklärt oder durch Naturalisierung ersetzt wird, sondern indem die Notwendigkeit der Beurteilung des Erfolgs oder Misserfolgs von Handlungen in den Vordergrund gestellt wird.

6. Nach N. Luhmann handelt es sich bei Wahrheit »(...) nicht um ein Übereinstimmungsverhältnis zwischen Denken und Sein oder System und Umwelt, sondern um eine Selbstprägung, eine Selbststrukturierung des [Wissenschafts]Systems« (1990:188).

Bekanntlich verlässt Luhmann die traditionelle Auffassung, Wahrheit als Attribut zu konzipieren, sondern führt Wahrheit als symbolisch generalisiertes Kommunikationsmedium ein, nämlich als Differenz wahr/falsch. Er distanziert sich bewusst von jeder als Ontologie ausgewiesenen Zwewertigkeit und verlagert die Analyse auf die Ebene der Beobachtung zweiter Ordnung. Luhmann fragt nicht nach den zwei Seiten einer Übereinstimmung, sondern nach dem Verfahren der Attribuierung des Symbols ›Wahrheit‹. »Für den Beobachter zweiter Ordnung ist mithin das Symbol ›wahr‹ ein Symbol der Selbstbestätigung des beobachteten Kommunikationsprozesses und nichts, was über unabhängige Bedingungen validiert werden könnte. Es ist ein Symbol für die im Kommunikationsprozeß selbst ermittelte Anschlussfähigkeit der Kommunikation.« (175) Wahrheit wird also s.E. exklusiv selbstreferentiell verwendet; »(...) denn es gibt keine Wahrheit außerhalb der Wahrheit« (177).

Historisch gesehen diente der Wahrheitscode in der Wissenschaftsentwicklung seit dem 17. Jahrhundert dazu, neues und überraschendes Wissen in erwartbares Wissen zu transformieren. Das Symbol ›Wahrheit‹ drückte aus, dass dies gelungen war. »Man präsentierte Überraschungen mit dem Zusatzsymbol: für alle gültig. Die Entdeckung wird sogleich auf die Welt zugerechnet.« (218)

Zusammenfassung

- Wahrheit ist praktisch allgegenwärtig und theoretisch unerreichbar.
- Eine ökologische Wahrheitstheorie sieht Wahrheit als das regulative Prinzip der Dynamik von Wissensprozessen im Alltag wie in der Wissenschaft.

- Das Wahrheitskonzept sollte prozessualisiert werden.
- Handlungstheoretisch gesehen erscheint Wahrheit als Aspekt gelingender Praxis.
- Wichtig ist die Antwort auf die Frage, wann, von wem und wozu die Wahrheitsfrage gestellt wird.
- Der kommunikative Umgang mit Wahrheit besitzt Aufforderungscharakter.
- Das Verhältnis der Begriffe Wahrheit, Objektivität und Intersubjektivität muss neu bestimmt werden.
- Wahrheit kann gesehen werden als Selbststrukturierung des Wissenschaftssystems.
- Wahrheit gilt in der Systemtheorie als symbolisch generalisiertes Kommunikationsmedium.
- Es gibt keine Wahrheit außerhalb der Wahrheit.

10. Relativismus

»Wir machen alles selbst. All unser Begreifen ist nur relativ.«
(Immanuel Kant)

1. Ein gängiger Vorwurf gegen alle Theorien bzw. Philosophien, die die (absolute) Wirklichkeit der Wirklichkeit und die Sicherheit unseres Erkennens in Zweifel ziehen, lautet »Relativismus«! Und Relativismus ist offensichtlich eine theoretische Einstellung, die epistemologisch aber auch moralisch als bedenklich eingeschätzt und deshalb bekämpft wird.

Angesichts und trotz der schlechten Reputation, die alle Spielarten des Relativismus seit jeher in der Philosophie gehabt haben, unternimmt W. Welsch (2000) einen interessanten Versuch, den Relativismus zu verteidigen und nachzuweisen, dass die Mehrzahl der bisher aufgestellten philosophischen Theorien genau besehen – relativistisch war und ist. Seine Argumentation, die also auch den Relativismus der Relativismuskritik nachzuweisen versucht, soll im Folgenden kurz geschildert werden.

2. Ausgehend von einer Rehabilitierung des Homo-mensura-Satzes von Protagoras und seiner (nach Welsch bewusst falschen) Interpretation durch Platon begibt sich Welsch auf einen kursorischen Streifzug durch die Philosophie und weist nach, dass die Philosophie der Neuzeit allen anderslautenden Beteuerungen zum Trotz durchweg relativistisch ist. (33) Als Kronzeugen führt er dabei Kant an, der unmissverständlich sagt: »Wir machen alles selbst.« Und noch krasser: »Alles unser Begreifen ist nur relativ (...) schlechthin begreifen wir gar nichts.« (Zit. nach Welsch 35) Das Wissen der Neuzeit basiert auf einem transzendentalen und anthropologischen Grundsatz, demgemäß alles, was uns begegnet und was wir erkennen, durch die menschlichen Erkenntnisstrukturen bestimmt ist. Solange man mit Kant noch annehmen konnte, dass die transzendente Grundausstattung bei allen Menschen gleich ist, waren Gewissheit und Universalität des Wissens noch zu retten. Als dann aber mit Herder, Hegel und Nietzsche die geschichtliche, kulturelle und soziale Varianz transzendentaler Strukturen offensichtlich gemacht wurde, verlor der Relativismus seine Akzeptanz.

3. An die Stelle der durchgängigen neuzeitlichen Relativismusschelte setzt Welsch nun den Entwurf eines »vernünftigen Relativismus«. Dabei bestimmt er den Zentralbegriff »Relativität« wie folgt: »Aussagen, so wird verlangt, sind relativ zu Prämissengeflechten, Handlungen sind relativ zu Lebensformen zu verstehen.« (37)

Die Relativität von Aussagen besteht darin, dass keine universal gültigen Aussagen akzeptabel sind. Das gilt auch für wissenschaftliche Aussagen; hat W.V.O. Quine doch gezeigt, »(...) dass jede wissenschaftliche Theorie notwendig empirisch unterbestimmt ist, weil die empirischen Befunde stets auch andere und gleichermaßen schlüssige Deutungen durch alternative Theorien zulassen.« (38) Und auch L. Wittgenstein ist davon überzeugt, dass es keine »Metaphilosophie« geben kann.

Unmittelbar verbunden mit dieser Annahme ist die Überzeugung, dass es keinen unmittelbaren, deutungsunabhängigen Zugang zu einer subjektfreien Wirklichkeit geben kann – noch eine intendierte Deutungsunabhängigkeit kann nur als Deutung auftreten, wie J. Mitterer in seinen Schriften stringent darlegt. Wir sind immer auf Beschreibungen angewiesen (N. Goodman); Wirklichkeit ist uns immer nur »unter einer Beschreibung« verfügbar. (R. Rorty)¹

Auch Handlungen sind nur als relative denkbar. »Man rekuriert letztlich immer auf Handlungsrahmen, die kulturell oder situativ verlässlich sind – ohne deswegen in einem absoluten Sinne gültig oder stabil sein zu müssen.« (40)

4. Um eine philosophische Position des Relativismus operabel zu machen, führt Welsch zwei *Grundregeln* ein:

- Die Regel der Relativierung: »Alle Aussagen und Handlungen müssen tatsächlich relativ auf ihr jeweiliges Bezugssystem verstanden werden.«
- Die Regel der Unterschiedsbeachtung: Die Unterschiedlichkeit der diversen Bezugssysteme ist zu beachten, die Grenzen dürfen nicht übersprungen werden. (41)

Solange man diese beiden Regeln beachtet, vermeidet man Beliebigkeit im Argumentieren und Handeln. Interkulturelle Bedeutungsunterschiede z.B. sind weiterhin klar und stabil – man muss nur mit einem komplexeren Spektrum von Möglichkeiten rechnen und darf die eigene Position nicht verabsolutieren. Auch der Vorwurf der Wahrheitsindifferenz des Relativismus lässt sich entkräften, wenn man genau genug darauf achtet, in welchem Bezugssystem ein Satz wahr und in welchem er falsch ist.

Schließlich bedeutet Relativismus auch keineswegs die Behauptung einer Gleichwertigkeit und Austauschbarkeit unterschiedlicher kultureller Praktiken. Unterschiedliche kulturelle Praktiken und Symbolsysteme sind für die jeweiligen Kulturen durchaus funktional sinnvoll; daraus folgt aber nicht, dass sie alle *gleichwertig* im Sinne von austauschbar

¹ Parallelen zum Interpretationismus Abels und Lenks liegen hier m.E. auf der Hand.

(also beliebig) sind, und schon gar nicht, dass sie in die eigene Kultur übernommen werden sollten bzw. können. Das heißt, der Relativismus hebt Sicherheiten nicht einfach auf; vielmehr bleiben die Bedeutungen in den verschiedenen Bezugssystemen durchaus verlässlich, und auch zwischen den Bezugssystemen herrscht keine Beliebigkeit, sondern klare Unterschiedlichkeit (44).²

Die Frage, ob und wie unterschiedlich die verschiedenen Bezugssysteme sind/sein sollen, beantwortet Welsch mit der Annahme, dass diese Systeme nicht *toto coelo* unterschiedlich sein können; denn Unterschiedlichkeit kann nur in einem Raum von Gleichheit greifen. Rechnet man mit dieser Doppelstruktur von Unterschiedlichkeit und Gemeinsamkeit, dann wird auch Kritik durchaus möglich, wenn und so lange sie die Struktur des jeweiligen Bezugssystems berücksichtigt. Dabei sind kulturell zwei Tendenzen in postmodernen Gesellschaften zu berücksichtigen: Eine Mikrologisierung der Verhaltenscodes einerseits, eine Vernetzung und Vermischung kultureller Muster (Stichwort: Transkulturalität) andererseits, die mehr Anschlussfähigkeit und Austauschbarkeit ermöglichen als je zuvor in der Geschichte.

Wird damit der Relativismus zu einer neuen Supertheorie oder Metatheorie? Welsch verneint diese Frage und empfiehlt, die relativistische Position selbst in einem relativistischen Modus zu vertreten – »(...) eben als Empfehlung (...), wie man die Dinge betrachten möge, um zu sehen, ob man damit durchkommt und zu welchen Konsequenzen man gelangt.« (49)³

Zusammenfassung

- Die Mehrheit der bis heute aufgestellten philosophischen Theorie ist entgegen allen Beteuerungen faktisch relativistisch.
- Aussagen sind relativ zu Prämissengeflechten, Handlungen relativ zu Lebensformen zu verstehen.
- Als Grundregeln eines »vernünftigen Relativismus« werden die Regel der Relativierung und die Regel der Unterschiedsbeachtung eingeführt.
- Der vernünftige Relativismus ist keine neue Supertheorie, wenn er in einem relativistischen Modus vertreten wird.

² Finke plädiert für einen Relativismus in Form eines Relationismus, d.h. für eine »(...) Wiederherstellung der Verbindungen der Ideen zu ihren theoretischen und praktischen Umwelten.« (2005:240)

³ Damit entgeht Welsch m.E. – zumindest dem Anspruch nach – dem Vorwurf Mitterers, jeder Relativismus sei innerhalb seines Frameworks nicht-relativistisch. (Mitterer 1990:78)

11. Non-Dualismus¹

»In der Nicht-dualisierenden Redeweise kann ein Streben oder eine Suche nach Wahrheit nicht einsetzen: Die Wahrheit als Erstrebenswert ist ein Produkt der Dualisierenden Redeweise.«

(Josef Mitterer)

1. Mit Blick auf die Geschichte der Philosophie kann man sich durchaus die Frage stellen, warum die Philosophie nicht weitergekommen ist. Zwar werden auf die immer gleichen Fragen nach dem Sein, der Wahrheit und dem Guten immer neue Antworten gegeben, aber das Frage- und Antwortspiel bleibt strukturell immer gleich. Wo liegen die Gründe für diese inhaltliche Patt-Situation? Sind etwa die Fragen prinzipiell unbeantwortbar, oder sind die Fragestellungen grundsätzlich verfehlt, weil sie von undurchschauten Prämissen ausgehen?

2. J. Mitterer hat in zwei einflussreichen Büchern ein höchst interessantes Projekt vorgestellt. Er versucht nicht etwa, eine neue Theorie/Philosophie zu präsentieren, sondern er untersucht, was allen bisher formulierten Philosophien *gemeinsam* ist und deren Schwäche bzw. Problematik ausmacht. Die dabei zugrunde gelegte allgemeine These lautet: »Die erkenntnistheoretischen Probleme sind Probleme einer Argumentationstechnik und der Versuch, diese Probleme zu lösen, ist der Versuch, diese Argumentationstechnik zu verbessern. Meine Absicht ist es, die Argumentationsfiguren, die Tricks, die Funktionsprinzipien der dualistischen Argumentationsweise transparent zu machen und damit ihre Wirksamkeit zu schwächen.« (2001:21) Problematisch ist die dualistische Argumentationstechnik nach seiner Auffassung deshalb, weil sie jede beliebige Auffassung als wahr, richtig, begründet, vernünftig usw. rechtfertigen und jede andere als irrig und unvernünftig aus dem Diskurs entfernen kann. »In Diskurskonflikten dient diese Argumentationstechnik zur Immunisierung der Eigenauffassung und zur Kritik der Gegenauffassung. Das ist eine zentrale These dieses Buches.« (2001:11) Mitterers Kritik betrifft alle bis heute formulierten Philosophien. Deren Fehler besteht s. E. darin, *unreflektiert dualistisch* zu denken und zu ar-

¹ Eine sehr besonnene und kenntnisreiche Auseinandersetzung mit Mitterers Non-Dualismus und seinem Verhältnis zum Radikalen Konstruktivismus hat Müller (2008) vorgelegt. – Scholl (2008) untersucht in einer intensiven Auseinandersetzung mit Mitterers Non-Dualismus die Beziehungen zwischen Non-Dualismus und Konstruktivismus im Bezug auf das Verhältnis zwischen Theorie und empirischer Forschung.

gumentieren. Dabei benennt Mitterer drei grundsätzliche Gemeinsamkeiten allen dualistischen Denkens: (1) Die Voraussetzungen werden nicht problematisiert. (2) Allen gemein ist eine strikte Wahrheitsorientierung. (3) Alle vertreten eine gemeinsame Richtung des Denkens, die *auf* das Objekt der Erkenntnis zielt und nicht *von* ihm ausgeht.

Da St. Weber (2005) eine sehr ausführliche (zum Teil im hymnischen Ton mit dem Tenor »Überwindung von 2500 Jahren falscher europäischer Philosophie« formulierende) Darstellung der Mittererschen Argumentationsweise bzw. der nicht-dualisierenden bzw. non-dualistischen Sprechweise vorgelegt hat, kann ich mich hier auf die Betonung wesentlicher Punkte beschränken. Bei Weber findet sich auch eine eingehende Darstellung und Auseinandersetzung bisheriger Versuche, den Dualismus zu revidieren bzw. zu überwinden, so vor allem bei S. Ceccato, L. Fleck oder G. Günther.

3. Die wichtigste Grundlage dualistischen Denkens besteht in der Ansicht; » (...) dass es einen Unterschied gibt zwischen der Welt und unserem Wissen von der Welt, einen Unterschied zwischen den Objekten und dem, was wir über sie sagen und aussagen; einen Unterschied auch zwischen den Zeichen und den Gegenständen, die von ihnen bezeichnet werden, zwischen dem, worüber wir sprechen und der Sprache, mit der wir darüber sprechen.« (1992:21) Wohl streitet man sich unter Dualisten, *wie* die Beziehung zwischen Sprache und Realität, Zeichen und Referent theoretisch modelliert werden sollte; unbefragt vorausgesetzt wird dabei aber in jedem Fall, *dass* eine Unterscheidung zwischen beiden besteht bzw. getroffen werden muss. »Am Anfang der Philosophie stehen nicht Probleme, sondern nicht problematisierte Voraussetzungen. Diese Voraussetzungen sind dichotomische Unterscheidungen (in der Erkenntnistheorie und Sprachphilosophie etwa die Dichotomien Sprache-Welt, Beschreibung-Objekt, Aussage-Gegenstand, Sein-Bewusstsein, Subjekt-Objekt und andere). Der Versuch, die Beziehung zwischen den Gliedern dieser Dichotomien zu klären, führt zu den philosophischen Problemen (Objektivitätsproblem, Referenzproblem, Identitätsproblem, Außenweltproblem und vor allem zum Wahrheitsproblem).« (11)

Mitterer setzt dagegen eine Argumentation, in der die Unterscheidung zwischen Objekt und Beschreibung ihren Sinn verliert. Dabei operiert er mit der grundlegenden Unterscheidung zwischen bisher geleisteten Beschreibungen (Beschreibungen *so far*) und neuen, daran anknüpfenden Beschreibungen (Beschreibungen *from now on*) (60), die ihm eine grundlegend neue Bestimmung von Objekt und Beschreibung eröffnet: Das Objekt der Beschreibung wird gleichgesetzt mit bereits geleisteter Beschreibung, die Beschreibung des Objekts als noch zu leistende Beschreibung bestimmt. Daraus zieht Mitterer folgende Kon-

sequenz: »In der Vorgangsweise, die hier entwickelt wird, bilden Objekt der Beschreibung und Beschreibung des Objekts eine Einheit. Das Objekt der Beschreibung ist nicht beschreibungs- oder »sprachverschieden«, sondern jener Teil der Beschreibung, der bereits ausgeführt worden ist.

Die Beschreibung ist nicht auf das Objekt gerichtet, sondern geht vom Objekt der Beschreibung aus; sie führt die schon geleistete Beschreibung fort; sie ist die Fortsetzung der vor ihr schon vorliegenden Beschreibung.« (56)

4. Die argumentative Stoßrichtung Mitterers lässt sich so ausdrücken: Im Gegensatz zur unproblematisierten Prämisse, dass z. B. die Beschreibung eines Apfels auf einem Tisch die Existenz von Apfel und Tisch, also die Differenz von Objekt und Beschreibung voraussetzt, postuliert Mitterer, dass wir nie bei einem »diskursjenseitigen« Objekt »Apfel« beginnen, sondern stets bei einer bereits geleisteten Beschreibung, und sei es bei der sog. Rudimentärbeschreibung »Apfel«, über die ein Basiskonsens besteht. Solche Rudimentärbeschreibungen bilden den notwendigen Grund- oder Ausgangskonsens, der nachfolgende weitere Beschreibungen oder auch Dissense erst ermöglicht. (101) Die dualistische Voraussetzung eines sprachunabhängigen Objekts vor dem Diskurs bestimmt Mitterer als Zurücksetzen hinter diese Beschreibung in ein »Jenseits des Diskurses« (107). Dagegen setzt er folgende non-dualistische Argumentationsweise: »Das Objekt einer Beschreibung wird angegeben, indem die Beschreibung *so far* an- und vorgegeben wird, die in dieser Beschreibung (*from now on*) fortgesetzt – entwickelt – verändert werden soll.« (100) Um einen Apfel beschreiben zu können, muss also bereits eine Beschreibung (zumindest eine Rudimentärbeschreibung) vorliegen, auf die weitere Beschreibungen folgen (können); denn es ist unmöglich, das Objekt der in Frage stehenden Beschreibung anzugeben, ohne allein dadurch eine zumindest rudimentäre Beschreibung zu liefern. »Wenn behauptet wird, dass das Objekt schon vor der Angabe eines Objekts gegeben sein muß, bzw. gegeben ist, wird *damit* das Objekt schon vor der Angabe des Objekts angegeben.« (95) Anders gewendet: »Eine Priorität des Objekts gegenüber der Objektangabe kann erst *nach* der Objektangabe behauptet werden.« (98)

Solange eine vorgängige Beschreibung in einem Diskurs nicht in Frage gestellt wird, bildet sie im Verein mit dem Objekt, das sie beschreibt, das Objekt aller weitergehenden Beschreibungen. Mit anderen Worten: »Objekt und Beschreibung verhalten sich zueinander wie jene Beschreibung, die gegeben ist (und gegeben sein muß, damit weitere Beschreibungen folgen können), und die weiteren Beschreibungen. Das Verhältnis ist »dynamisch« und wird durch den Diskursverlauf ständig neu bestimmt. Die Objekte besitzen keine Identität gegenüber den Beschreibungen.« (100) Ändern sich die Beschreibungen oder entfällt der

Konsens hinsichtlich der Beschreibungen *so far*, dann ändern sich auch die Objekte der Beschreibung in anderen Beschreibungen. Das heißt, eine Beschreibung konstituiert nicht das Objekt, sondern sie *ändert* das Objekt – hierin liegt der wichtige Unterschied zu interpretationistischen Modellen.

5. Aus seiner Beschreibungsphilosophie folgert Mitterer nun keineswegs, dass die Unterscheidung zwischen Beschreibung und Objekt einfach aufgehoben wird, dass das Objekt der Beschreibung kein Objekt, sondern Beschreibung *ist*. Erkenntnis ist für Mitterer nach wie vor Erkenntnis von etwas, von Wirklichkeit. Nur wird das Objekt der Erkenntnis oder der Beschreibung nicht als *factum brutum* im Jenseits der Diskurse angesiedelt, sondern als bereits in irgendeiner Weise Erkanntes und Beschriebenes bestimmt.² Dabei kommen Zeit- und Diskursverhältnisse zum Tragen: »Das Objekt der Erkenntnis verhält sich zur Erkenntnis des Objektes wie die (schon) vorliegende Erkenntnis zur (noch) nicht vorliegenden Erkenntnis.« (59) Auch gibt es keine Möglichkeit, ein Objekt von den mit ihm einhergehenden (Rudimentär) Beschreibungen zu unterscheiden oder zu abstrahieren. Dieser Versuch würde einen infiniten Regress auslösen, der zu immer weiteren (Rudimentär) Beschreibungen führt, aber nie zum »Objekt selbst«. (90)

Um die Unterscheidung zwischen Beschreibungsebene und Objektebene aufzuheben, wendet Mitterer zwei Argumentationsfiguren an. Zum einen betont er, dass im »Während« der Beschreibung nicht zwischen dem Beschreiben des Objekts und dem Objekt unterschieden werden kann. Zum anderen verdeutlicht er, dass das Objekt der Beschreibung(en) nicht das isolierte Objekt, sondern das Objekt *und* seine Beschreibung ist. (2001:98)

Ein gemeinsames Objekt (= eine übereinstimmende Beschreibung des Objekts *so far*) ist deshalb als Erkenntnis- und Entscheidungsinstanz untauglich. Und auch neu hinzukommende Beschreibungen können nicht an den bisherigen Beschreibungen überprüft werden, da sie – zusammen mit den bisherigen Beschreibungen – ein neues Objekt einer neuen Beschreibung bilden. Eine Entscheidung über die Richtigkeit einer Beschreibung kann deshalb nur durch ein *Vorgehen* auf weitere Beschreibungen getroffen werden. »Obzwar die Überprüfung der Beschreibung nicht *am* Objekt der Beschreibung erfolgt, nimmt sie dennoch *vom* Objekt der Beschreibungen ihren Ausgang.« (1992:81)

2 In dieser Argumentation trifft sich Mitterer dann m. E. durchaus mit dem Interpretationismus Lenks und in gewisser Weise auch mit Gadammers Hermeneutik. Allerdings nimmt er im Unterschied zu Lenk nicht an, dass die Beschreibung das Objekt *konstituiert*, sondern vertritt die Auffassung, dass die Beschreibung das Objekt *ändert*.

Das Ziel seiner Analysen sieht Mitterer darin, *die Richtung des Denkens* in der Philosophie zu ändern. Statt der traditionellen dualistischen Richtung des Denkens *auf* das Objekt empfiehlt er eine Richtung des Denkens, die *vom* Objekt ausgeht. »Wir streben nicht *nach* der Erkenntnis der Welt, sondern wir streben *von* der Erkenntnis/die Welt/aus.«³ (1992:59)

Im Rahmen dieser Argumentationsweise bietet Mitterer dann folgende Bestimmung von ›Wirklichkeit‹ an: »Die Wirklichkeit ist in der nicht-dualisierenden Redeweise der ›letzte Stand der Dinge‹, die erreichten Diskurspositionen, die Beschreibungen *so far*, die (noch nicht) fortgesetzt – verändert – entwickelt werden (können). Worin die Wirklichkeit *besteht*, wird durch den *Verlauf* der Beschreibungen bestimmt.« (110) Konsequenterweise schlägt Mitterer deshalb vor, an die Stelle des traditionellen *pursuit of truth* einen *pursuit of change* zu setzen (was an Bestrebungen (neo)pragmatischer US-Denker wie Dewey oder Rorty zumindest denken lässt). Damit bekommt die Wahrheitsfrage eine neue Antwort.

6. Mitterer betont, dass alle bisherigen Philosophien *wahrheitsorientiert* waren und sind. »Die Suche nach Wahrheit und Erkenntnis ist ein zentrales Anliegen der dualistischen Philosophie...« (2001:18) – was sonst, fragen die Philosophen, wenn nicht die Wahrheit? Aber auch im Alltag spielt der Wahrheitsbegriff eine wichtige Rolle, wobei Emotionen und Machtaspekten eine große Bedeutung zukommt. Die Verpflichtung zur Wahrheit gilt für den Alltag wie für die Wissenschaft, für die Politik wie für die Religion. (64)

Nach einer Prüfung der verschiedenen Varianten von Wahrheitstheorien von der Konsens- bis zu Kohärenztheorien⁴ kommt Mitterer zu folgenden Schlüssen:

– »Alle Wahrheitstheorien sind Übereinstimmungstheorien.« (82) Das heißt, es geht immer darum, eine vom dualistischen Denken aufgerissene Trennung zu überbrücken. »Es geht je nach Theorie um Übereinstimmung zwischen Beschreibung und Objekt, zwischen den Teilnehmern eines Diskurses, zwischen Elementen eines Aussagensystems oder um einen möglichst großen Anwendungsbereich von ›wir‹ im Neopragmatismus.« (82) Darum benutzen alle Wahrheitstheorien ein dualistisches Vokabular.

³ Die Schreibweise // bezeichnet eine bereits geleistete Beschreibung.

⁴ »Auch die verschiedenen Antworten auf die Frage nach der Wahrheit können in einfacher Weise zusammengefasst werden: *Entweder sind Auffassungen (Sätze, Aussagen) wahr, weil sie mit der Wirklichkeit übereinstimmen, oder sie stimmen mit der Wirklichkeit überein, weil sie wahr sind.*« (2001:22)

- »Die dualistischen Wahrheits- und Erkenntniskonzeptionen sind dogmatische Setzungen und sie sind nicht selbstanwendbar.« (2001: 83)
- Nach Wahrheit bzw. Irrtum wird erst im Konfliktfall gefragt. Die Frage, wer im Besitz der Wahrheit ist, hat erhebliche Machtaspekte.
- Die von einem selbst vertretene Wahrheitsposition wird depersonalisiert (»die« Wahrheit), die der anderen personalisiert (der Irrtum von/ bei X). Wahrheitstheorien, so lautet Mitterers drastisches Fazit, sind nichts als die erkenntnistheoretische Verschleierung des Faustrechts.
- Statt der Jagd nach Wahrheit empfiehlt Mitterer den Philosophen, über Wandel nachzudenken (1992:110). Es geht s.E. darum, neue Probleme attraktiv zu machen, nicht darum, alte Probleme zu lösen, die sich seit Jahrhunderten als unlösbar erwiesen haben.
- Über die Wahrheit einer Theorie/einer Aussage entscheidet nicht etwa »die« Wirklichkeit«, sondern eine andere Theorie/Aussage.
- »Einen Irrtum können wir erst feststellen, wenn wir ihn begangen haben, das heißt, wenn wir ihn nicht mehr begehen. Wir können kein Beispiel für einen Irrtum angeben, solange wir ihn machen.« (2001: 88) Meines Erachtens kann dieses Argument auch für Wahrheit gelten.

7. An dieser Stelle setzen aber auch meine *Fragen* an Mitterer an.

Die Frage, ob es im Alltag oder in der Philosophie noch etwas anderes als Beschreiben/Beschreibungen gibt, wird bei Mitterer – so weit ich sehe – offen gelassen. Nicht-sprachliches Handeln findet nicht statt. Ein pragmatisches Defizit würde P. Janich also wohl auch hier konstatieren. Und weder der Sprachbegriff noch der Begriff ›Beschreiben‹ wird, so weit ich sehe, expliziert oder definiert.⁵

Unklar bleibt für mich auch, was unter »pursuit of change« zu verstehen ist. Auch hier finde ich keinen konkreten Vorschlag, welcher Wandel in welche Richtung angestrebt werden soll. Geht es um gesellschaftliche Veränderungen, wie bei R. Rorty, oder um die Entwicklung neuer philosophischer Fragestellungen? Und wie sehen diese aus?

In seinen bisherigen Publikationen hat Mitterer in erster Linie Philosophien demontiert. Wie aber soll/kann ein künftiger philosophischer Diskurs (falls es ihn denn noch geben soll) aussehen? Welche Probleme soll er behandeln?

Mitterer stellt sich selbst durchaus die Frage, wie ein *rationaler Diskurs* aussehen kann, der über Wahrheit und Falschheit nicht aus einem Diskursjenseits entscheidet, sondern Ausdrücke wie ›wahr‹ oder ›falsch‹ lediglich verwendet, um anderen Auffassungen zuzustimmen oder sie abzulehnen. Seine Antwort auf diese Frage ist m.E. ziemlich

⁵ Das bemängeln u. a. auch Staude (2008) und Ofner (2008).

traditionell. Er betont, dass er nicht darauf verzichtet, »(...) unsere Ansichten in Diskursen zu begründen, unsere Thesen zu prüfen und zu versuchen, sie durch neue Thesen in Frage zu stellen. (...) Und schon gar nicht müssen wir darauf verzichten, uns um Klarheit, Einfachheit und Präzision zu bemühen, was immer das heißen mag.« (2001:104) – Was das »Was immer das heißen mag« heißen mag – das hätte ich gerne genauer gewusst.

Auf jeden Fall hält Mitterer am logischen Prinzip der Widerspruchsfreiheit fest, wenn er betont: »Wichtig ist nur, dass nicht in einem Artikel, im gleichen Buch widersprüchliche Standpunkte eingenommen werden.« (a. a. O.)

In der emphatischen Mitterer-Exegese St. Webers wird ironischerweise deutlich, wie schwierig ein non-dualistischer Ansatz hinsichtlich der Beschreibungsthematik durchzuhalten ist. So betont Weber, dass sich die Sprache *nicht* auf sprachverschiedene Gegenstände bezieht (Weber, 2005:240). An anderer Stelle heißt es dann aber, dass es durchaus Objekte *gibt*, dass diese aber lediglich bereits ausgeführte *sprachliche* Beschreibungen *sind*. »Die ›Nicht-dualisierende Redeweise‹ behauptet nicht, dass es keine Objekte gibt. *Vielmehr sind Objekte lediglich die bereits vorliegenden Beschreibungen.*« (2005:282) Und wieder anders heißt es, Mitterer zitierend, »(...) dass die Beschreibung im Verein mit dem Objekt, das sie beschreibt« ein neues Objekt weiterer Beschreibungen bildet. (2005:256) Hier liegt m. E. ein Widerspruch vor; denn zum einen wird behauptet, dass Objekte sprachliche Beschreibungen und nichts als Beschreibungen *sind*; zum anderen wird von Beschreibungen *im Verein* mit den zu beschreibenden Objekten gesprochen. Problematisch erscheint mir auch die Feststellung, dass »Wirklichkeit und Beschreibungsleistung eine dynamische Einheit« bilden (2005: 333), wobei offensichtlich zwischen den Bestandteilen dieser Einheit unterschieden werden kann. Und schließlich werden konstante Objekte als konsensuelle Primärbeschreibungen bezeichnet (2005:297), ohne dass geklärt wird, wie diese zustande kommen bzw. von wem sie stammen und warum sie gelten.

Diese Probleme löst auch folgende Argumentation Mitterers nicht: »Die Nicht-dualisierende Redeweise vertritt jedoch nicht die These, daß die Beschreibung das Objekt konstituiert. Sie vertritt hingegen die These, daß die Beschreibung das Objekt *ändert*, genauer: daß die Beschreibung im Verein mit dem Objekt, das sie beschreibt, ein ›neues‹ Objekt weiterer Beschreibung(en) bildet.« (1992:99)

Wird hier mehr gesagt, als dass wir im Diskurs nur mit etwas umgehen können, was bereits in irgendeiner Weise beschrieben ist, und dass wir ihm in unserem Umgang eine weitere Beschreibung zuordnen? Aber ginge eine solche Behauptung über den Interpretationismus von G. Abel und K. Lenk hinaus?

Wenn das gemeint ist, dann verbleiben wir in allem, was wir tun, im Bereich von Sprache, im Bereich der Semantik. Wozu benutzen wir aber Sprache? Offenbar doch, um uns über etwas zu verständigen, das nicht Sprache ist, auch wenn wir darüber nur mit Hilfe von Sprache reden können, also etwa Erfahrungen – wir beißen ja nicht in den Begriff ›Apfel‹, sondern in das von uns (wie vorgängig auch immer) »Apfel« genannte.

Die genannten Probleme entstehen m. E. dadurch, dass Mitterer hier selbst den von ihm gerügten Fehler begeht, einen Sprachbegriff zu verwenden, den er vorher weder definiert noch expliziert hat. Was setzt er z. B. an die Stelle der Referenz von Sprachverwendung? Gibt es neben der Rudimentärbeschreibung auch Rudimentärerfahrungen, in denen wir handelnd mit etwas umgehen, was wir als ein sprachlich bestimmtes Objekt kennen? Heißt die Aussage, dass Wirklichkeit und Beschreibungsleistung eine dynamische Einheit bilden, mehr oder anderes als dass wir es stets mit Prozessen zu tun haben, in denen ein Aktant etwas als etwas wahrnimmt, beschreibt, be-handelt, und dass es wenig Sinn macht, Objekte als unabhängige Entitäten aus solchen Prozessabläufen heraus zu isolieren?

Zusammenfassung

- Allen bisher entwickelten Philosophien sind nach Mitterer drei grundlegende Fehler gemeinsam: die Nichtproblematisierung dichotomischer Voraussetzungen, die strikte Wahrheitsorientierung sowie die Richtung des Denkens, die auf das Objekt der Erkenntnis abzielt und nicht von ihm ausgeht.
- Das Objekt der Beschreibung und die Beschreibung des Objekts bilden eine Einheit. Dabei ist das Objekt der Beschreibung der bisher ausgeführte Teil der Beschreibung.
- Die Beschreibung geht von Objekt aus und führt die schon geleistete Beschreibung fort.
- Eine Beschreibung setzt eine Rudimentärbeschreibung bzw. einen Basiskonsens voraus, von der sie ausgeht.
- Objekte besitzen keine Identität gegenüber den Beschreibungen.
- Beschreibungen konstituieren nicht etwa ein Objekt, sondern sie verändern es.
- Objekte der Beschreibung sind das Objekt-und-seine-Beschreibung.
- Die Richtigkeit einer Beschreibung wird nicht am Objekt überprüft, sondern durch ein Vorgehen auf weitere Beschreibungen.
- Wirklichkeit ist nichts anderes als der letzte Stand der Dinge.
- Die Wahrheitsverpflichtung gilt im Alltag wie in der Wissenschaft.

- Über die Wahrheit eine Theorie entscheidet nicht die Wirklichkeit sondern eine andere Theorie.
- Wahrheitstheorien, so lautet Mitterers drastisches Fazit, sind nichts als die erkenntnistheoretische Verschleierung des Faustrechts.
- Kritische Anfragen an Mitterer betreffen sein Konzept von Sprache und Beschreibung, von Referenz und Handlung sowie seine Vorstellungen künftig zu behandelnder philosophischer Probleme.

Teil II

Prozesse oder die Verflüssigung der Hauptwörter

Prozessorientierung: warum und wozu?

»denn schließlich stammt, jedenfalls wo es ›wissenschaftlich‹ zugeht, nur sehr wenig, was in einem Buch zu lesen ist, von dem Autor selbst.«

(Niklas Luhmann)

1. Wie angekündigt will ich im zweiten Teil dieses Buches versuchen, einige plausible Überlegungen in die Wirklichkeitsdebatte einzubringen, die sich weder auf irgendeine Variante des Realismus noch des Konstruktivismus reduzieren lassen.

Wie angekündigt geht es nicht darum, eine neue erkenntnistheoretische Position zu propagieren, sondern eher darum, eine Art *Basiskon-sens* (sensu J. Mitterer) zu entwickeln, auf dem weitere Überlegungen zu den im ersten Teil behandelten Themen im Umkreis der Wirklichkeitsdebatte so aufgebaut werden (können), dass die sie betreffende erkenntnistheoretische Blockade *aufgelöst* werden kann; denn das ist ja ein Ziel, das ich spätestens seit Schmidt (1998) explizit verfolge¹.

Aus diesem Grunde übernehme ich im zweiten Teil nicht die Reihenfolge der Themen aus dem ersten Teil, sondern ich beginne mit der Debatte über die Wirklichkeitsthematik und gehe dann schrittweise über zu den damit assoziierten Themen.

R. Rorty hat wohl zu Recht dargelegt, dass man gegen Wirklichkeits- oder Wahrheitstheorien nicht argumentieren kann, weil man sonst deren Vokabular benutzen müsste. Aus diesem Grund geht es mir im zweiten Teil dieses Buches nicht um eine Widerlegung dieser Theorien, sondern um die Entwicklung von Alternativen in der Argumentation, also um ein anderes ernst gemeintes Sprachspiel² zu diesen Themen.

Dem Zweck der Erarbeitung eines solchen Basiskon-senses sollten die Auseinandersetzungen mit einschlägiger Literatur in Teil I dienen³, die bewusst im Hinblick auf Zustimmungsfähigkeit bzw. Anregungswerte (qua signifikante Differenz) für die eigenen Überlegungen ausgesucht

1 Mit Janich bin ich der Überzeugung, dass z. B. die Wirklichkeitsfrage eine innerphilosophisch produzierte Altlast ist (1995:460), die entsorgt werden sollte und entsorgt werden kann.

2 Dass dieses Sprachspiel durchaus ernste Folgen haben kann bzw. sollte, wird etwa am engen Zusammenhang zwischen der behaupteten Verfügung über absolute Wirklichkeits- und Wahrheitsgewisheiten und Macht- und Herrschaftsansprüchen deutlich.

3 Die dabei gewonnenen Annahmen bzw. Argumente werden im Folgenden sinngemäß verwendet, ohne dass in jedem Fall wieder das genaue Zitat wiederholt wird.

worden sind und die schon deshalb weder erschöpfend noch repräsentativ sein sollten.

Diese Auseinandersetzung verdeutlicht, dass die traditionelle Ontologie wie die Erkenntnistheorie Auflösungserscheinungen zeigen – Radikaler Konstruktivismus und Systemtheorie oder die Namen R. Rorty und J. Mitterer werden diesbezüglich als Fanal gehandelt. Aus diesem Grunde können die thematischen Abschnitte im zweiten Teil verhältnismäßig kurz ausfallen, da sie in erster Linie die Aufgabe haben, eine eigene Position vor dem Hintergrund der bisher referierten Positionen darzulegen.

Ich beginne mit einigen Grundsätzen, die in den folgenden Überlegungen (möglichst) durchgehalten werden sollen.

2. Wie in den Zielsetzungen in Teil I bereits gesagt, sollen behauptende Allaussagen wie Existenzaussagen oder Existenzbestreitungsaussagen möglichst vermieden werden, weil sie selbstbezüglich widersprüchlich sind. Die Frage, ob X existiert oder nicht, soll keine Rolle mehr in einem erkenntnistheoretischen Sinne spielen. Davon unberührt bleibt diese Fragestellung in lebenspraktischen Zusammenhängen im Alltag, wo es durchaus eine wichtige Rolle spielt, ob etwas vorhanden oder verfügbar ist oder nicht und welche Erfahrungen damit gemacht werden (können).

Die Redeweise »X existiert« soll ersetzt werden durch die Rede »Von X ist die Rede«, »Wir erfahren X« »X spielt in Situation S für uns die Rolle R« bzw. »Prozess P hat für uns das Ergebnis X«.

Diese Absichtserklärung stößt auf große Schwierigkeiten in der sprachlichen Darstellung. Sowohl in der Alltagsrede als auch im philosophischen Diskurs sind wir daran gewöhnt, von dem von uns hergestellten Bezug auf Aktanten, Prozesse und Situationen abzusehen. Wir sprechen von Bergen, Bäumen und Gedanken, ohne uns jeweils bewusst zu sein bzw. bewusst zu werden, dass es von uns gesehene oder hergestellte und auf uns bezogene Prozessresultate sind, über die wir sprechen bzw. mit denen wir handelnd umgehen. Ich muss also Leserinnen und Leser bitten, diesen hergestellten Bezug mitzudenken, wenn von X oder Y gesprochen wird.

3. Den folgenden Überlegungen liegt die grundsätzliche Annahme zu Grunde, dass *von Menschen durchgeführte Operationen* i. w. S. in Form von *situierten Prozessen* beschrieben werden können, an denen analytisch drei systemisch zusammenwirkende Komponenten unterschieden werden können, nämlich Prozessträger, Prozess(verlauf) und Prozessresultat. Gleichgültig ob es sich um nichtsprachliche Handlungen, Wahrnehmungen, Aussagen oder Gedanken handelt: Ein Prozessträger (individueller oder sozialer Art) performiert im Rahmen von sprachlichen bzw. logischen, sozialen, kulturellen oder biologischen Voraussetzun-

gen einen Prozess, der in einer Situation eingebettet ist, der gelingen oder misslingen kann und der zu erwünschten Folgen/Resultaten bzw. zu unvorhersehbaren Konsequenzen führt.⁴

Ein im Bewusstsein entwickelter Gedanke ist danach Resultat eines Denkprozesses eines Aktanten in einer bestimmten Situation. Der in einer Wahrnehmung perzipierte Baum ist mithin ein Wahrnehmungsergebnis eines wahrnehmungsfähigen und wahrnehmenden Aktanten in einer konkreten raum-zeitlich bestimmten Situation. Eine Beschreibung ist stets das Resultat eines beschreibenden Beobachters in einer bestimmten Situation. Ein Gericht ist das Resultat eines kochenden Aktanten in einer bestimmten Situation, usw.

Streng genommen folgt aus dieser Überlegung, dass jegliche Rede von welchem X auch immer die Form haben müsste: »{von – A – wahrgenommener – Baum – in – S}« oder »{von – A – vollzogener – Gedanke – in – S}«. Diese umständliche Redeweise lässt sich im Folgenden zwar theoretisch aber kaum in einer erträglichen Stilistik durchführen. Darum sind Leserinnen und Leser gebeten, alle Ist-Aussagen bzw. deren Äquivalente in diese m.E. angemessene Redeweise zu transformieren, um ontologische Fehlschlüsse zu vermeiden, die aus der Vernachlässigung des Beobachters resultieren.

Die konsequente Prozessorientierung⁵ verfolgt den Zweck, die »schweren Hauptwörter« bzw. Substantivierungen wie Wirklichkeit, Sprache, Wissen, Wahrheit usw. sozusagen zu verflüssigen, zu dynamisieren – vielleicht auch zu trivialisieren, um dadurch dem Denkwang zu entgehen, den sie offenbar auf Philosophen ausgeübt haben und noch immer ausüben.

In Schmidt (2003) habe ich die Prozessorientierung auf dem Grundmechanismus von Setzung und Voraus-Setzung aufgebaut. Dabei waren folgende Überlegungen maßgebend:

– Jede Setzungshandlung (im Bereich von Denken, Fühlen, Handeln und Sprechen.) findet in einem Geschichtenzusammenhang vergan-

4 »Welche Phänomene wir auch immer untersuchen, verstehen oder erklären wollen: *immer beziehen sich unsere Beobachtungen auf Resultate von Prozessen.*« (Ochs 2009:1) – Ich teile durchaus die Auffassung von Ochs, »(...) dass die Unterscheidung zwischen Realismus und Anti-Realismus *erkenntnistheoretisch irrelevant* wird, sobald die Kategorie des Prozesses tatsächlich radikal privilegiert wird.« (a. a. O.) – Eine Anmerkung zur Terminologie. Janich spricht bei Handlungsergebnissen von Gelingen und Misslingen, bei Handlungsfolgen von Erfolg und Misserfolg. Ich unterscheide zwischen Handlungsresultaten und Handlungskonsequenzen.

5 Ein genauer Vergleich der Prozessorientierung bei Whitehead und Schmidt findet sich bei Ochs (2009). – Kenny (2009) problematisiert grundlegend den Subjektbegriff im Radikalen Konstruktivismus und schlägt als Alternative eine Kybernetik 3. Ordnung vor.

gener Setzungsereignisse statt. Deshalb könnte man pointiert sagen: Alles, was wir wissen, wissen wir aus der Vergangenheit, und das wiederum wissen wir, weil wir Prozesshaftigkeit sinnvollerweise unterstellen müssen. Wer leugnen will, dass alles, was wir tun, sich in Form von Setzungen bzw. Prozessen vollzieht, kann dies nur in Gestalt einer Setzung tun.

- Setzungshandlungen von Aktanten werden in einem sozialen Raum vollzogen, der durch sprachliche, soziale, ökonomische und kulturelle Strukturen geprägt ist, die die Spielräume von Setzungshandlungen beeinflussen.
- Aus logischen Gründen haben Setzungen eine setzende Instanz (Prozessträger/Aktant/Leib) zur Bedingung, die zugleich durch die Setzung bestätigt wird, und sie führen zu einem Prozessresultat. Aktanten stehen nicht außerhalb von Prozessen; sie werden erst im Prozess zu je bestimmbareren Aktanten.
- Setzungen sind raum-zeitlich lokalisierte konkrete Prozesse.
- Als Beobachter fungierende Aktanten werden erst im Prozess des Beobachtens »hergestellt«, sie sind keine Vorab-Gegebenheiten, sondern Prozess-Resultate. Damit wird die Position des klassischen Konstruktivismus verlassen, der zwar die Objekt-Seite des Subjekt-Objekt-Verhältnisses in Frage stellt, die Subjekt-Seite aber unproblematisiert voraussetzt bzw. ontologisiert.
- Beobachter wie Beobachtetes entstehen im Beobachtungsprozess. Ohne Gegenstandskonstitution lässt sich kein Bewusstsein denken, ohne Bewusstsein keine Gegenstandskonstitution.
- Objekte tauchen immer gleichsam »an der Nabelschnur« von Prozessen auf, eben als Wahrgenommenes, Gemachtes oder Beschriebenes. Statt von Objekten sollte deshalb von Relationen bzw. von Bezugnahmen gesprochen werden. Dabei werden Gegenstand und Bezugnahme als strikt komplementär betrachtet, keine der Komponenten ist unabhängig von der anderen. Mit anderen Worten: der Prozess der Relationierung wird analytisch privilegiert.
- Durch die Verzeitlichung der Perspektive, also des Grundmechanismus von Setzung und Voraussetzung, werden realistische erkenntnistheoretische Ansätze aufgelöst, die von Zeit-unabhängigen Objekten ausgehen.
- Es dürfte plausibel sein, zwischen Prozessen als Zeitformen und den unterschiedlichsten Zeitverhältnissen *in* Prozessen zu unterscheiden.

4. Wenn man – im Lichte der Überlegungen im ersten Teil – Wahrnehmen, Beobachten, Erfahrungen-Machen, Erkennen, Kommunizieren und Verstehen als Formen von Prozessen im Sinne von *Handeln*⁶ mo-

6 Ich erinnere noch einmal an Maturanas Aussage: »Ich bezeichne als Hand-

delliert, dann kommt man um die Frage nicht herum, wie es dann mit Handlungsintentionen und Handlungsmotiven steht. Einige Antwortaspekte auf diese Frage sollen im Folgenden zusammengestellt werden:

- Die genannten Handlungsformen werden mehr oder weniger bewusst durchgeführt und sind mehr oder weniger bewusstseinsfähig und bewusstseinspflichtig. Ähnliches gilt für die Bewusstheit der Intention und der Motivation.
- H.R. Maturana bezeichnet nur solche Beobachtungen als Beobachtungen, die bewusst und intentional durchgeführt werden. Ganz anders sieht J.G. Juchem das Problem: Der Beobachter »(...) beobachtet, meist ohne zu wissen, daß er beobachtet. Daß er es nicht weiß, ist aber gerade der springende Punkt dafür, daß der Mensch der Alltagswirklichkeit die ihn umgebende ›Welt‹ als objektive Realität empfindet.« (1996:31) Die Differenz zwischen den beiden Auffassungen erklärt sich wohl schlicht daraus, dass Maturana von intentionalem Beobachten spricht, Juchem dagegen von Beobachtungserlebnissen.
- Dieser Unterschied kann für die genannten Handlungsformen vielleicht so durchbuchstabiert werden: Wahrnehmen wird realisiert auf einer Skala von Möglichkeiten, die vom zufälligen Hinschauen oder Hinhören bis zu bewusster Aufmerksamkeitszentrierung reichen. Entsprechend dürfte auch die Intentionalität in bewusstseinsfähiger und -pflichtiger Form zunehmen. Bewusste Wahrnehmung realisiert eine bestimmte Motivation: Wer bewusst wahrnimmt, verfolgt dabei ein Ziel, das erreicht oder verfehlt werden kann. Eine ähnliche Beschreibung dürfte auch für das Beobachten plausibel sein. Auch hier dürfte gelten, dass die Handlungsergebnisse in eine sprachbegriffliche Form gebracht werden müssen, um sie für den Aktanten bewertbar und für Andere kommunikelbar machen zu können.
- Beim Erfahrungen-Machen ist zu unterscheiden zwischen dem Prozess und der Fortsetzung des Prozesses in Gestalt des Umgangs mit dem Ergebnis. Ich kann nicht-intendierte leidvolle Erfahrungen machen, und ich kann ganz gezielt Handlungen planen und durchführen, um bestimmte Erfahrungen zu machen, so etwa in wissenschaftlichen Experimenten. Der erste Typ von Erfahrung kann wohl eher als Widerfahrnis bezeichnet werden, während der andere als bewusste Wissensproduktion gelten kann.⁷ Ähnliches dürfte für

lungen alles, was wir in irgendeinem operationellen Bereich tun, alles, was wir in unserem Diskurs hervorbringen, so abstrakt es auch scheinen mag. Denken ist demnach Handeln im Bereich des Denkens, Gehen ist Handeln im Bereich des Gehens, Reflektieren ist Handeln im Bereich der Reflexion, Sprechen ist Handeln im Bereich des Sprechens«. (1991:171)

7 »Kausalwissen als experimentelles Bewirkungswissen ist also eine Form

Erkenntnisprozesse gelten, die in aller Regel bewusst, motiviert und im Sinne einer ganz bestimmten Intention durchgeführt werden. Damit ist keineswegs ausgeschlossen, dass man auch unbeabsichtigt und ohne entsprechendes Motiv Erkenntnisse gewinnen kann – man spricht dann davon, dass sie einem »in den Schoss fallen«. In allen diesen Fällen bleibt aber die Notwendigkeit der sprachbegrifflichen Formatierung der Prozessresultate für ihre Einordnung wie für ihre Bewertung und für eine mögliche Rolle in Kommunikationsprozessen bestehen.

- Verstehenshandlungen changieren auf einer Skala von eher beiläufigem Mithören des Gesagten und Gemeinten bis hin zu dem bewussten Versuch, dem zu Verstehenden (Handlung, Text usw.) einen Aktanten-spezifischen Sinn zuzuordnen und die Motivation und Intentionen z. B. des Sprechers explizit zu beurteilen.
- Auch bei Kommunikationshandlungen gibt es eine breite Skala von Möglichkeiten. Zwischen Small Talk und einer sophistizierten Verteidigungsrede eines Anwaltes vor Gericht changieren die Bewusstseinsfähigkeit und -pflichtigkeit, die Explizitheit der Intention und die Vorabplanung der Motivation.

Für alle skizzierten Handlungsformen dürfte aber gelten, dass ihre *Wirklichkeitsgewissheit* nicht in Frage gestellt wird: der gesehene Baum, der beobachtete Spitzensportler, die erkannte Problemlösung, die verstandene Prüfungsfrage oder ein (an den Anschlusshandlungen ablesbarer) erfolgreicher Kommunikationsprozess »sind wirklich«⁸ für den Aktanten als Prozessträger. Erst wenn die Ansprüche an Bewusstseinspflichtigkeit steigen, kann seine Prozess-gebundene Wirklichkeitsgewissheit von Anderen in Frage gestellt werden: Ist die erkannte Problemlösung wirklich akzeptabel, hat der Prüfling die Prüfungsfrage wirklich verstanden...? Usw.

Beginnen wir daher die Prozess-orientierten Überlegungen mit dem zentralen Thema dieses Buches, mit der Wirklichkeitsfrage.

von technischem Know-how. Man weiß, was man zu tun hat, um einen erwünschten Sachverhalt herbeizuführen.« (Janich 2009:155)

- 8 Nicht zuletzt deshalb, weil Aktanten wissen, was das Wort »wirklich« bedeutet. »Ein Wort muß man nicht »verstehen«. Man *kennt* es, oder man kennt es nicht.« (Wegener, zit. nach Feilke 1994:173) Und man kennt es aus einer fraglos eingespielten Interpretationspraxis des Alltags.

12. Ausgehend vom Alltag

»Und ohnehin ist niemand jemand außer im täglichen Leben.«

(Gertrude Stein)

1. Wenn man die Wirklichkeits- und die Wahrheitsfrage aus der (exklusiven?) Patronage der Philosophen entlässt, dann stellt sich die Frage, ob sie schlicht vernachlässigt werden sollten, oder ob sie einen anderen »Sitz« erhalten können. Mein Vorschlag geht dahin, dass die beiden Fragen im »Alltag« angesiedelt werden sollten, weil sie von der bzw. im Rahmen der Alltagspraxis ständig bearbeitet bzw. (praktisch) beantwortet werden, »(...) da es bei der Entstehung des Menschen und auch heute noch darauf ankommt, dass unsere subjektive Welterfahrung eine Grundlage für verlässliches Handeln darstellen kann.« (E.-M. Engels 1989:378)

Ich ziehe die Kategorie »Alltag« der philosophiegeschichtlich hochgradig besetzten Kategorie »Lebenswelt«¹ vor, obgleich auch »Alltag« nicht gerade ein unschuldiger Begriff in der Philosophie wie in der Soziologie ist. Daher sollen im Folgenden *meine* wichtigsten Bestimmungsstücke für diese Kategorie zusammengestellt werden. Ähnlich wie die Begriffe »Wahrheit« oder »Wirklichkeit« ist auch »Alltag« ein »im Alltag« sehr wichtiger und geläufiger Begriff – auch (oder gerade) ohne Definition. Mir geht es ausschließlich darum zu verdeutlichen, dass wir in allen unseren Setzungen (= Handlungen im weitesten Sinne) Voraus-Setzungen machen bzw. Bedingungen folgen, die äußerst unterschiedlich sind, die aber alle über den Subjektbezug der Aktanten hinausweisen, wenn sie gelingen (= anschlussfähig und kommunikationsfähig sind).² Diese Voraussetzungen »machen das aus«, was wir als den Wirklichkeitszusammenhang unseres Er-Lebens, Handelns und Kommunizierens nicht in Frage stellen – auch wenn wir Einzelheiten oder Aspekte dieses Wirklichkeitszusammenhangs problematisieren.³

- 1 Man denke nur an die verzweigte Diskussion dieses Konzepts seit Husserl und Schütz, etwa bei Habermas, Soeffner, Grathoff, Ulf, Welter u. a. m. – Eine Systematisierung dieser Debatte liefert Knoblauch (1992), der klar die Unterschiede zwischen den Begriffen »Alltag« und »Lebenswelt« herausarbeitet.

2 Cf. dazu Schmidt (2003).

- 3 »Wir finden uns vor und erleben uns in einem Dasein, in dem wir das Grunderlebnis des Objektiven, der objektiven Erfahrung haben. Dies ist eines unserer fundamentalen Daseinserlebnisse, welches einer weitergehenden Reduzierung oder Analyse nicht fähig ist, mit der wir vielmehr direkt

2. Aber kommen wir zu den für meine Argumentation wichtigen Bestimmungsstücken dessen, was ich in Ermanglung eines besseren Ausdrucks als ›Alltag‹ bezeichne.

Alles geschieht/wir handeln/wir leben *jetzt*. M. McLuhan hat das einmal als die *all-inclusive nounness* bezeichnet. Und der österreichische Künstler Anselm Glück konstatiert lakonisch: »immer ist jetzt«.

Bezüglich der Verwendung des Begriffs ›Alltag‹ vertrete ich folgende Annahmen:

- Alles geschieht gleichzeitig, und wir sind immer mitten in Bewusstseinsprozessen, sozialen Interaktionen, Kommunikationsprozessen oder nichtsprachlichen Handlungen in Geschichten und Diskursen befangen (›verstrickt‹).⁴ Daher ist es m.E. sinnvoll, Alltag als Grundlage im Sinne eines *methodischen* Anfangs (sensu P. Janich) zu benutzen. In der Gegenwart gibt es nur Erleben, an das nachträgliche Reflexionen bzw. sprachliche und nicht-sprachliche Handlungen anschließen, die aber wiederum in Alltagssituationen verstrickt sind. Beobachtungen können daher als Ereignisse und zugleich als Vollzug beschrieben werden.
- Alltag (im Sinne von »die Welt, in der wir leben«) ist⁵ der von uns konstituierte Zusammenhang, in dem wir handelnd in Geschichten und Diskursen Erfahrungen machen, und zwar in Kooperation mit anderen und unter ständigem Einsatz der Muttersprache. Alltag ist für uns das Ensemble der Umstände, in denen wir leben, und aus denen die Geschichten bestehen, in die wir verstrickt sind. Alltag, so kann man pointiert sagen, ist dort, wo für uns Wirklichkeit ist. Oder mit anderen Worten: Wir *leben* unseren Alltag in Geschichten und Diskursen und wir *leben* unsere Geschichten und Diskurse im Alltag. – Und das gilt auch für wissenschaftliche Geschichten und Diskurse. Alltag ist die uns zugängliche Summe unserer Geschichten.
- Alltag, heißt das, ist keine vorgegebene »Hülle«, sondern wird ständig neu von interagierenden Aktanten *als Alltag* »erzeugt/gelebt«.
- Alle Versuche, diese Grundsituation zu reduzieren, sind erfolglos: eine logische Reduktion mit dem Versuch eines Regresses auf erste Definitionen deshalb, weil die Forderung nach Letztbegriffen unplausibel ist; eine methodische Reduktion, weil ein Regress auf erste Kriterien versagt; eine ontologische Reduktion, weil die Voraussetzung »der Wirklichkeit« unplausibel ist; eine psychologische Reduktion, weil

an die Begrenztheiten unseres Daseins und unserer Verstehensmöglichkeiten stoßen.« (Wittenberg 1957:143)

⁴ »Alles, was wir menschlichen Wesen tun, vollzieht sich in unserem täglichen Leben.« (Maturana 2002:19)

⁵ Zur Erinnerung: »Alltag ist« ist die Kurzform für »Alltag nenne ich/ konzipiere ich als X.«

es nicht um eine psychogenetische Erklärung unserer Begriffsbildung geht.

- Alltag operiert auf der gemeinsamen Grundlage von Muttersprache und Common Sense. Dabei verstehe ich unter Common Sense nicht das Ergebnis von Konsensbildungen, sondern das gemeinsame (kollektive) Wissen, das Handlungspartner als wirksame operative Fiktion unterstellen (›take for granted‹) und unterstellen müssen, damit sie überhaupt handeln können. Common Sense entwickelt sich im Rahmen »der Kultur« einer Gesellschaft⁶ und macht in unentwegten Anwendungen Kultur für die Aktanten relevant und virulent.
- Als Common Sense bezeichne ich sozialisatorisch erworbenes und kommunikativ stabilisiertes Handlungswissen, das es möglich macht, Kognition und Kommunikation aufeinander zu beziehen.
- Common Sense wird durch die Medien moderner Medienkulturgesellschaften zugleich popularisiert und in Frage gestellt, weil die Medien auch Alternativen zum herrschenden Common Sense präsentieren, in ihren Auswirkungen vorführen und bewerten.
- Alltag wird nicht dualistisch konzipiert als etwas, was den Aktanten vorausliegt oder sie quasi als Raum umgibt, sondern als das Ensemble von Erfahrungs-, Wissens- und Sprachprozessen, von dem wir – im Sinne des Vorschlags von J. Mitterer – *ausgehen*. Alltag: das ist der Alltag, den wir leben und in dem es keine isolierten Ereignisse, Vorgänge und Objekte gibt. Alltag: das sind die immer schon gemachten Erfahrungen und Erlebnisse; die immer schon geleisteten Beschreibungen; die immer wieder bestätigten Urteile und Bewertungen; die immer weder erlebten und durchgeführten Machtspiele um Einfluss und Ressourcen; die immer wieder durchgespielten Alteritätsmöglichkeiten (etwa solche in Kunst und Literatur) usw. Alltag müssen wir *nicht setzen*. Er wandert als Prozess-Voraus-Setzung in allem Handeln und Kommunizieren mit und wird durch jede Setzung, die wir vornehmen, soweit bestätigt, dass wir uns darauf als auf Wir-Normalität – wie kontrafaktisch auch immer – verlassen können und müssen – welche Alternativen hätten wir auch sonst?
- Aus diesen Gründen liegt es m.E. nahe, einen Bottom-up-Ansatz aus dem Alltag heraus zu versuchen; denn die Gegenstände, mit denen wir umgehen, sind im Alltag erlebte und beschriebene Gegenstände-für-uns-im-Alltag. Die Probleme, die wir zu lösen versuchen, sind kulturell bestimmte Probleme-für-uns-im-Alltag. Erst im Ausgang von diesen Gegenständen und Problemen entwickeln wir dann spezielle Formen des Umgangs mit Gegenständen und Problemen, etwa im Rahmen von Magie, Religion, Wissenschaft oder Kunst.

⁶ Zum Kulturbegriff cf. Schmidt (1994), zuletzt (2003).

- Im Alltag spielt *Zeit* eine wichtige Rolle. Das Erlebnis bzw. die Erfahrung, dass wir jetzt über eine Aussage nachdenken, jetzt mit einem Gesprächspartner reden, jetzt den Garten umgraben oder ein Experiment durchführen, garantiert uns (zumindest intuitiv) den Wirklichkeitsstatus der jeweiligen Praxis.
- Im Unterschied zu dualistischen Startmanövern, die ontologische Unterscheidungen (meist unreflektiert) verwenden, ist der Ausgang vom Alltag durchaus reflektiert. Wir können nur im Alltag handeln.
- Wie P. Janich betont, ist die »Lebenswelt« (im Sinne von Alltag) mit ihrer Alltagssprache und ihrer sozialen Praxis durch die Wissenschaft unhintergebar. (2009:177) Lebensweltliche Praxen werden vielmehr schrittweise zu Wissenschaften »hochstilisiert«. (1997:22)
- In dualistischen Argumentationen findet sich, wie gezeigt, immer wieder die Behauptung, wir müssten im Alltag einen Realismus unterstellen, wir seien im Alltag alle Realisten, oder die Unterstellung einer interpretationsjenseitigen Realität bilde die unausweichliche pragmatische Voraussetzung unseres Handelns »im Alltag«. Dagegen kann wie folgt argumentiert werden: Alltag wird – wie gesagt – nicht als irgendeine Entität vorausgesetzt, auf die wir uns dann handelnd und kommunizierend beziehen, so wie sich – in dualistischen Argumentationen – Beschreibungen von Gegenständen nur verstehen lassen, wenn es zu beschreibende Gegenstände »gibt«. Stattdessen wird Alltag hier verstanden als die Rudimentärbeschreibung (sensu Mitterer) bzw. als der Basiskonsens, als die bereits geleistete Menge von Beschreibungen, von der weitere Beschreibungen ausgehen. Allerdings wird die Argumentation nicht auf Beschreibungen eingeschränkt, sondern umfasst alle Formen des Sprechens und Handelns, die in Gestalt konkreter Prozesse ablaufen. Diese Prozesse laufen ab im Alltag, werden im Alltag Aktanten als Handlungen zugerechnet, beobachtet und bewertet. Prozesse werden hier konzipiert als Formen der Ver-Wirklichung. Das in ihnen Ver-Wirklichte ist exklusiv gebunden an die jeweiligen Verwirklichungsprozesse und befindet sich in ständigem Wandel.⁷
- Beobachtungen im Alltag sind auch der Grund dafür, Pluralität und Diversität zu betonen. Dabei sind ganz verschiedene Bereiche gemeint: So beobachten wir nicht nur rational handelnde, gefühls-

⁷ Engels hat betont, dass wir im Alltag Realisten sind, weil wir als solche handeln, nicht etwa, weil wir entsprechende erkenntnistheoretische Überlegungen vertreten. Wir setzen praktisch die Existenz der Wirklichkeit voraus »(...) und mit ihr Gesetzmäßigkeiten oder Natur, gewisse Regelmäßigkeiten des Handelns, Ordnung statt Chaos, also Struktur.« In dieser subjektiven Perspektive bzw. in der Alltagserfahrung gibt es kein Wirklichkeitsproblem. (1989:334f)

- kontrollierte und zweckorientierte Aktanten; im Sprechen haben wir es keineswegs nur mit Aussagen bzw. Propositionen zu tun, sondern auch mit Versprechen und Absichtserklärungen, mit Bitten und Fragen, Geständnissen und Schmähungen usw.; Aktanten handeln in einer Vielfalt von Handlungstypen und erfinden kreativ immer neue Möglichkeiten; wir gehen mit ganz verschiedenen Formen von Wissen, von Erfahrungen, Beschreibungen, Erzählungen um; wir beobachten verschiedene Typen von Theorien und Wissenschaften, von Literaturen und Künsten usw.
- Der Ausgang vom Alltag lenkt unsere Aufmerksamkeit darauf, dass wir im Ausgang vom Alltag unsere Handlungen unter den Bedingungen selbst erzeugter Komplexität fortsetzen. Genau dies ist die Art und Weise, wie wir mit den Problemen Kontingenz und Unsicherheit umgehen. Wir bekämpfen sie gewissermaßen mit ihren eigenen Mitteln. Aus Unsicherheit erzeugen wir durch Selektivität temporäre funktionierende Sicherheiten: Wir reden nicht über Alles, sondern über genau dieses Thema, und wir reden darüber eben so und nicht anders. Aus Kontingenz erzeugen wir temporäre Stabilitäten durch Anwendung von Kriterien und Regulativen, wodurch sozusagen die Schattenseiten von Kontingenz aus für uns im Alltag guten Gründen in Plausibilitäten, wenn nicht gar in scheinbare Notwendigkeiten transformiert werden. Wirklichkeitserfahrung ist das Ergebnis praktischer Lebensvollzüge im Alltag.
- Der Ausgang vom Alltag führt bewusst die in meiner Theorie der Geschichten & Diskurse (Schmidt 2003) grundlegende Argumentation fort, die bereits prozessorientiert operiert und alle Formen von Repräsentationismus zu vermeiden sucht. Wie dort geht es auch hier nicht um die Etablierung eines neuen Ismus. Deshalb übernehme ich auch nicht W. Welschs (2000) sehr plausibel dargelegten Entwurf eines vernünftigen *Relativismus*, weil schon im Namen anklingt, dass es hier um Einschränkungen geht, die offenbar notwendig und sozial empfehlenswert sind, weil man eben an »die Wirklichkeit« und »die Wahrheit« nicht (direkt) herankommt. Ich versuche stattdessen, die Blickrichtung umzudrehen. Wenn man nicht von der Frage der Erreichbarkeit von Wirklichkeit und Wahrheit ausgeht, sondern davon, wie im Alltag im Rahmen konkreter Prozesse Resultate erzielt werden, die von den Prozessträgern *für wirklich gehalten werden*⁸ und in genau diesem Sinne »wirklich sind«; und wenn man diese Prozesse, ihre Kommunikation und ihre Fortsetzungsmöglichkeiten durchaus unter der Regularie wahr/falsch beschreiben kann, dann ist m.E. ein Defensivterminus wie »Relativismus« irreführend. Nur wenn die Praxis, und das heißt sprachliche und nicht-sprachliche Handlungen, die

⁸ Hier ist durchaus an das Thomas-Theorem in der Soziologie zu denken.

Kommunikationspraxis, das Verlangen und Geben von Gründen und Legitimationen, die Praxis im Begriffsgebrauch, in die funktional differierenden Weisen der Verwendung von Prädikaten wie »wirklich« oder »wahr/falsch« im Vordergrund des Interesses stehen, entkommt man m. E. den Denkwängen der traditionellen dualistischen Typen von Philosophien, die sich immer wieder an Formeln festbeißen wie »Aber es muss doch X geben, damit ...«, »Aber Du wirst doch nicht leugnen, dass hier ein Tisch steht«, »Es liegt doch auf der Hand, dass die Erde existiert hat, bevor Menschen sie beschrieben haben«, »Es ist doch nicht zu bestreiten, dass es eine Interaktion zwischen System und Umwelt geben muss«, »Die Struktur unseres Gehirns ist so, dass es Repräsentationen von Wirklichkeit anfertigen kann« usw. Zwar hat W. Stegmüller (1954) zu Recht betont, dass wir ohne *Evidenzen* nirgendwo auskommen. Aber auch er sucht die »Richtung« dieser Evidenzen nicht, wie hier vorgeschlagen, in gelingender Praxis, sondern in einer außerhalb des Systemzusammenhangs liegenden Realität.⁹ Eben um diese Richtungsänderung aber geht es in diesem Buch. Evidenz geht nach dieser Argumentation nicht vom Objekt aus, sondern markiert die Situation, in der wir (aus guten Erfahrungs-Gründen) ein in Rede stehendes Phänomen nicht in Frage stellen.

– Damit ist auch eine Abkehr vom »klassischen« Konstruktivismus markiert. Dieser Konstruktivismus ersetzt zwar Was-Fragen durch Wie-Fragen, aber er fragt ganz klassisch, wie wir etwas/die Wirklichkeit erkennen. Die Orientierung an Konstruktivität impliziert dabei m. E. die Annahme, dass die Wirklichkeit »erst noch gemacht werden muss«. Geht man dagegen vom Alltag aus, dann sind Wirklichkeiten schon da, weil wir da sind, und das heißt, weil wir handeln und kommunizieren. Die Frage, die gestellt werden kann, lautet daher nicht »Wie erkennen wir?«, sondern »Was tun wir, um Wirklichkeitserfahrungen zu machen, sei es auf natürliche, technische oder künstliche Art, und was machen wir weiter mit diesen Erfahrungen?« Damit wird das bei Husserl, Schütz, Luckmann u. a. bis zu Goodman diskutierte Problem der Geltung verschiedener Wirklichkeiten/Welten und ihr Verhältnis zueinander vermieden zugunsten der kritischen Frage, um welchen Prozesstyp es sich jeweils handelt und unter welchen Bedingungen der jeweilige Prozess abläuft und beurteilt wird.

⁹ Der Glaube an Evidenz setzt nach Stegmüller zugleich den Glauben an eine intelligible Wirklichkeit voraus und anerkennt faktisch eine Realität, in der es Denk- und Bewusstseinsprozesse gibt und in der es physikalische Ereignisse gibt, die diese Prozesse in Gang setzen. »Es scheint also, dass wir letztlich auf Gründe angewiesen sind, die *außerhalb des Systemzusammenhangs selbst liegen*.« (1954:82)

Exkurs 1: P.L. Bergers & Th. Luckmanns Konzeption von Alltagswelt

Nachdem ich die oben skizzierte Konzeption von ›Alltag‹ entwickelt hatte¹⁰, habe ich noch einmal Bergers & Luckmanns (1984) Konzeption der ›Alltagswelt‹ nachgelesen. Bei der neuerlichen Lektüre stellte sich heraus, wie groß die Ähnlichkeiten zwischen beiden Konzeptionen sind. Daher halte ich es für erforderlich, ihre Konzeption zum Vergleich in Form signifikanter Zitate kurz zusammenzufassen.

1. »Unter den vielen Wirklichkeiten gibt es eine, die sich als Wirklichkeit par excellence darstellt. Das ist die Wirklichkeit des Alltags. [...] Ich erlebe die Alltagswelt im Zustand voller Wachheit. Dieser vollwache Zustand des Existierens in und des Erfassens der Wirklichkeit der Alltagswelt wird als normal und selbstverständlich von mir angesehen, das heißt, er bestimmt meine normale, »natürliche« Einstellung.« (1984:25)
2. Die Wirklichkeit der Alltagswelt wird als eine bereits (vor allem durch Sprache) typisierte Wirklichkeitsordnung erfahren.
3. »Die Wirklichkeit der Alltagswelt ist um das ›Hier‹ meines Körpers und das ›Jetzt‹ meiner Gegenwart herum angeordnet. Dieses ›Hier‹ und ›Jetzt‹ ist der Punkt, von dem aus ich die Welt wahrnehme. [...] meine Anteilnahme an dieser Welt ist im wesentlichen dadurch bestimmt, was ich in ihr tue, getan habe oder tun will.« (25)
4. »Die Wirklichkeit der Alltagswelt stellt sich mir ferner als eine intersubjektive Welt dar, die ich mit anderen teile. Ihre Intersubjektivität trennt die Alltagswelt scharf von anderen Wirklichkeiten, deren ich mir bewusst bin.« (25)
5. »Jedermannswissen ist das Wissen, welches ich mit anderen in der normalen, selbstverständlich gewissen Routine des Alltags gemein habe.« (26)
6. »Die Wirklichkeit der Alltagswelt wird als Wirklichkeit hingenommen. Über ihre einfache Präsenz hinaus bedarf sie keiner zusätzlichen Verifizierung.« (26)
7. »Die Wirklichkeit der Alltagswelt umfasst problematische und unproblematische Ausschnitte. [...] Solange die Routinewirklichkeit der Alltagswelt nicht zerstört wird, sind ihre Probleme unproblematisch.« (27)
8. »Verglichen mit der Wirklichkeit der Alltagswelt, erscheinen andere Wirklichkeiten als umgrenzte Sinnprovinzen, als Enklaven in der obersten Wirklichkeit. (...) Für alle Enklaven (...) ist charakteris-
- 10 – und zwar in der Namibischen Wüste, also weit entfernt von jeder Bibliothek ...

tisch, dass sie die Aufmerksamkeit von der Alltagswelt ablenken.« (28)

9. »Die Alltagswelt ist räumlich und zeitlich strukturiert. (...) Die Alltagswelt hat ihre eigene Standardzeit. Diese ist intersubjektiv zugänglich.« (29) Nur in ihrer zeitlichen Strukturiertheit »(...) erhält die Alltagswelt für mich den Akzent der Wirklichkeit.« (31)
10. Der Prototyp gesellschaftlicher Interaktion in der Alltagswelt ist die Vis-à-vis-Situation. Von ihr sind alle anderen Interaktionsformen abgeleitet. (31)
11. »Die Wirklichkeit der Alltagswelt verfügt über Typisierungen, mit deren Hilfe ich den Anderen erfassen und behandeln kann.« (33)
»Die gesellschaftliche Wirklichkeit der Alltagswelt wird als ein kohärentes und dynamisches Gebilde von Typisierungen wahrgenommen...« (36).
12. »Vor allem anderen ist die Alltagswelt Leben mit und mittels der Sprache, die ich mit den Mitmenschen gemein habe.« (39)
13. »Die Sprache hat ihren Ursprung in der Alltagswelt und bezieht sich primär auf diese, und zwar vor allem auf jene Wirklichkeit, welche ich in vollwachem Zustand erlebe.« (40)
14. »Sprache zwingt mich in ihre vorgeprägten Muster. (...) So subsumiert die Sprache spezielle Erlebnisse ständig unter allgemeine Sinnordnungen, die objektiv und subjektiv wirklich sind.« (40f.)
15. »Unsere Interaktionen in der Alltagswelt werden daher immer auch davon mitbestimmt, dass wir – der Andere und ich – Nutznießer und Teilhaber desselben Wissensvorrats sind oder zumindest sein können.« (43)
16. »Im gesellschaftlichen Wissensvorrat ist die Wirklichkeit nach Graden der Vertrautheit differenziert.« (45)¹¹

11 Diese Konzeption von ›Alltag‹ leuchtet mir mehr ein als etwa Soeffners Konzeption (1989). Nach seiner Ansicht beruht die generative Struktur von Alltag auf einem besonderen Typ der Erfahrung, des Handelns und des Wissens, nämlich auf dem kognitiven Stil der Praxis. Dieser besteht darin, Ungewöhnliches und Zweifel zu beseitigen und Normalität zu konstruieren. Alles Neu- und Fremdartige wird so typisiert, als sei es bekannt und Bestandteil der Normalität eines allen bekannten Handlungs- und Erfahrungsraums. Typisierung, Normalität und Normativität kennzeichnen Alltagshandeln und Alltagswissen.

Exkurs 2: H. Feilkes Konzept des Common sense¹²

Der von mir oben verwendete Begriff des Common sense ist von H. Feilke (1994) historisch und systematisch elaboriert worden. Den Gang der überzeugenden Argumentation kann ich hier nicht nachzeichnen. Daher fasse ich auch hier mir wichtig erscheinende Resultate zitierend zusammen.

1. Begriffsgeschichtlich bezeichnet ›Common sense‹ »(...) das kognitive und moralische Sediment unserer alltäglichen Erfahrungsprozesse als ein quasi-natürliches, institutionalisiertes Wissen«, das Sicherheit in der Orientierung ermöglicht. Feilke bezeichnet als ›Common sense‹ den »sprachlich verfügbaren Fundus des Themenwissens« in der Kommunikation. Das kommunikativ konstituierte soziale Common sense-Wissen »(...) als ein Wissen über Themen und Strategien der Schematisierung von Themen für kommunikative Zwecke folgt ausschließlich dem Kriterium systemrelativ pragmatischer Validität« (88f.). Common sense ist ein Verfahren der »(...) Selektion und Bewertung von Ereigniszusammenhängen und der Überführung kontingenter Information in ein bestimmtes und sicher geglaubtes Wissen. Zugleich ist der Common sense das Sediment dieser Orientierungsleistungen, der Fundus der alltäglichen Prozesse kognitiver und kommunikativer Koordination im Handeln. Dieser Doppelheit von Verfahren und Fundus begegnen wir bei verschiedenen Formen des Common sense-Wissens immer wieder.« (67)
2. Angesichts der grundlegenden Kontingenz der Selektivität von Themen und Beiträgen zu Themen stellen sich zwei Fragen: Was ist ein möglicher Beitrag zu einem Thema? und: Welches Thema selektiert ein Beitrag? (denn Themen müssen erst über Beiträge aufgebaut werden). (90f.)
3. Ausdrucksstrukturen als den wieder erkennbaren sprachlichen Oberflächen »der Koordination semantischer Selektionen in der Kommunikation« kommt besondere Bedeutung zu. Sie dürfen nicht zugunsten kognitiver Strukturen vernachlässigt werden. (101)
- 12 Eine ausführliche Auseinandersetzung mit Feilkes Common sense-Konzept habe ich in Schmidt (1994:94-103) vorgelegt. – In den Zusammenhang der Common sense-Debatte gehören m.E. auch die Debatte über Stereotype (sensu Lippmann 1990) und Kollektivsymbole (sensu Link). Stereotype als kognitive Elemente von Vorurteilen dienen einerseits der Gruppenstabilisierung und andererseits der Differenzbildung. Insofern wirken sie identitätsstiftend. Die Kollektivsymbolik enthält nach Link (2006) in symbolisch verdichteter und vereinfachter Form das heute gültige und gängige Bild unserer Gesellschaft.

4. Das Common sense-Konzept kann aus folgendem Grund sinnvoll auf Sprache angewandt werden: »Der Tatsache der Kontingenz bei der Interpretation von Erfahrungsdaten – ob bei der einfachen Sinneswahrnehmung oder der Wahrnehmung z.B. von Sprache in kommunikativen Prozessen – korrespondiert der Typus des Common sense-Wissens als Mittel der Vereindeutigung und Sicherung des Wissens als pragmatisch relevanter Information. Der Common sense ist ein auf die ökologischen Bedingungen pragmatisch konstituiertes und stabilisiertes intuitives Wissen.« (363)
5. Sowohl kommunikativ konstituiertes Weltwissen als auch sprachliches Wissen sind wesentlich pragmatisch. Common sense-Weltwissen kann aufgefasst werden als »Sediment der thematischen Selektivität kommunikativer Prozesse«. (363) Sprachlicher Common sense koordiniert die semantischen Selektionen, indem er die »(...) Kontingenz grammatisch und semantisch möglichen Zeichenausdrucks zu einer sozial bestimmten, d.h. individuell nicht optionalen Ausdruckstypik verdichtet.« (364)
6. Soziale Interaktionen sind in der Regel mehrdeutig und daher interpretationsbedürftig. Diese Mehrdeutigkeit kann reduziert werden, wenn die Interaktionspartner auf Resultate ihrer Kommunikation als voraussetzbares intersubjektives Wissen (= Common sense) zurückgreifen können. Dieses Wissen erhält einen hohen Grad sozialer Verbindlichkeit, da es die Grundlage für die Anschließbarkeit von Kommunikation an Kommunikation bildet.
7. Feilke begründet ausführlich, warum zwischen systemisch-formalen Strukturen einerseits und der Handlungs- oder Lebenspraxis andererseits eine regulative Vermittlungsebene eingezogen werden muss. Diese Ebene bezeichnet er als Ausdruckstypik beziehungsweise als strukturelle Organisiertheit. »Ausdrücke können in diesem Sinne gewissermaßen als Handlungsmodelle fungieren, indem sie Schemata sozialer Koordinierung indizieren (...). Sprachliche Handlungsfähigkeit muß deshalb als eine auch idiomatisch bestimmte Ausdrucks-Kompetenz modelliert werden. Diese strukturorientierte Kompetenz ist eine Ebene der Ordnung des sprachlichen Handelns sui generis.« (369)
8. Unser Weltwissen ist mit Blick auf konkrete Situationen unterdeterminiert. Daher muss der Bezug zur konkreten Situation hergestellt werden: »(...) es bedarf immer einer das Wissen pragmatisch ausrichtenden Interpretation der Situation.« (219) Ein primär empirisches »Datum der Situation« sorgt für die Kanalisierung solcher Interpretationen. »Dieses Datum wird u. E. durch die konkret vorliegenden sprachlichen Ausdrücke gebildet, die im Common sense ein umfangreiches Inventar sozialen Wissens indizieren. Die Fähigkeit zum Gebrauch und zur Interpretation solcher Ausdrücke ist eine so-

- wohl vom Weltwissen wie vom ›konstitutiven‹ Sprachwissen i.e.S. abzuhebende idiomatische Kompetenz.« (220)
9. Weltwissen, Sprachwissen und idiomatische Kompetenz müssen also zusammenwirken, um die ständig unsichere Kommunikation zu ermöglichen und zu orientieren und sich damit als verlässlicher Common sense zu stabilisieren. Alle drei sind notwendig aber alleine nicht hinreichend für erfolgreiche Kommunikationen.

13. wirklich

»Die Dinge so sehen wollen wie sie ohne mich
aussehen würden, also wenn ich tot bin.«

(Friederike Mayröcker)

»Das Realitätsproblem gibt es nur in der Kom-
munikation.«

(Michael Fleischer)

Oder: Über die allmähliche Verfertigung der
Wirklichkeit im Leben.

1. Nach meiner Auffassung blockieren vor allem Existenzfragen den Diskurs über Wirklichkeit bzw. Realität.¹ Die Behauptung oder Verneinung, es gäbe Beobachter-unabhängige singuläre Objekte mit erkennbaren inhärenten Eigenschaften dient in erster Linie der Stützung bestimmter philosophischer Positionen. Außerhalb eines solchen Denkwangs machen wir ganz andere Beobachtungen, die etwa so beschrieben werden können: Wo wir sind, »ist Wirklichkeit«. Deshalb ist der (ein) Wirklichkeitsbegriff im Alltag so unverzichtbar. Das, wovon wir reden, ist für uns wirklich² – auch wenn wir über literarische

1 Wie bekannt operieren Konstruktivistinnen wie von Glasersfeld oder Roth mit dieser Unterscheidung. – In Schmidt (1998:24 f.) habe ich mir gestattet, diese Unterscheidung in einer Glosse ironisch zu kommentieren. Da dieser Kommentar vielen Lesern gefallen hat, erlaube ich mir eine Wiederholung: 1. Wirklichkeit ist die Mutter aller Realitäten. 2. Die Wirklichkeit ist alles, was Realität ist. 3. Wo eine Wirklichkeit ist, da ist auch eine Realität. 4. Die Wirklichkeit ist die Realität der Wirklichkeit. 5. Die Wirklichkeit der Realität ist die Realität des Beobachters. 6. Könnte die Wirklichkeit die Realität einholen, sie würde sie nicht bemerken. 7. Was die Wirklichkeit der Realität voraus hat, lässt sich nur in der Wirklichkeit sagen. 8. Die Realität kann der Wirklichkeit nichts hinzufügen. 9. Die Wirklichkeit ist allen Realitäten zum Trotz. 10. Die Wirklichkeiten sind keine Schatten der Realität. 11. Medienwirklichkeit kennt keine Realität. 12. Ist die Realität der Canossa-Gang der Wirklichkeit? 13. Wirklichkeiten kommen und gehen – und mit ihnen die Realitäten. 14. Würde sich die Wirklichkeit der Realität beugen – wer würde es bemerken? 15. Realität ist aller Laster Anfang. 16. Über allen Realitäten ist Ruh, in Wirklichkeit spürest du einen Hauch. 17. Am Anfang war die Realität, und die Realität war die Wirklichkeit, und die Wirklichkeit war die Wahrheit. 18. Was die Realität der Wirklichkeit zufügt, verrät die Wirklichkeit. 19. Sollte die Wirklichkeit die Magd der Realität sein – vor wem sollten wir uns mehr fürchten? 20. Wer die Wirklichkeit ehrt, braucht keine Realität (mehr).

2 Seit Lewin haben viele Autoren versucht, seine These »Wirklich ist, was

Fiktionen, virtuelle Räume oder Märchenfiguren reden. Erst auf der Grundlage unserer aus Handlung gewonnenen Wirklichkeitsgewissheit greifen Gegenbegriffe wie etwa Virtualität, die der Wirklichkeitsgewissheit sozusagen Relief geben. Wir leben »in unserer Welt« (in unserer Alltagswelt im umgangssprachlichen Sinne³), gehen dort mit anderen Menschen und mit Gegenständen um, und zwar mit solchen, die für uns fraglos existieren, wie mit solchen, deren Existenz wir nur vermuten, behaupten, bezweifeln usw. Wirklichkeit ist für uns, wie N. Goodman sagt, eine Sache der Gewohnheit. Die Rede von einem Gegenstand ist die Rede von einer Praxis, d.h. von einem Prozess, innerhalb dessen bzw. als dessen Ergebnis etwas eine Rolle spielt, das wir für einen Gegenstand halten.

Dass wir damit handelnd umgehen, setzt logisch voraus, dass *wir* handeln⁴ – wen sonst sollten solche Fragen und Probleme denn auch sonst interessieren? Aus diesem Grunde ist es – wie bereits gesagt – m. E. irreführend und unnötig, die Existenz von Objekten in einer von uns unabhängigen Wirklichkeit oder Realität in einem erkenntnistheoretischen Sinne zu behaupten oder zu bestreiten. Vielmehr versuche ich bewusst, aus dem Referenz- bzw. Repräsentationsspiel von Realisten wie von Konstruktivistinnen auszustiegen, weil beide ihre zentralen Kategorien bis heute nicht geklärt haben und nicht plausibel zeigen können, was man mit Existenzbehauptungen bzw. -bestreitungen *erkenntnistheoretisch* (nicht praktisch) gewinnt.

Existenzbehauptungen bzw. -bestreitungen fügen – wie bereits mehrfach angemerkt – unseren Erfahrungen und Beschreibungen nichts Wichtiges hinzu, sie irritieren uns nur, weil sie entweder trivial (nach dem beliebten Motto »Du wirst doch nicht bestreiten, dass dort ein Tisch steht!«) oder erkenntnistheoretisch uneinlösbar sind und uns deshalb in fruchtlose Diskussionen verstricken. Existenzbehauptungen sagen also lediglich etwas aus über den, der sie aufstellt.

2. Die Frage nach der Wirklichkeit hat einen entscheidenden Vorteil auf ihrer Seite: Sie ist wirklich! Wäre sie es nicht, gäbe es keine Frage nach der Wirklichkeit. Weil sie aber wirklich ist, gibt es die Frage nach

wirkt« zu interpretieren bzw. weiter zu entwickeln. Dabei ist meist zu kurz gekommen, danach zu fragen, auf wen/für wen etwas wirkt und wie diese Wirkung zustande kommt.

3 Zur Erinnerung: Waldenfels stellt fest: »Wirklich ist das, *wovon wir ausgehen*, selbst wenn wir es im einzelnen bezweifeln.« (1998:215)

4 Im etymologischen Wörterbuch von Kluge & Mitzka ist zu lesen: »würkelich«, eine Wortbildung von Mystikern des 13. Jahrhunderts, hatte die Bedeutungen ›handelnd, tätig, durch Handeln geschehend, in einem Tun bestehend‹. »Würkelichheit« bedeutete ›Werkätigkeit‹. (1960:865)

der Wirklichkeit als Frage nach dem, wonach die Frage fragt, wirklich fragt, ohne mehr bewirken zu können, als dass ein Fragegegenstand (Wirklichkeit) in der Kommunikation erzeugt wird.

Auf diese Frage kann geantwortet werden, indem dem Fragegegenstand bestimmte Attribute zugeordnet oder abgesprochen werden. Aus dem Fragegegenstand wird somit ein Antwortgegenstand, aber immer noch kein Gegenstand im alltagssprachlichen Sinne einer Sprach-unabhängigen Gegebenheit. Das Spiel kann man endlos weiter spielen, indem man dem Frage- wie dem Antwortgegenstand Wirklichkeit Attribute zu- und aberkennt und dieses Zu- und Aberkennen wieder zum Gegenstand von Fragen und Antworten macht, woraus dann neue Frage- und Antwortgegenstände erzeugt werden können. Dann steht der Wirklichkeitsdiskurs in vollem Saft und benötigt dazu nicht mehr als *eine* wirkliche Frage und *eine* wirkliche Antwort – und natürlich den Fehlschluss von der Wirklichkeit der Frage auf die Frage nach der Wirklichkeit (der Wirklichkeit). Wir tendieren, heißt das, immer wieder dazu, die *Selbstreferentialität* von Sprache und Kommunikation zu übersehen.

Die Rede von »der Wirklichkeit« redet – das soll diese Argumentation verdeutlichen – über ein Diskursprodukt ohne empirische Referenz, das lediglich durch Substantivierung entsteht.⁵ Wir können über »die Wirklichkeit« reden, aber wir können nicht in »der Wirklichkeit« leben, sondern bestenfalls in unserem Alltag. Wir kommen »auf die Welt« und wir verlassen sie wieder – aber wir kommen nicht auf die Wirklichkeit. Wir leben in Handlungs- und Diskurszusammenhängen⁶, die m. E. mit Gewinn als Geschichten und Diskurse⁷, also {als – Wirklichkeiten – für – in – Geschichten & Diskurse – Verstrickte} beschrieben werden können.

Da wir offenkundig in Handlungs- und Kommunikationsgemeinschaften leben, sind unsere Wirklichkeitserfahrungen und Wirklichkeitsbeschreibungen voneinander abhängig und aufeinander bezogen, können sich aber gleichwohl widersprechen und miteinander unver-

5 Zu den verhängnisvollen Folgen von Substantivierungen von Verben, Adjektiven und Pronomina cf. Janich (2009).

6 Schlosser formuliert emphatisch: »Wir leben gemeinsam in unserer einen Welt. Auf *einer* Bühne spielt sich das ganze Welttheater ab. Wir selbst sind die Akteure – und Zuschauer zugleich, und die Kulisse nennen wir Natur. Wir können unsere Welt nicht eintauschen gegen eine andere. Wir können sie nicht von außen betrachten. Da es für uns nur diese eine Welt gibt, können wir sie auch nicht mit anderen vergleichen. Doch ist uns unsere *eine* Welt *ganz* zugänglich. Was uns nicht zugänglich ist, gehört nicht zu unserer Welt.« (1993:1)

7 Cf. dazu Schmidt (2003).

träglich sein.⁸ Die Evolution sowie die lange Sozialisation des Menschen schaffen eine erfahrungsgemäß relativ hohe Erwartungssicherheit für die Kriterien der Bewertung von Wirklichkeitserfahrungen⁹ und Wirklichkeitsbeschreibungen in den verschiedenen Lebensbereichen. Wenn es darum geht, gesellschaftlich relevante Lösungen für Dissens, Kontingenz und Interdependenz im Konzert der Wirklichkeitserfahrungen zu finden, sind im Laufe der Geschichte Formen von Institutionalisierungen entstanden, die unter allen Umständen Handlungssicherheit vermitteln sollten – notfalls auch unter Einsatz von Macht. Dabei geht es immer um das Problem der in Demokratien zugestandenen Subjektgebundenheit von Wirklichkeitserfahrungen und den als intersubjektiv unumgänglich angesehenen sozialen Notwendigkeiten.¹⁰

Das Adjektiv oder das Adverb ›wirklich‹ wird sinnvollerweise im Gespräch verwendet¹¹ und bezeichnet dort etwas, das wir *als wirklich* erfahren, erlebt und beschrieben haben; und zwar unter jeweils situationskonkreten Bedingungen, aufgrund von bestätigtem Vorwissen, und nach variablen soziokulturell geprägten Kriterien. Solches bezeichnen wir dann *als* Tatsache, Wahrheit, Stand der Dinge, Existenz im Gegensatz zu ... usw.

Wir verfügen in unserem Alltag über mehr oder weniger verblüffungsfestes Wissen, dessen Kriterien wir aus der Praxis unserer Geschichten und Diskurse gewinnen. Eines der erfolgreichsten Kriterien dürfte dabei (an Leibniz denkend) die zeitliche Stabilität erfolgreicher Erfahrungen sein.

8 Wenn B bestreitet, was A behauptet, dann reden A und B über verschiedene »Sachen«.

9 Stadler & Kruse haben (1990) drei Kriterienklassen für die Beurteilung von Wirklichkeitserfahrungen entwickelt: syntaktische (einfache Sinnesqualitäten, räumliche Anschauung), semantische (Bedeutungshaltigkeit, Ausdruckshaltigkeit, Kontextstimmigkeit, Valenz/Grad der Attraktivität) und pragmatische (Wirkungen, Begreifbarkeit, Antizipierbarkeit, Inter-subjektivität).

10 Iványi sieht das Problem in der Koordination unverträglicher, gleichwohl wechselseitig abhängiger Wirklichkeitsentwürfe, um Erwartungssicherheit zu erreichen. Sie betont: »(...) gesellschaftliche Konstruktion von Wirklichkeit ist eben nicht das Ziel, sondern das Ergebnis eines praktischen Lebensvollzugs, der unübersehbar von Machtdifferenzen durchsetzt ist und eben vermittels dieser Differenzen bestimmten Wirklichkeiten zur ›Faktizität‹ verhilft.« (1999:166)

11 »War es wirklich so? Die Wirklichkeit war noch viel schlimmer! Sie sollten endlich die Wirklichkeit zur Kenntnis nehmen!« – Im Gegensatz zu solchen sinnvollen Verwendungen von ›wirklich‹ im Sinne von »nicht vorgeblich« sehe ich keine alltagssprachliche Verwendung von ›Wirklichkeit‹ im philosophischen Sinne.

Die Rede von Gegenständen ist zu lesen als Rede von Praxen, von Prozessen, die zu Zeit-relativen Prozess-gebundenen Stabilitäten führen. Oder anders gewendet: Wenn »Wirklichkeit« gedacht werden kann, dann – so J. G. Juchem – als ein »immerwährender Prozess«.

Statt über »die »Wirklichkeit« zu reden, sollte man daher versuchen, das Korn für die Beschreibung von Wirklichkeiten in Geschichten und Diskursen »feiner« und Handlungs-konkreter zu machen.¹² Wir leben offenbar in einer Vielzahl von »Welten«¹³, die wir durch Handeln und Kommunizieren und im Vergleich und in Konfrontation mit anderen »Welten« in ihrer Relevanz und Verlässlichkeit einschätzen. Das alles ist an Sprachen bzw. Beschreibungen gebunden, weshalb man metaphorisch behaupten kann: *Mit der Sprache und mit unserem Alltagsleben in der Sprache ist die Welt in die Welt gekommen.*

Bei solchen Beschreibungen sollten Linearisierungen und einfache Kausalitäten vermieden werden, wann immer es um *soziale und kognitive* Phänomene geht. Vielmehr sind Einbettungs- und Interaktionsverhältnisse ebenso zu berücksichtigen wie ökologische und evolutionäre Aspekte.

3. Fachphilosophen¹⁴ wie Alltagsphilosophen neigen zu der intuitiv plausiblen Annahme, dass es Objekte geben *muss*, ehe bzw. damit wir sie beschreiben können, und dass es Aktanten geben muss, damit Beschreibungen angefertigt werden können: Ich beschreibe, also bin ich! (Oder genauer: Während ich beschreibe, bin ich?)

Dagegen lassen sich zwei Überlegungen ins Feld führen.

Mein erster Vorschlag geht dahin, sich konsequent auf die oben vorgeschlagene Prozess-Orientierung zu konzentrieren. Daraus folgt dann, dass hinsichtlich aller Beschreibungen das unlösbare *Zusammenwirken* von Prozess-Träger(n), Prozess-Verlauf und Prozess-Ergebnis(en) bzw. -konsequenzen im Vordergrund steht. Damit wird die Aufmerksamkeit darauf gelenkt, dass – wie oben bereits ausgeführt – das, was wir »Objekt« nennen, ebenso ein Prozess-Resultat ist wie das, was wir »Gedanke«, »Bedeutung«, »Text« oder »Auto« nennen. Wahrnehmen, Beobachten, Beschreiben, Kommunizieren, praktisch Handeln: All das sind konkrete Prozesse, die zu Erfahrungen führen, die aus guten Gründen *für uns*

12 Cf. Wittgenstein: »Während doch die Worte »Sprache«, »Erfahrung«, »Welt«, wenn sie eine Verwendung haben, eine so niedrige haben müssen, wie die Worte »Tisch«, »Lampe«, »Tür.« (Philosophische Untersuchungen § 97).

13 Goodman & Elgin (1989) betonen die Multiplizität von Welten, die aus den verschiedenen *ways of worldmaking* resultieren, und die vielfältigen Standards der Richtigkeit folgen, ohne dass deshalb die Unterscheidung richtig/verkehrt zusammenbricht.

14 Kompromisslos etwa Schantz (1998) oder Seel (1998).

wirklich sind. Dabei wird die Sicherheit unserer Erfahrungen erhöht, wenn verschiedene Sinne daran beteiligt sind, wenn wir also z.B. riechen, schmecken und fühlen, was wir essen usw.

Wenn wir es (wohlweislich!) unterlassen, durch eine geschlossene Türe gehen zu wollen, so ist das keine Eigenschaft der Türe, sondern Resultat unseres Erfahrungswissens, das wir verallgemeinern und geschlossenen Türen (= was wir als geschlossene Türe beschreiben bzw. erfahren) als Eigenschaften zuschreiben. Das Argument, dass uns die Türe einen von uns unabhängigen Widerstand entgegensetzt, wenn wir versuchen, ohne Erfahrungswissen hindurchzugehen, übersieht, dass wir erst dann durch eine Türe gehen können, wenn wir (sensu Mitterer) über eine Basisbeschreibung von Türe verfügen, zu der genau das Wissen um den Interaktionszusammenhang »durch Türen gehen« gehört, geprägt durch den Zustandscode offen/geschlossen.

»Weltwissen«, so könnte man sagen, ist ontogenetisch »geronnenes« phylogenetisches Erfahrungswissen, das in einer Gesellschaft sprachlich und kulturell handlungs- und kommunikationsrelevant organisiert ist. Erfolgreiches Handeln verweist auf korrekte Erkenntnis.

4. Konkrete Prozesse laufen in der Zeit ab und sind jeweils eingebettet (*embodied*) in konkrete soziokulturelle Kontexte sowie in konkrete raumzeitlich bestimmte Situationen. Die Kriterien ihrer Validität entwickeln sich Bereichs-spezifisch (in der Küche anders als im Labor) sowie im Hinblick auf Absichten, Motivationen und Ziele. Dabei dürfen Situationen nicht als quasi neutrale Geschehnisräume konzipiert werden. Sie entstehen vielmehr reflexiv aus den Kommunikationshandlungen der Aktanten selbst; sie sind bestimmt von kognitiven Erwartungen, von emotionalen Besetzungen und moralischen wie empraktischen Bewertungen, die aus bisherigen Erfahrungen resultieren und die Erwartungen an die in bestimmten Situationen möglichen Handlungsspielräume bestimmen. Handlungs-spezifische Situationen wirken mithin hochgradig selektiv, wodurch Erwartungserfüllungen wie Erwartungs-enttäuschungen gleichermaßen erwartbar werden.

Konsequente Prozess-Orientierung macht Existenzfragen obsolet; denn Prozesse ohne Resultate und/oder Konsequenzen lassen sich nicht plausibel denken. Prozesse als Vollzüge menschlicher Handlungen gelingen oder misslingen, sie sind erfolgreich bzw. erfolglos im Hinblick auf Zwecke bzw. Problemlösungen. Probleme aber sind kulturabhängig. Wissenschaftler z. B. gehen nicht mit Objekten um, sondern mit Problemen, die sie mit dem haben, was sie als Objekte beschrieben haben.¹⁵ Und diese Probleme kann man kaum als naturwüchsig betrachten, wie

15 Fleck (1980) hat diese Zusammenhänge am Beispiel dessen erläutert, was er »Denkstil« nennt.

man spätestens seit den wissenschaftshistorischen Arbeiten von Th.S. Kuhn wissen kann.

5. Konsequente Prozessorientierung dient der Auflösung des Repräsentationsproblems. Prozesse repräsentieren nicht »Wirklichkeit«, sondern sie führen zu wirklichen (= für wirklich gehaltenen) Resultaten. Ohne Prozessresultate gäbe es nichts, was abzubilden wäre.

Wichtig ist dabei das Argument, dass die Verknüpfung von kognitiv erzeugten Prozessresultaten und deren Einschätzung als »wirklich – für...« sozial anerkannt werden muss – ohne die anderen gibt es keine Wirklichkeitssicherheit; das heißt, Wirklichkeitserleben setzt eine Handlungs- und Kommunikationsgemeinschaft als Bedingung voraus.

Unsere Wirklichkeiten »sind« unsere Handlungen; deshalb ist Alltagspraxis wirklichkeitsgewiss, und das Postulat eines Alltagsrealismus¹⁶ als erkenntnistheoretische Einstellung ist deshalb verzichtbar. Wirklichkeitsgewissheit kann als Erlebnis beschrieben werden, als Erlebnis der Wahr-Nehmung¹⁶, weil im Während der Wirklichkeitserlebnisse nicht zwischen Erleben und Objekt unterschieden werden kann.

Die mit dem *Leib* gegebenen sensomotorischen Möglichkeiten binden Erkennen an erfolgreiches Handeln. Dabei stellt sich der Leib aber erst in der Performanz als »essentieller Erfahrungsraum« her.

6. Die Konzentration auf konkrete Prozesse erlaubt es auch, unsere Wirklichkeitsgewissheit zu transformieren. Wir gehen davon aus, dass wir *etwas* sehen, hören oder schmecken, was *wir nicht* sind, und dass wir uns mit anderen treffen und kommunikativ austauschen, die *wir nicht* sind. Aber ohne Sehen, Hören, Schmecken und Treffen kann auch von Etwas keine Rede sein. Was wir sehen, hören usw. kann von Aktant zu Aktant durchaus verschieden sein. Die Sprache überspielt diese Differenzen kategorial (durch Subsumption unter scheinbar neutrale Begriffe) und semantisch (durch Subsumption unter scheinbar neutrale Wörter) und fingiert (durch *referential fallacy*) Identität(en).

Was Aktanten handelnd für wirklich halten, ist wirklich in seinen Folgen und Konsequenzen, im Erfolg oder Misserfolg.

Fazit: Unsere Handlungen und Kommunikationen im Alltag produzieren gewissermaßen ihre eigene »Ordnung der Dinge«, also ihre eigene Ontologie, wenn man so will.

Diese Argumentation unterscheidet sich von der von vielen Philosophen vorgebrachten Behauptung, wir müssten im Alltag »das Andere der Interpretation« als deutungsunabhängig voraussetzen – wenn auch in einer von Interpretationen imprägnierten Weise (so etwa Lenk 1995:

¹⁶ Es ist eben kein Kalauer, dass es so etwas wie Falsch-Nehmung nicht »gibt«.

87). »Wir müssen aus praktischen Gründen reale Wesen in einer realen Welt annehmen, einschließlich unserer Körper und unserer Erkenntnisprozesse.« (244)

Müssen wir das wirklich, und wenn ja in welchem Sinne? Ist es nicht vielmehr so, dass wir so tun, als ob ..., bis wir in Schwierigkeiten geraten? Dass unsere Leiber und unsere Erkenntnisprozesse erst in Prozessen, erst in Performanzen als wirklich erfahrbar werden?

Wenn wir in unserer Erfahrungs-, Handlungs- und Sprach-»Welt« bleiben, dann gibt es Prozess-Resultate, mit denen wir unterschiedlich umgehen. Dieser Umgang ist erfolgreich oder erfolglos, was den Umgang charakterisiert, nicht die Objekte des Umgangs. Aus diesem Umgang entwickeln wir für wahr oder falsch gehaltene Kriterien über bestimmte Prozess-Resultate, wobei deren (Nicht)Existenz deshalb keine Rolle spielt, weil wir ja Prozess-Resultate haben. Der von Lenk vorgeschlagene Vorgang der »Realitätsinterpretation« (also der Interpretation von etwas Gegebenem) lässt uns zu rasch in eine dualistische Falle laufen – ein durchaus überflüssiger Lauf.

Problematisch erscheint mir auch die folgende Behauptung Lenks zu sein. Das erkennende Subjekt, so Lenk, »(...) kann nur dadurch selber »realisiert« werden, indem es Materialien, die von außen kommen, bearbeitet und strukturiert.« (1995:36) Damit folgt zumindest diese Formulierung dem dualistischen Schema, das J. Mitterer kritisiert, widerspricht aber auch seinem eigenen Interpretationismus, aus dem man folgern muss, dass wir nur »Materialien-unter-Beschreibung« kennen und (aus Gründen des Selbstwiderspruchs) gar nicht wissen können, was Materialien ohne Beschreibung sind.

7. Mein zweiter Vorschlag betrifft die in meiner Theorie der Geschichten & Diskurse angebotene Strategie, tentativ mit dem autokonstitutiven Zusammenhang von *Setzung und Voraussetzung* zu beginnen¹⁷ und ihn konsequent als Beobachtungs- und Beschreibungsperspektive auszuprobieren.

Betrachten wir als Beispiel die Frage, ob ich unabhängig von bzw. vor meinen Beschreibungen existiere, so löst sich diese Frage in der angebotenen Perspektive wie folgt auf: Ich existiere nicht unabhängig von oder vor meinen Setzungen, sondern als Prozessträger bin ich notwendige Komponente in einem konkreten Prozess in Raum und Zeit. Setzungshandlungen in welchem Prozess auch immer *sind*, wie R. Glanville pointiert formuliert hat, die Existenzform des Aktanten.

Das Verhältnis von *Setzung und Voraussetzung* darf nicht statisch als Selektion aus einem vorab bestehenden ontologischen Pool von Mög-

¹⁷ Damit wird wohl gemerkt kein *Anfang* im erkenntnistheoretischen Sinne behauptet.

lichkeiten interpretiert werden, wie M. Fleischer (2005) mir unterstellt. Voraussetzungen werden hier nicht als Gegebenheiten eingeführt, auf die sich Setzungen nachträglich beziehen. Sondern Aktanten *erzeugen* in/durch ihre Setzungen, die trivialerweise kontingent sind, bestimmte Möglichkeiten, die dadurch zu Voraus-Setzungen ihrer Setzungen *gemacht* werden. Voraus-Setzungen werden *ge-setzt* – darum heißen sie so.¹⁸ – Eine Parallele findet diese Argumentation in der Debatte über Unterscheidungen in Beobachtungsprozessen. Auch sie müssen *getroffen* werden.

Setzung und Voraussetzung konstituieren sich also gegenseitig in dem Sinne, dass im Akt des Setzens etwas zur Voraussetzung dieser Setzung *gemacht wird* und damit die Differenz Setzung/Voraussetzung als Einheit dieser Differenz handlungsmächtig wird. Es geht also nicht um ein Verhältnis von Kognition und Gegenstand, sondern um einen Prozess, in dem etwas zur Voraussetzung einer Setzung gemacht wird. So wird etwa der Leib mit seinen Muskeln im Prozess des Gartenumgrabens zur Voraussetzung dieser Handlung gemacht, erst im Prozess spielt er eine Rolle.

Wenn er zur Voraussetzung gemacht worden ist, dann lässt sich über die Frage diskutieren, welchen *Notwendigkeitsgrad* man dieser Voraussetzung zuschreibt. Der Zusammenhang zwischen dem Wunsch, wieder einmal ins Kino zu gehen, und der tatsächlich getroffenen Auswahl des Films ist sicher anders zu bewerten als der Zusammenhang zwischen dem in der Evolution entstandenen Gehirnvolumen und den dadurch ermöglichten Aktivitätsspektren der Kognition. So verweist etwa P. Finke in keineswegs trivialer Weise darauf, dass es ohne Leben keine Wissenschaftler, und ohne Wissenschaftler keine Wissenschaft gäbe. (2005:68, 75)

Voraussetzungen zeigen sich etwa im Zusammenwirken zwischen zum Beispiel dem Erlernen einer Sprache durch einen Aktanten und seinen aktuellen Möglichkeiten, sprachlich zu kommunizieren, oder im Zusammenhang zwischen der Evolution von Gehirnen und den aktuellen kognitiven Möglichkeiten eines Aktanten.¹⁹ Im Prozess der Set-

18 In einem Aufsatz habe ich 2000 bereits gefragt: »Warum tun wir uns immer noch so schwer, anzuerkennen, dass auch die Voraussetzungen unseres Denkens und Beschreibens Setzungen unseres Denkens und Schreibens sind und keine von uns unabhängigen Fakten im Diskursjenseits, deren Erkenntnis wir uns anzunähern haben auf der uns auferlegten Suche nach der Wahrheit?« (2000 b:26)

19 »Keine dieser Leistungen, die im alltagssprachlichen Verständnis mit Kognition, Ichbewusstsein, Sprachvermögen, Emotion, Handlungsautonomie usw. bezeichnet werden, ist *ohne* Beteiligung des Gehirns zu erbringen; und auch die ›anderen‹ Leistungen, die hier unter dem Titel

zung »Einen Satz äußern« wird der Spracherwerb zur Voraus-Setzung *gemacht* – zur Voraussetzung nicht in dem Sinne, dass jeder Satzinhalt determiniert wäre, sondern in dem Sinne, dass ein Prozessträger in der Lage ist, einen in der Sprachgemeinschaft akzeptablen Satz zu äußern.

Im Rahmen einer solchen Argumentation ist und bleibt es m. E. sinnvoll, in einschlägigen Beschreibungen folgende Instanzen *als Voraus-Setzungen* für die unterschiedlichen menschlichen Handlungen i. w. S. *anzusehen*:

- Evolution, Gehirn, Bewusstsein, Kognition, Wahrnehmung;
- Ich, Sprache, Kommunikation;
- Kultur, Gesellschaft, Medien.

Über die Art und Weise, wie solche Voraus-Setzungen entstanden sind und wirksam werden, muss dann in jedem Fall einzeln entschieden werden. Das ist eine empirische Frage.

Fassen wir es einmal trivial: Um einen Pfannkuchen backen zu können, muss ich u. a. Eier, Milch, Mehl, Fett, Zucker und Salz im Hause haben. Diese Zutaten werden im Prozess des Pfannkuchen-Backens zu materialen Voraussetzungen für ein erfolgreiches (gelingendes) Backen, die bezogen auf diesen Handlungsbereich als notwendig eingeschätzt werden – alternative Versuche haben erfahrungsgemäß nicht zum erwünschten Ergebnis geführt.

Die vielberufene Sachhaltigkeit des Gegenstands, die als »Widerfahrnis« beschrieben worden ist, erfährt man schlicht im Prozess des Backens in Gestalt von als Milch, Eier usw. Bezeichnetem; und diese Beschreibung enthält die sog. Sachhaltigkeitskriterien, die kommunikativ wie handlungspraktisch Berücksichtigung erfordern und erfahren.

Ich sehe keinen Grund, warum man diesen Zusammenhang als »repräsentational« bezeichnen sollte. Der Satz »Dieser Stein enthält Eisenerz« sagt nichts aus über Sach- oder Realitätshaltigkeit, sondern über ein praktisch begründbares Erfahrungsergebnis, das zur Grundlage von Erwartungen und Erfahrungen gemacht wird. Gegenstände lassen sich daher beschreiben als *von uns verdinglichte und versprachlichte Handlungserfahrungen*.

8. Wenn von Wirklichkeit die Rede ist, dann ist seit vielen Jahren vom *Beobachter* die Rede; und wenn vom Beobachter die Rede ist, dann ist von *Unterscheidung(en)* die Rede – und zwar inzwischen in einer unübersehbaren Menge von Literatur zwischen G. Spencer-Brown, H. von Foerster, N. Luhmann und deren Interpreten wie etwa D. Baecker.

Was hat es nun aber mit dem »Draw a distinction!« auf sich? In der Konsequenz der bisherigen Überlegungen ist zu sagen: Auch Un-

›Handeln‹ (kinēsis, poiēsis, praxis) zugrunde gelegt [werden], können *nicht ohne Gehirntätigkeit* stattfinden.« (Janich 2009:114)

terscheidungen sollten konsequent als Prozesse beschrieben werden.²⁰ *Wir* unterscheiden etwas von etwas im Hinblick auf einen bestimmten Zweck in einer bestimmten Situation. Nicht zufällig konstatiert Spencer-Brown: »There can be no distinction without motive, and there can be no motive unless contents are seen to differ in value.« (1977:1) – und das kann nur ein Beobachter, ein Aktant entscheiden.

Differenzen resultieren aus Unterscheidungsleistungen, bei denen Funktionen, Instanzen, Werkzeuge sowie Situationen und Kontexte berücksichtigt werden müssen. Unterscheidungen weisen einen doppelten Aspekt auf: Als kognitive Leistungen bestimmen sie etwas als Etwas im Unterschied zu etwas/allem Anderen; als kommunikative Beschreibungen manifestieren sie die getroffene Unterscheidung und machen sie damit handlungsrelevant.²¹

Nur wir als Beobachter können die Ränder von Unterscheidungen beliebig scharf stellen. So verweist etwa P. Finke darauf, dass die Unterscheidung System/Umwelt in ihrer inhaltlichen Ausgestaltung sehr davon abhängt, welche Ziele damit erreicht werden sollen. Was rechnen wir der Umwelt von Systemen zu und aus welchen Gründen bzw. mit welchen Absichten? Welche Isomorphien, Wechselwirkungen, Kausalbeziehungen, Co-Evolutionen oder Rückkopplungen nehmen wir an oder lassen wir zu? Respektieren wir, dass die Umwelt ein Teil der Definition des Systems ist {S/U} und {U/S}, und welche Übergangszonen zwischen System und Umwelt sehen wir vor? (2005:73 ff.)

Aus diesen Überlegungen folgt, dass Unterscheidungen von Beobachtern getroffen werden und nicht von Beobachtungen, wie N. Luhmann behauptet.²² Unterscheidungen gibt es nur für Aktanten, die sie treffen; denn nur Aktanten sind an Unterscheidungen interessiert. Wenn Unterscheidungen als flüchtige Formbildungen sensu Luhmann konzipiert werden, dann kommt damit notwendig der Beobachter ins Spiel; denn

20 Baecker bestimmt Unterscheiden als kontingente Operation des Beobachters zur Ordnung seiner Praxen und nicht als Einordnung der Dinge in der Welt. (2005:57, 68)

21 M. Fleischer (2005) hat argumentiert, dass die Beschreibung etwa eines Mädchens als jung keinen Bezug auf die Differenz alt/jung im Rahmen der Kategorie Alter voraussetzt, wie ich in meiner Theorie der Geschichten & Diskurse behauptet habe. Auf der phänomenalen Ebene gibt es s. E. stattdessen kulturspezifische *Muster* von/für alt und jung. Dagegen wende ich ein, dass Beobachtungen nicht unabhängig von Kategorien der Beschreibung vollzogen werden, und dass Beschreibungen differentiell operieren. Muster sind zu bestimmen als sozial akzeptierte Unterscheidungen.

22 Gelegentlich kommt aber auch Luhmann nicht ohne den Beobachter aus: »Die Welt ist – was immer sie als unmarked state vor aller Beobachtung sein mag – für den Beobachter (und wer sonst fragt danach? [eben! sjs]) ein temporalisierbares Paradox.« (1990:93)

Zeitlichkeit ist gebunden an Beobachter. Und Beobachter handeln in kulturellen Kontexten und in konkreten Situationen. Und eben dort operieren sie (auch) mit Unterscheidungen, die sie als gesellschaftlich relevante Unterscheidungen übernehmen, und die in diesem Sinne »über sie hinausgehen« und damit zum kollektiven Wissen gehören. Aber auch diese Unterscheidungen wirken nur, wenn sie tatsächlich getroffen werden.

9. Wenn man Beobachtungsverhältnisse nicht als Guckkastenverhältnisse bestimmt, dann steht man vor der Frage, wie ein in das Beobachten »verstrickter« Beobachter überhaupt etwas erkennen kann.

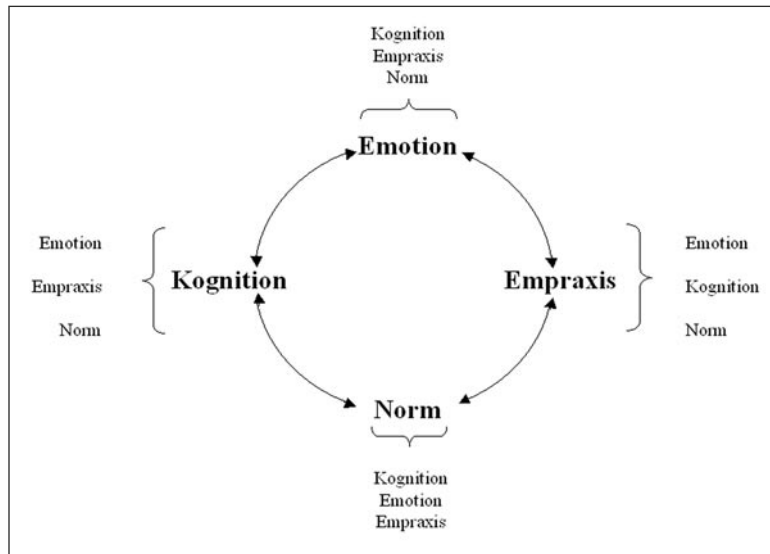
Eine Antwortmöglichkeit lässt sich auf der Argumentationslinie finden, die Autoren wie H. von Foerster oder N. Luhmann gezogen haben. Das Lösungswort lautet: Beobachtung des Beobachtens bzw. *Beobachtung zweiter Ordnung*. In diesem Zusammenhang habe ich bei Gelegenheit von einer »Zähmung des Blicks« gesprochen (Schmidt 1998), um darauf zu verweisen, dass Beobachter ihr Beobachten durch Fremd- oder Selbstbeobachtung konditionieren und damit wiederholbar und überprüfbar machen können. Das Ergebnis bleibt auch dann Beobachter-abhängig; aber solcherart disziplinierte Beobachtungen werden intersubjektivierbar, koordinierbar und verstetigt, auch wenn sie Beobachtungen bleiben. Intersubjektivität kennzeichnet eine Prozess-Sorte und darf nicht mit Objektivität verwechselt werden, wie P. Janich betont.

Bekanntlich wenden die empirischen Wissenschaften genau dieses Verfahren an und verwenden zur Verstetigung ihrer Ergebnisse Theorien, Methoden und Beobachtungsinstrumente der verschiedensten Art.

10. Die Frage, ob uns »die Wirklichkeit« zugänglich ist oder nicht, ist immer schon vor einer Antwort dadurch beantwortet, dass wir sie stellen. Jede Diskussion über Wirklichkeit setzt etwas als solches Erfahrenes und so Genanntes bzw. Beschriebenes. Irgendetwas ist uns in jeder Setzung zugänglich als die qua Setzung vollzogene Wirklichkeit, eben als Prozess.

Die Wirklichkeiten, mit denen *wir* als Wirklichkeiten umgehen, besitzen nicht einfach Objektivität. Sie gewinnen sie erst dadurch, dass sie für eine Gemeinschaft sprach- und handlungsfähiger Subjekte als ein und dasselbe Objekt gelten. Erfolgreiche bzw. akzeptierte Kohärenzprüfung garantiert den Wirklichkeitsstatus von Objekten im Handeln.

Was wir je nach Erfahrung und Denkfähigkeit als wirklich erfahren, ist eine Funktion des tätigen Zusammenwirkens von Leib, Kognition (mit den Attraktoren Denken, Fühlen, Bewerten und empraktisch auf Lebensrelevanz hin einschätzen), Kommunizieren und Handeln im



Voraussetzungszusammenhang der sprachlichen und soziokulturellen Kontextfaktoren.

Jeweilige Wirklichkeitserfahrungen werden, so meine Annahme, durch das Gelingen gemeinsamen Handelns konstituiert. Die Frage nach »Wirklichkeiten« sollte daher aus der *Vollzugsperspektive* von Aktanten bestimmt werden.

Die Rede von Erkenntnis und Wahrheit war und ist eng verbunden mit der Rede von *Erfahrung*. Im Duktus der hier vorgelegten Argumentation wird auch Erfahrung modelliert als ein konkreter Prozess: Ein Aktant macht in einer konkreten Situation eine Erfahrung²³ mit etwas, was er als Erfahrungsergebnis erfährt und nach dem Erleben sprachlich-begrifflich fassen kann. Mit anderen Worten: »Das Gegenüber einer Erkenntnis aus Erfahrung ist nicht Natur, sondern das eigene Handeln.« (P. Janich 2000:13) – Schon Novalis formulierte: »Wir wissen nur, insoweit wir machen.«

11. J. Mitterer hat vorgeschlagen, die Richtung des Denkens zu ändern und vom Objekt (verstanden als Beschreibungsergebnis) *auszugehen* statt sich auf Objekte zu *beziehen*.

Eine solche Richtungsänderung wird hier versucht. Die vorgeschlagene Prozessorientierung geht aus von Wirklichkeitserfahrungen im

23 »Erfahrungen lassen sich als *Widerfahrnisse* im Handeln bestimmen. Wer handelt, dem widerfährt das Ge- oder Misslingen sowie der Erfolg oder Misserfolg seiner Handlungen.« (Janich 2009:149)

Alltag wie in der Wissenschaft, und sie fragt danach, wie diese zustände kommen und sich auswirken und nicht danach, ob die Prozessresultate existieren und/oder wahr sind.

Für das wissenschaftliche Arbeiten ergeben sich aus diesem Ansatz folgende Konsequenzen:

- Die konsequente Berücksichtigung des Beobachters wird nicht als zusätzliches Theorem eingeführt, sondern liegt via Prozessorientierung jeglicher wissenschaftlichen Operation bereits zugrunde.
- Wissenschaftler und Wissenschaftlerinnen gehen nicht mit Objekten um, sondern mit Problemen, die sie mit denjenigen »Ge-Machtheiten« haben, von denen sie als Basiskonsens (sensu Mitterer) bzw. bisher akzeptierten Beschreibungen ausgehen. Diese Probleme sind, wie bereits gesagt, nicht naturgegeben bzw. von den Untersuchungsgegenständen bestimmt, sondern verdanken sich dem jeweiligen soziokulturell bestimmten Diskussions- und Wissensstand in einer Wissenschaftlergruppe bzw. in einer Disziplin.
- Die Problemlösung erfolgt nach Kriterien, die bereichsspezifisch erprobt sind bzw. zur Erprobung angeboten werden. Diese Kriterien werden in soziokulturellen Settings entwickelt, erprobt und bewährt, die durch akzeptiertes kollektives Wissen, kollektiv geübte Praxen und kollektiv akzeptierte Werte bestimmt sind. Insofern diese Bestimmungsgrößen über die jeweils handelnden Aktanten hinausreichen, beanspruchen wissenschaftliche Disziplinen zu Recht, transsubjektives und das heißt im Prinzip intersubjektivitätsfähiges Wissen zu erarbeiten – ein Anspruch, der aber die generelle Beobachtergebundenheit aller Wissensproduktion nicht aufhebt.
- Im Alltag wie in der Wissenschaft dient die Zuschreibung der Prädikatoren wirklich/unwirklich oder wahr/falsch als Regulativ der jeweils zu beurteilenden Aussagen bzw. Handlungen. Dieses Regulativ ist erforderlich, um mit der im Alltag wie in der Wissenschaft wirksamen Wahrheitserwartung umgehen, sie sozusagen bearbeiten zu können. Sie taugen nicht als ontologische Letztbeurteilungen.
- Alltägliche wie wissenschaftliche Prozesse sind eingebettet in konkrete Situationen und soziokulturell »gerahmt«. Mit anderen Worten: Sie orientieren sich an gesellschaftlichen und kulturellen Ordnungsmustern, die von den handelnden Aktanten als relevant angesehen und in den unterschiedlichen Setzungen in das eigene Handeln übernommen werden.

14. erfahren

»Nicht die Ontologie steht am Anfang, sondern die Erfahrung.«
(Humberto R. Maturana)

1. Die Debatte über ›Wirklichkeit‹ und ›Wissen‹ war in der Philosophie in aller Regel eng verbunden mit der Debatte über ›Erfahrung‹. Dabei ging es zum einen um die verschiedenen Arten von Erfahrungen, zum anderen um die Frage, ob wir durch Erfahrung verlässlich an »die Wirklichkeit« herankommen.

Bei meinen nachfolgenden Überlegungen zum Thema »Erfahrung« unterscheide ich zwischen *erfahren* als Handlung (= Erfahrungen-Machen) und *Erfahrung* als dem Erfolg des Erfahrungen-Machens. Diese Unterscheidung ist stilistisch manchmal schwer durchzuhalten, sollte aber »im Hinterkopf behalten« werden.

Ich spreche bewusst nicht von Erfahrungen, sondern vom Erfahrungen-Machen, um von vornherein die Beobachtungs-zentrierte Prozessorientierung fundierend zu berücksichtigen und damit zu verdeutlichen, dass es wenig Sinn macht, von »neutraler Erfahrung« zu sprechen.¹ Die Einheit des Erfahrungen-Machens ist eine praktische Einheit.

Erfahrungen-Machen kann bestimmt werden als konkretes handelndes »Sich-Einmischen« und darf nicht auf Wahrnehmung eingeengt werden (= J. Locke's folgenreiche Entscheidung). Erfahren kann beschrieben werden als ein Zusammenwirken von theoretischen Annahmen, Wissen, praktischen Handlungen und verbindlichen Traditionen bzw. bereits akzeptierten Rechtfertigungen oder als Zusammenspiel von konzeptionellen (Wissen und Gedächtnis), emotionalen und sensomotorischen Komponenten. Der sogenannte Realitätsbezug von Erfahrungen liegt dabei, wie N. Luhmann konstatiert, in den eigenen Operationen und nicht in der Repräsentation von Realitätsaspekten.

Wir erleben, so könnte man sagen, wo wir mit unseren Handlungen erfolgreich hinkommen oder auch nicht und was für uns daraus folgt.

Im oben erläuterten Sinne von *Voraussetzungen* von Operationen haben viele Autoren darauf verwiesen, dass Vererbung, Reifen und Lernen eine wichtige Rolle beim Erfahrungen-Machen spielen.

1 Noch bei A. Einstein – so Janich – besteht der Beobachter nur aus einem Messgerät, nicht aus einem nach Bedürfnissen und Zwecken handelnden Physiker. – Aber interessanter scheint mir zu sein, dass bereits die Berücksichtigung des Messgeräts eine realistische Ontologie unmöglich macht – man denke an Heisenbergs Unschärferelation.

2. Ebenso wenig wie wahrnehmen als Grund aller Erfahrung angesehen werden sollte, kann erfahren als Grund allen Wissens angesehen werden. Erfahrungen-Machen heißt, Tätigkeiten i. w. S. in begriffsfähiger Form erleben. Das heißt, es ist nicht plausibel, Erfahrungen-Machen von Sprache bzw. von Sprechen-Können zu trennen. Erfahrungen können in den verschiedensten Lebensbereichen gemacht werden, und zu ihrem Machen gehört (wie seit I. Kant geläufig) die Kenntnis von Strukturierungsroutinen bzw. Erfahrungsschemata, die in beschriebener, kommunizierbarer und damit in als kollektives Wissen unterstellbarer Form vorliegen und das Machen wie das Erkennen und Interpretieren von Erfahrungen allererst erlauben. Ohne solche Schemata, so könnte man sagen, wäre das Erfahrungen-Machen »blind«. Die Orientierungsleistungen, die solche Schemata bieten, machen Erfahrungen selbst der scheinbar privatesten Natur gesellschaftlich.²

Weil wir über beschriebene/beschreibbare Erfahrungsschemata verfügen, können wir – wie man sagt – Ergebnisse des Erfahrens teilen bzw. austauschen, obschon wir immer wieder erfahren, dass unsere Erfahrungen *unsere Erfahrungen* sind und bleiben, und dass ein Austauschen oder ein Teilen nur unter glücklichen Umständen gelingt, etwa dann, wenn sich Aktanten auf die gleichen Schemata beziehen und dies erfolgreich bei Handlungspartnern unterstellen.

Deshalb spielen in experimentellen Disziplinen technische Geräte eine so wichtige Rolle, weil das Erfahrung-Machen mit Hilfe von Apparaturen Erfahrungen erweitert, verstetigt und damit kommunizierbar macht.

3. Wir gehen von Erfahrungen im Alltag aus, die für uns unbestreitbar gegeben (= wirklich) sind, und fahren von dort aus mit dem intendierten oder auch nicht intendierten Erfahrungen-Machen fort. »Erfahrung«, formuliert H. von Foerster, »ist die Ursache, die Welt die Folge.« (1993: 46) Deshalb sind Erfahrungen für uns so eng verbunden mit *Erwartungen* an künftige Erfahrungen. Diese Verbindung wird von uns aus guten Gründen für bestimmte Zwecke hergestellt und je nach ihrer Verbindlichkeit beurteilt. Diese Beurteilung ist fragwürdig im Falle der Bauernregel »Abendrot Schönwetterbot«, sie ist stabil hinsichtlich der Erwartung, dass unser Haus auch morgen noch stehen wird, wenn nicht eine Katastrophe passiert. Je nach Situation entwickeln Gesellschaften Erwartungs-verheißende Instanzen mit höherer Verbindlichkeit wie wissenschaftliche Wetterdienste, verbindliche Fahrpläne oder statistische Prognosen, selbst wenn man weiß, dass auch sie fallibel sind.

2 Eben deshalb können Schriftsteller Erfahrungen so beschreiben, dass wir das Gefühl haben, dabei gewesen zu sein.

4. Erfahrungen werden von uns bekanntlich auch eng verbunden mit *Wissen*, wobei empirisches Wissen (meist bezeichnet als Erfahrungswissen) mit anderen geteiltes, also kollektives gesellschaftliches Wissen bildet, das aus gemeinsamer Praxis resultiert und künftige gemeinsame Praxis anleiten bzw. legitimieren soll.

Erfahrungen-Machen wird von uns weiterhin eng verbunden mit *Gefühlen*. Aus eigenem Erfahrung-Machen wissen wir, welche Arten des Erfahrens wir je nach emotionaler Besetzung suchen und welche wir meiden. Entsprechend dienen Gefühle der bewertenden Selektion des Erfahrens, wodurch auch so etwas wie eine bewertende Typisierung von Erfahrungssituationen zustande kommt. Es ist anzunehmen, dass dabei biographische wie kulturelle Faktoren eine Rolle spielen – »man« weiß, wie es einem in einer bestimmten Situation ergangen ist, und »man« weiß auch (= hat in der Sozialisation gelernt), wie es einem in dieser Situation ergehen soll(te).

Schließlich stellen wir auch Beziehungen her zwischen dem Erfahrung-Machen und *empraktischen* wie *moralischen Bewertungen*. Das heißt, wir fragen uns – wie bewusst oder routinisiert auch immer –, ob ein Erfahrung-Machen in der jeweiligen Situation von lebenspraktischer Relevanz ist, und ob wir es als gut oder böse, achtens- oder ächtenswert einschätzen (sollen), womit eine weitere sehr kulturspezifische Selektionsinstanz für das Erfahrungen-Machen wirksam wird.

Alle diese Faktoren wirken zusammen, wenn Erfahrungen aus Handlungsmöglichkeiten resultieren und weitere Handlungsmöglichkeiten eröffnen, gleich ob es sich um Selbsterfahrungen oder um Fremderfahrungen handelt. Daher sind Erfahrungen viel zu komplex, um aus Erfahrungsergebnissen Rückschlüsse auf irgendeine Art von objektiven Gegebenheiten zu ziehen. Das Erfahren und die Erfahrungen, heißt das, sagen etwas aus *über uns*, nicht über »die Wirklichkeit« – gerade weil wir Erfahrungen für wirklich halten bzw. als wirklich behandeln. Und dazu gibt es keine Alternative, auch wenn wir uns oft genug täuschen, Erfahrungen falsch beurteilen oder ungute Erfahrungen machen.

15. wissen

»wissen
ist kein ruhekissen
sondern eine peitsche
damit was weitergeht«
(*Elfriede Gerstl*)

1. Im Duktus der bisherigen Argumentation lautet die Startannahme: Wissen = Handlungskönnen. Wissen wird also nicht der Alltagsintuition folgend als sedimentierter Bestand im Gehirn¹ modelliert, sondern als Handeln, das Handeln anleitet. Als Wissen benennen wir das, was man zu tun imstande sein muss, um erfolgreich handeln, beschreiben, begründen usw. zu können. Oder mit anderen Worten: Wissen wird konzipiert als *Handlungsvermögen*.

Diese etwas holprige Einleitung verdankt sich wieder dem Umstand, dass man auch beim Wissen von der Handlung (wissen) und vom Handlungsresultat (Wissen) sprechen kann und spricht, und dass beide Perspektiven nicht immer deutlich voneinander unterschieden werden (können).

R. Glanville hat vorgeschlagen, statt von *Wissen* nur noch von *wissen* zu sprechen. Der Begriff ›Wissen‹ »(...) suggeriert eine vom ›Wissenden‹ unabhängige Existenz. Es kann jedoch kein Wissen ohne einen Wissenden geben. Deswegen bevorzuge ich das Verb ›wissen‹.« (2000:243)

Ich teile Glanvilles Überzeugung. Allerdings ist es stilistisch schwierig, seinen Vorschlag umzusetzen. Ich wähle als Hilfskonstruktion die Formulierung »etwas wissen«, die auch dem gelegentlich unvermeidbaren Gebrauch des Substantivs zugrunde liegt. Ein Ausdruck wie z. B. »kulturelles Wissen« sollte also übersetzt werden in »etwas wissen im Hinblick auf kulturelle Orientierungen«.

Von G. Vico stammt die Formulierung, dass ›wissen‹ gleichbedeutend ist mit ›machen können‹. Ich neige dazu, dieses Machenkönnen zu übersetzen in *Probleme lösen können*. Probleme sind immer Probleme von Aktanten. Und Problemlösungen können nur von Aktanten stammen. Das bedeutet zweierlei: (1) Wissen i. S. von Probleme-lösen-können beansprucht nicht eine objektive Wirklichkeitsabbildung. Wie erfolgreich das ist, was man weiß, zeigt sich erst im Prozess des Problemlösens. (2) Ich weiß etwas aufgrund der begrifflichen Formatierung von gelungenen eigenen Erfahrungen bzw. aus der Übernahme von bereits formulierten und für sinnvoll gehaltenen Erfahrungsberichten Anderer. Was

1 Zum Problembereich Wissen und Gedächtnis cf. die Beiträge in Schmidt (Hg.) (1991).

ich weiß, wird erst in der Kommunikation gesellschaftlich relevant. Und dass ich etwas weiß, setzt soziale Interaktion mit Anderen voraus und versetzt mich in die Lage, sozial erfolgreich zu handeln und zu kommunizieren.² Wissen hat also sowohl eine kognitive (individuelle) wie eine kommunikative (soziale) Komponente, die nicht voneinander getrennt werden sollten.

Grundsätzlich dürfte es sich (wie auch beim Lernen) empfehlen, zwischen dem Erwerb (oder der Herstellung) von Wissen (= Entstehung einer spezifischen kognitiv-emotionalen Kompetenz), der Reflexion auf das eigene Wissen (Selbstreferenz), der Beschreibung von Wissen bei Anderen (Fremdreferenz), der Anwendung von Wissen (Performanz) in Interaktionsprozessen und der Beschreibung der Erwerbsprozesse und Anwendungen unseres Wissens durch andere Beobachter (Fremdbeobachtung) sowie deren Bewertungsmöglichkeiten in verschiedenen Kontexten zu unterscheiden. Damit soll zugleich auf die bereichsspezifischen Besonderheiten aufmerksam gemacht werden, die die Herstellung, Darstellung, Anwendung, Reflexion und Beschreibung bzw. Bewertung von Wissen und dessen Anwendung bestimmen.³

In der Praxis werden verschiedene *Arten* von »Wissen« mit Bezeichnungen wie implizites, explizites, empirisches, ontologisches, enzyklopädisches, historisches, praktisches, theoretisches usw. Wissen voneinander unterschieden.⁴ Entscheidend ist dabei, welche Kriterien verwendet werden und vor allem welche Funktion die jeweils getroffene Unterscheidung erfüllen soll.

»Wissenskompetenz« qua Handlungsfähigkeit wird hergestellt und dargestellt, wobei wieder die Kenntnis von Typen oder Schemata von/ für etwas-wissen relevant sind, die in einer Gesellschaft kommunikativ beschrieben sind. Mit anderen Worten: Die Herstellung wie die Darstellung von »Wissen« ist gebunden an Sprache und Kommunikation, was wiederum auf die gesellschaftliche Prägung des »Wissens« verweist. Sprache und Kommunikation »objektivieren« (= verstetigen) in unserer Erfahrung Wissen.

Neben dieser gesellschaftlichen Prägung spielt die kulturelle Prägung von Wissen eine bedeutende Rolle. So hat etwa D. Pscheida (2008) deutlich gezeigt, dass das klassische Wissensmodell der typografischen Ära mit seiner Orientierung am Modus wahrer Erkenntnis seit der breiten globalen Nutzung des Internet in einen Modus von Erkenntnis als situativem Konsens übergeht, in der nicht länger universale Gültigkeit und

2 Diese Auffassung von »Wissen« hat von Glasersfeld in vielen Schriften vertreten, cf. etwa (1997).

3 Cf. dazu ausführlich Schmidt (2005).

4 Cf. dazu die Typologie in Teil I, Abschnitt 6, sowie Schmidt (2005: Kap. 3.5).

objektive Wahrheit die entscheidenden Kriterien sind, sondern Funktionalität, situative Anpasstheit und individuelle Produzierbarkeit wie Verfügbarkeit (Stichwort: Web 2.0).

2. Etwas wissen ist verbunden mit der *Wahrheitsvermutung* bzw. Wahrheitsüberzeugung. Man muss nicht nur wissen, dass man etwas weiß, sondern man muss auch für den Zeitraum des Einsatzes von »Wissen« im Sprechen und Handeln davon überzeugt sein, dass das, was man zu wissen glaubt, (*bona fide*) wahr ist.

Aus diesem Grunde sind Kategorien wie Verlässlichkeit und Begründbarkeit so wichtig für den Umgang mit Wissen. Man verlässt sich auf Wissensgarantien, die je nach dem Typ des Wissens anders ausfallen; und man verlässt sich auf Instanzen, die erfahrungsgemäß verlässliches Wissen liefern (können).⁵

Diese Aspekte spielen eine besondere Rolle bei dem, was ich als »kollektives Wissen« bezeichne. Dieses Wissen kann bestimmt werden als eine operative Fiktion, also als eine zwar kognitiv nicht direkt überprüfbare und dennoch wirksame Unterstellung: Aktanten unterstellen sich gegenseitig, dass sie in bestimmten Situationen in vergleichbarer Weise wissen also handeln können. Dabei geht es um Wissen, das für den sozialen Handlungserfolg von Aktanten relevant ist, also vor allem um Sprachverwendungswissen, Schemawissen für Handlungen und Kommunikationshandlungen, kulturelles Wissen hinsichtlich der Bewertung und Gewichtung von Handlungsergebnissen, ökologisches Wissen usw.

Kollektives Wissen, dessen Produzenten die individuellen Aktanten sind, wird vor allem in der Sozialisation eingeübt und erprobt und in gelingenden sozialen Interaktionen bestätigt bzw. korrigiert.

Was die Systemreferenz von Wissen betrifft, schließt N. Luhmann (1990), wie in Abschnitt 6 bereits erwähnt, kontraintuitiv die scheinbare Selbstverständlichkeit aus, Wissen auf Menschen oder auch nur auf Bewusstsein zuzurechnen, sondern behandelt Wissen in der Systemreferenz Gesellschaft, also gemäß der Logik seiner Systemtheorie in der Referenz Kommunikation (133). »Ohne unterstellbares Wissen keine Kommunikation. [...] Wissen muß, wie Sprachstrukturen, als Voraussetzung mitlaufen und kann thematisch nie voll in der Kommunikation expliziert werden.« (a. a. O.)

Diese Kontraintuition lässt sich meines Erachtens in der Theorie der Geschichten & Diskurse auflösen, wenn man zwischen Wissen und Trägerschaft einerseits, zwischen Wissen und Geltung andererseits unterscheidet. Die Geschichten- & Diskurs-Theorie betont, dass Kommu-

5 Eine Ausnahme bildet Wikipedia, das keine Wissensprivilegierten akzeptiert.

nikation nur durch Reflexivität, also durch den Bezug auf gegenseitig unterstelltes kollektives Wissen funktionieren kann (= kollektives Wissen als operative Fiktion), betont aber zugleich, dass dieses kollektive Wissen immer wieder neu in der jeweiligen Kommunikation von den beteiligten Aktanten erzeugt werden muss. Dabei steht außer Frage, dass die dabei ablaufenden kognitiven Operationen (Bewusstseinsprozesse) nicht identisch sind mit kommunikativen Operationen. Insofern kann Wissen meines Erachtens durchaus sowohl auf den Referenzbereich Kognition als auch auf den Referenzbereich Kommunikation *bezogen* werden, allerdings in unterschiedlicher Weise, die durch die Differenz Kompetenz/Performanz bzw. Herstellung/Darstellung beschrieben werden kann. In der Performanz, also in sozialen Konstellationen, wird Wissen zugeschrieben, wobei die jeweils relevanten Kriterien für die Geltung von Wissen, also kommunikative Kriterien angewandt werden. Dabei dürfte als allgemeinstes Kriterium »ausbleibender Widerspruch« gelten. Ein ähnliches Kriterium kann man auch für die kognitive Referenz von Wissen postulieren: Wir schreiben uns kognitiv Wissen bzw. Können zu, wenn wir selbst von dieser Zuschreibung überzeugt sind und uns deshalb getrauen, dieses Wissen kommunikativ zu performieren, also in Form von anschlussfähigen Beiträgen in Diskurse einzubringen bzw. als Interaktionsfähigkeit in Geschichten auszuprobieren.

Bei dieser Argumentation kann man bezüglich der Geltung von Wissen durchaus wieder mit Luhmann übereinstimmen, dass Wissen im sozialen Bereich als Wissen nur dann überzeugt, »[...] wenn man es für prinzipiell gleichgültig hält, wer es erkennt« (143) und so tut, als handle es sich bei Wissen »[...] um unverzerrtes, der Sache hingeebenes Erleben« (145) und nicht um Handeln. Nur muss dann deutlich unterschieden werden zwischen der sozialen Einschätzung von Wissen als »objektiv« und seiner zeitbedingten Herstellung (sensu Luhmann) in Kognition und Kommunikation.

3. Wissen ist »theoriegeladen« und »systemrelativ«; soll heißen: Wissen als begrifflich formatierte Erfahrung ist eingebunden in ein Netz begrifflicher Bestimmungen, mit denen die jeweilige Verbegrifflichung verbunden ist. Dabei müssen, wie R.B. Brandom betont, sowohl die Umstände als auch die Folgen des Begriffsgebrauchs berücksichtigt werden. (2001:89) Die Kennzeichnung der Systemrelativität verweist schlicht darauf, dass die Fähigkeit, etwas zu wissen, in einem Aktanten »verkörpert« zu denken ist. Und das gilt eben auch für sog. kollektives Wissen, das ein Aktant im Handlungsprozess zu performieren imstande sein muss.

Bei der Rede von Wissen, das – so die Redeweise – in technischen Systemen gespeichert ist, muss bedacht werden, dass dort streng genommen nicht Wissen gespeichert ist, sondern Informationen, die von

Aktanten kognitiv handelnd in systemrelatives Wissen transformiert werden können.

4. Die Frage, ob ich etwas weiß, kann nicht auf der Ebene des geglaubten Wissens entschieden werden, sondern nur auf den Ebenen Handlung und Kommunikation. Dort entscheidet sich der Handlungserfolg der Darstellung bzw. der Anwendung von geglaubtem Wissen. Dort wird dem vorgeblich Wissenden attestiert oder eben abgesprochen, dass er »tatsächlich etwas weiß«, wenn er den Praxistest oder den Begründungstest besteht – oder eben nicht.

Lernen, Wissen und Erfahrungmachen im Handeln und Kommunizieren sind komplementär (cf. dazu Schmidt 1998, 2005). Wir wissen, weil wir lernen, und wir lernen, weil wir wissen. Wissen lernen ereignet sich im Handeln, auf das wir uns reflexiv beziehen, um auf unsere eigene Veränderbarkeit gefasst zu sein/werden. Wissen, Handeln, Erfahrung und Können gehören intrinsisch zusammen.

Wissen als kulturell programmierte Disposition zur Orientierungs- und Problemlösungsperformanz dient als Erwartungsprofil für die Einschätzung von Lernanlässen wie von Lernergebnissen – man kann dadurch, schlicht gesagt, die Differenz vorher/nachher bestimmen.

Wenn man die Komplementarität von Erfahrung und Reflexion sowie von Handeln und Erkennen berücksichtigt, dann muss auch dem Wissen über die rationale Komponente hinaus eine emotionale, moralische und empraktische Komponente zugeordnet werden. Motivationen zum Wissenserwerb sind dann ebenso relevant wie implizite oder explizite Prognosen über seine Verwendbarkeit, wobei auch Gesichtspunkte von Anspruch, Macht und sozialer Distinktion (»kulturelles Kapital« im Sinne P. Bourdieus) eine Rolle spielen. Mit dieser Argumentation wird Wissen zum einen an die Produzenten von Wissen rückgebunden, zum anderen eingebettet in die kollektiven Sinnorientierungen in den Wirkungszusammenhängen von Wirklichkeitsmodellen & Kulturprogrammen⁶ sowie von Geschichten & Diskursen.

6 Die wichtigsten Bestimmungsstücke der Konzepte »Wirklichkeitsmodell« und »Kulturprogramm« stelle ich kurz zusammen. Wirklichkeitsmodelle sind Ordnungen von Erfahrungen aus/durch Erfahrungen über dem Mechanismus von Selbstreferentialität und Selbstorganisation. Ihre Funktionen lassen sich bestimmen als Herstellung von Wir-Normalität und Reproduktion der Gesellschaft. Wirklichkeitsmodelle systematisieren die Semantik von Ordnungsbezügen und leisten damit als operative Fiktionen die Orientierungsorientierung kognitiv autonomer Aktanten. Wirklichkeitsmodelle bewirken die Herstellung von pragmatischen Räumen im Sinne von Alltag.

Kulturprogramme lassen sich bestimmen als die Dynamik von Ordnungsbezügen, die in Wirklichkeitsmodellen semantisch fixiert sind. Als opera-

5. Bei der Rede über Wissen geht es grundsätzlich um die Frage, ob Wissen als erwerbbar, speicherbar und übertragbare *Ressource* oder als sozial folgenreicher kognitiver *Prozess* konzipiert wird. Eine Antwort auf diese Frage ist notwendig verbunden mit der vorausgesetzten Konzeption von *Gedächtnis*.

Modelliert man Wissen als speicherbare Ressource, dann ist damit eine Speicherkonzeption von Gedächtnis im Sinne von *storage & retrieval* impliziert. Modelliert man Wissen hingegen als einen spezifischen konkreten kognitiven Prozess, dann muss auch Gedächtnis – einschließlich dessen, was als »kulturelles Gedächtnis«⁷ bezeichnet wird – als eine spezifische Prozess-Sorte konzipiert werden. Erinnern wird dann explizierbar als eine kognitive Operation, in deren Verlauf – immer in der Gegenwart – unter Zuhilfenahme sozial verbindlicher narrativer Schemata Darstellungen erzeugt werden, die mit dem Prädikat »Vergangenheit« versehen werden.⁸ Nach dieser Konzeption wird Wissen nicht als gespeicherte Größe aus dem Gedächtnis abgerufen, sondern in der Situation der Inanspruchnahme prozessual erzeugt, wobei wir offenbar auf Erzeugungsroutinen in Gestalt von Dispositionen zurückgreifen können.

»Ich weiß« kann also übersetzt werden in: »Ich weiß, wie ich kognitiv das erzeuge, was in der Fremd- wie Selbstbeobachtung als ›Wissen‹ ausgezeichnet wird.«

»Dasselbe Wissen« kann daher nie identisch sein, zumal wenn man berücksichtigt, dass Denken, Fühlen und Werten einen Wirkungszusammenhang bilden, der sich ständig wandelt und von der jeweiligen Situation beeinflusst wird.

Wissen, heißt das, wird nur in Geschichten & Diskursen von Aktanten als Einheit der Differenz von Dispositionen und Performanzen realisiert.

Die Konstruktion von Wissen kann also nur in kognitiven Systemen als Prozess-Trägern erfolgen, das heißt, sie ist an Aktanten als kognitive *Träger* gebunden.⁹ Bei der Wissensproduktion werden allerdings in ent-

tive Fiktionen ermöglichen sie Orientierungsorientierungen durch Bezüge auf das Wirklichkeitsmodell. Kulturprogramme lassen sich kurz gesagt bestimmen als Programme zu Lösung überlebensrelevanter Probleme der Aktanten einer Gesellschaft in den fünf Dimensionen Umwelt, Menschenbild, Institutionalisierungen, Emotionen und moralische Orientierung.

Wirklichkeitsmodelle und Kulturprogramme bilden als Evolutionsprodukte einen Wirkungszusammenhang i. S. der Allgemeinen Systemtheorie.

7 Cf. dazu grundlegend Zierold (2006).

8 Cf. dazu Rusch 1987 sowie die Beiträge in Schmidt (Hg.) (1991).

9 Wie das folgende Zitat zeigt, muss kein Widerspruch zwischen Konzeptionen von Wissen als kognitivem oder als sozialem Phänomen bestehen: »[...] hier ist die Rede von einem sozialen Wissen, das in den Verhältnissen

scheidendem Maße soziokulturelle Muster und Schemata verwendet, was zu einer hinreichenden Vergleichbarkeit kognitiver Wissenskonstruktionen verschiedener Aktanten im jeweiligen soziokulturellen Kontext führt und damit auch die Möglichkeit kollektiven Wissenserwerbs, organisationalen Lernens oder Kompetenz erwerbender Unternehmen eröffnet.

Da die Art, wie wir wissen, und die Art, wie wir vom Wissen zu wissen glauben, auf unterschiedlichen phänomenalen Ebenen liegen, ist es erforderlich, ähnlich wie beim Lernen zwischen dem Vollzug von Wissen und seiner Beobachtung und Beschreibung analytisch genau zu differenzieren. Wissen ist in den meisten Fällen seiner Herstellung blind gegenüber den Kategorien seiner Herstellung wie seiner Darstellung. Wenn wir in der Reflexion Bezug auf unser eigenes Wissen nehmen, ist dieses immer schon hergestellt; und über die Art und Weise, wie wir dazu gelangt sind, können wir immer nur in Form einer (Wissensbasierten) Rekonstruktion Auskunft geben. Wir wissen von unserem Wissen erst, wenn wir »es haben«; und wenn wir zu wissen versuchen, was wir wissen, greifen wir immer schon auf eben dieses neu erworbene Wissen zurück.

Dasselbe gilt übrigens auch für *Können* als Ordnung der Herstellung von Ordnungen im Tätigkeitsbereich (*knowing-how*), die kollektiv bestätigt werden können. Auch Können und die Beobachtung von Können müssen analytisch sauber voneinander getrennt werden; denn auch Können ist, wie Lernen, ein Modellierungsinstrument zur Rationalisierung einer beobachteten Performanz.

6. In Bezug auf Wissen können also sechs wichtige Beschreibungsaspekte festgehalten werden:

- Konstruktivität: Wissen muss immer wieder neu hergestellt werden;
- Methodizität: die Herstellung von Wissen folgt (mehr oder weniger bewusst angewandten) methodischen Ordnungen¹⁰;
- Praktizität: Wissen ist anwendungsorientiert, seine Konstruktion kann gelingen oder misslingen, erfolgreich sein oder nicht;¹¹
- Expressivität: Wissen muss nicht nur hergestellt, sondern auch dar-

steckt und das nur in dem Ausmaß, in dem wir in ihnen stecken, zwangsläufig bekannt und unbekannt zugleich ist.« (Baecker 1998:10)

10 Dieser von Janich entwickelte Begriff sagt aus, dass im Reden wie im Handeln eine sinnvolle Reihenfolge eingehalten werden muss, soll der angestrebte Erfolg erreicht werden. Wir laufen erst an, und springen dann ab. Wir begrüßen vor dem Verabschieden, und die Bitte kommt vor dem Dank. (Janich 1997:116 ff, 2009:22 ff.)

11 Diese drei Bestimmungstücke übernehme ich von Janich; s. o. Teil I, Abschnitt 7.

gestellt werden; daher rührt die Angewiesenheit auf Sprache und Kommunikation, die Wissen kulturell prägen.

- Selbstreferentialität: Wissen misst sich an Wissen und an der Möglichkeit, wissend handeln zu können und das wiederum zum Gegenstand des Wissens zu machen.
- Sozialität: Wissen gilt immer in sozialen Situationen.

7. Wie schon in Teil I angemerkt, besteht ein komplexer Zusammenhang zwischen Wissen und Fragen als spezifischen Kommunikationsmanövern. Dabei können folgende Aspekte voneinander unterschieden werden.

- A fragt B nach etwas, was er nicht weiß. (Wie spät ist es?)
- A fragt B, um dessen Wissen in Frage zu stellen. (Bist Du Dir da sicher?)
- A fragt B, um ihn zu ärgern. (Und den Unsinn glaubst Du?)
- A fragt B, um ihn zu irritieren oder um seine Überlegenheit zu demonstrieren. (Ist Deine Argumentation nicht ganz unlogisch?)
- Fragen dienen der Eröffnung und Unterbrechung von Kommunikationsprozessen. (Unsere Frage lautet X bzw. spätestens hier müssen wir uns fragen, ob X)
- Fragen dienen dem Ausschluss und der Eingrenzung von Themen. (Können wir uns statt mit X mit Y beschäftigen?)
- Fragen können sein: Antworten auf Gegenfragen, Aufforderungen zu Fragen, Fragen nach Fragen usw.
- F.J. Czernin fragt: »gibt es fragen, die nur gestellt werden, um auf die frage zu antworten, ob sie gestellt werden können?«¹²

Fragen fungieren also zur Befriedigung von Neugier, zum Ausdruck von Zweifeln oder Bedenken, zur Irritation und zum Ärgern, zum Ausdruck von Überlegenheit usw., wobei immer Wissen vorausgesetzt, eingefordert, in Frage gestellt oder thematisch selektiert wird. Da im Prinzip alles in Frage gestellt werden kann, entwickeln sich in Diskursgemeinschaften bestimmte Regularien, die den Missbrauch des Fragens verhindern sollen. Hier kommt die enge Verbindung von Wissen und Wahrheitsvermutung ins Spiel. Wer in Frage stellt, was in einer Diskursgemeinschaft als wahr akzeptiert wird bzw. in der jeweiligen Situation nicht thematisch ist, stört und verletzt die Kommunikationsregeln.

Fraglich ist m. E., ob fragen nicht allein ein kommunikatives sondern auch ein kognitives Manöver sein kann. Ist die Redeweise »Ich frage mich, ob...« nur im Reden möglich? Dann läge hier eine Parallele zum Verstehen vor, wo die Aussage »ich verstehe« auch unplausibel ist.

Die Frage/das Fragen hat die Philosophen seit Sokrates beschäftigt. Von vielen wurde der Mensch bestimmt als derjenige, der fragen kann

und fragt. Und M. Heidegger verstieg sich gar zu der Formulierung, das Fragen sei »die Frömmigkeit des Denkens«. Da halte ich es lieber mit E. Jabès und seiner lapidaren (Kommunikations-bezogenen) Feststellung: »Die Frage bleibt unser stärkster Trumpf.« (1989:114)

Durch Fragen erwerben wir Wissen, und wir fragen, weil wir wissen.

¹² Czernin, aphorismen 1.2.11.15.

16. wahr

»Die ›Wahrheit lebt tatsächlich größtenteils vom Kredit. Unsere Gedanken und Überzeugungen ›gelten‹, solange ihnen nichts widerspricht, so wie Banknoten so lange gelten, als niemand ihre Annahme verweigert.«

(William James)

1. Wie ›Wirklichkeit‹ gehört auch ›Wahrheit‹ zu den zugleich unverzichtbaren wie semantisch vagen Begriffen. Und vergleichbar dem sogenannten und vorgeblich unvermeidbaren wie unverzichtbaren Alltagsrealismus gilt auch für Wahrheit die generelle Annahme eines Wahrheits*postulats* auf allen Ebenen gesellschaftlicher Interaktion. Niemand würde (zumindest öffentlich) bestreiten, dass für ihn Wahrheit eine wichtige Rolle spielt und dass die Unterscheidung zwischen Wahrheit und Irrtum unverzichtbar für die Aufrechterhaltung jeder Gesellschaft ist. Das Wahrheitsideal bzw. -postulat ermöglicht allererst menschliche Kooperation als Mittel zum Zweck.

Dabei spielt es im Alltag keine Rolle, dass es für ›Wahrheit‹ keine allgemein gültige Definition gibt – zumindest hat sich keines der zahlreichen philosophischen Definitionsangebote durchsetzen können; denn im Alltagshandeln geht es nie um »die Wahrheit«, sondern darum, ob Etwas i. w. S. für wahr oder nicht für wahr gehalten wird. Das heißt, die Attribution des Wahrheitsprädikats ist eingebunden in menschliche Praxen im Hinblick auf deren Gelingen oder Mislingen, auf Erfolg oder Misserfolg, die stets eine emotionale wie eine moralische Dimension aufweisen.

2. Auch im Falle der Wahrheit scheinen Philosophen sich unlösbare Probleme dadurch eingehandelt zu haben, dass sie das Attribut »wahr« substantiviert haben und sich damit in die Pflicht nahmen, einen Referenten für den Ausdruck »Wahrheit« zu finden. Geht man dagegen vom Alltagshandeln aus, dann kann man eine Fülle von praktizierten Verwendungsweisen für das Adjektiv ›wahr‹ sowie eine ganze Reihe äquivalent funktionierender Bezeichnungen wie ›richtig‹, ›gültig‹, ›zutreffend‹ usw. finden. Hinzu kommt, dass es so viele verschiedene Typen von Wahrheit oder Geltung gibt, wie es Sprechtypen gibt.¹ Dabei ist es immer praktisch wichtig herauszufinden, wer in welcher Situation und in welchem gesellschaftlichen Handlungszusammenhang nach wahr/falsch fragt und wem diese Frage nützt. Machtaspekte spielen dabei in aller Regel eine wichtige Rolle.

1 So Janich (2009:34).

Richter z.B. fragen Angeklagte im Orientierungsrahmen einer ganz anderen Semantik nach Wahrheit als Eltern, die ihre Kinder beim (vermeintlichen) Lügen ertappen, als Journalisten, die ihre Informanten prüfend nach der Verlässlichkeit ihrer Auskünfte befragen, oder als Politiker, die öffentlich erklären, die gegen sie erhobenen Vorwürfe seien nicht wahr. Kurzum: die Frage nach wahr/falsch ist ein praktisch unverzichtbares Instrument zur Beurteilung menschlicher Kommunikation und zur Einschätzung der im Kommunikationsprozess ermittelten Möglichkeiten von passenden Anschlusskommunikationen. Ist man überzeugt, dass die Antwort des Befragten *rebus sic stantibus* wahr ist, endet die Befragung – und zwar zu Recht und emotional befriedigend.

Mit der Frage nach wahr/falsch ist immer ein *Aufforderungscharakter* verbunden. Die Frage wird bei Dissens oder aufgrund begründeter Vermutung gestellt und verlangt dem Befragten ab, sich zu rechtfertigen, Geltungsansprüche argumentativ einzulösen, erfolgreiche Handlungen durchzuführen usw.² Erfolgreiches Handeln wird damit zum Definiens von Wahrheit (= für wahr gehalten werden) im praktischen wie im kommunikativen Bereich. Dabei können – wie P. Janich ausgeführt hat – Wahrheiten durch Sprachregelung, als Handlungsfolgenwissen oder aus Erfahrung bestimmt werden. »Externe Wahrmacher« wie Wirklichkeiten oder Tatsachen bleiben überflüssig, »(...) weil das Spiel des Sprechens und Handelns (...) auf sich selbst bezogen bleibt.« (2001:158)

Wahrheit ist stets mit einem (zumindest impliziten) Zeitindex versehen: Die Aussage p gilt zu Recht als wahr, wenn p mit unserem gegenwärtig nicht infrage gestellten Wissen übereinstimmt, und Wahrheit bezieht sich auf sozial unterschiedliches Wissen und Regeln der Attribution des Prädikats »wahr«: p ist wahr für Alle, die sich in ihren jeweiligen Geschichten und Diskursen auf dasselbe Wissen beziehen und diesen Bezug auch bei allen Anderen unterstellen. Mit anderen Worten, Wahrheit wird als *funktionierende Reflexivität der Wissensbewertung* im Diskurs *vollzogen*. Auch hier könnte man sagen: »Die Wahrheit« gibt es nicht, aber wir brauchen Wahrheitszuschreibungen als unverzichtbares Diskursregulativ zur Eröffnung, zur Durchführung und zum friedlichen Abschluss unserer Kommunikationsprozesse.

3. Die Unterscheidung wahr/falsch spielt nicht nur im Alltag eine emotional und moralisch hochgradig besetzte zentrale Rolle, sondern auch im wissenschaftlichen Handeln. Und auch dort erfüllt sie die Funktion eines *Regulativs* des Handelns und Kommunizierens. Deshalb ist es unplausibel, einen fundamentalen Unterschied zwischen dem Wahr-

2 »Ob eine Aussage wahr oder falsch ist, kann nur relativ zum Zweck der Handlung ihrer Überprüfung festgestellt werden.« (Janich 2001:188)

heitsproblem im Alltag und in der Wissenschaft oder der Philosophie zu postulieren; denn in allen Fällen geht es darum, ob im Konflikt- oder Dissensfall eine Aussage für wahr oder falsch gehalten wird, was von den Kriterien abhängt, die Aktanten qua Beobachter mit jeweils guten aber nicht objektiven Gründen eingeführt haben und im Gelingensfall beibehalten.

4. Die bisher angestellten Überlegungen machen es plausibel, dass im Wahrheitsdiskurs ein bestimmtes Cluster von Begriffen eine zentrale Rolle spielt, das Begriffe umfasst wie Aufrichtigkeit, Wahrhaftigkeit, Gültigkeit, Glaubwürdigkeit, Verlässlichkeit, Nützlichkeit, Kohärenz oder Konsens. Diese Begriffe – unter denen die ersten fünf genannten moralische Begriffe sind – können nicht aufeinander reduziert werden, weil sie in wechselnden Handlungs- und Kommunikationssituationen unterschiedliche pragmatische Aufgaben übernehmen. Sie regulieren unterschiedliche Prozesse in unterschiedlichen Bereichen. So hat etwa P. Finke (cf. Abschnitt 9) darauf verwiesen, dass Wahrheit als regulatives Prinzip kulturell entstanden ist und Wissenschaft und Philosophie allererst ermöglicht hat, indem durch Anwendung dieses regulativen Prinzips die Produktion neuen Wissens aus alten Bestandteilen im Sinne eines kohärenten Gleichgewichtssystems möglich wurde.

5. Wenn, wie hier vorgeschlagen, die Anwendung des Wahrheitsprädikates konsequent prozessualisiert wird (A hält p für wahr in der Situation S aus den Gründen G bis X), dann werden dualistisch angesetzte Modelle von Wahrheit als Übereinstimmung mit der Realität vermieden. Die Rede von »Wahrheit« wird ersetzt durch eine Vielzahl verschiedener Redeweisen wie wahr-machen, für-wahr-halten, als-wahr-nachweisen, als-wahr-voraussetzen, sich-als-wahr-herausstellen usw. C.F. von Weizsäcker hat dafür folgende Formulierung gefunden: »Ein pragmatischer Wahrheitsbegriff kann die Prädikate ›richtig‹ oder ›falsch‹ nur ganzen Handlungsweisen zuschreiben.« (1980:152)

Dabei gilt erfolgreiches Handeln als Bestimmungsgröße für die Zuerteilung des Prädikats »wahr«. Diese Zuerteilung stabilisiert Handlungen und Kommunikationen durch Bezug auf geglaubtes Wissen. Insofern sind gewusstes und geglaubtes Wissen und der Umgang mit dem Prädikat ›wahr‹ nicht voneinander zu trennen.

6. Wahrheit, so kann man vielleicht abschließend formulieren, sollte nicht bestimmt werden als eine (wie auch immer objektive) *Bezugsgröße* bzw. Beziehungsqualität zwischen Aussagen (i. S. von Propositionen) und Tatsachen jenseits der Sprache und unabhängig von Beobachtern, sondern als wirksames soziales Regulativ in Prozess-Systemen, das Koordinationsaufgaben zu lösen und deren Handlungserfolg zu beurteilen

erlaubt. Wahrheit kann bestimmt werden als Resultat eines Attributionsprozesses, das alle am Attributionsprozess Beteiligten zur Zustimmung aber auch zur Begründung verpflichtet und nicht etwa eine frei wählbare Attitüde, die individuell wählbar und abwählbar ist.

Wahrheit als Produkt von Attributionsprozessen in Geschichten und Diskursen invisibilisiert die Kontingenz alles Gewussten und dient als Argumentationsunterbrecher durch die Legitimität der Bezugnahme auf den Status quo als gemeinsam unterstelltes Wissen. Zugleich gilt, dass nach Beendigung der Argumentation zu jeder Zeit eine Wiederaufnahme der Wahrheitsbegründung eingefordert werden kann, die in der Regel von den Kommunikationspartnern nicht verweigert werden darf. Mit anderen Worten, das ernsthafte In-Frage-Stellen gehört zur Würde von Wahrheitsdiskursen, es bildet gewissermaßen deren Moral.

Wahrheit als Strategie kontingenter aber situationspezifisch durchaus plausibler und akzeptabler Kontingenzbearbeitung integriert kognitive, affektive und moralische Aspekte. Unbefragt akzeptiertes Wissen erlaubt kognitives wie kommunikatives Operieren, das eine positive Lust-Unlust-Äquilibrierung (im Sinne von L. Ciompi) ermöglicht. Über wahres Wissen zu verfügen, ist emotional befriedigend. Im Alltag – abgesehen von speziellen Kommunikationsformen wie Humor oder Werbung – *im Prinzip* immer die Wahrheit zu sagen, gehört zu den (wie auch immer kontrafaktischen) moralischen Erwartungen an jeden Aktanten – Notlügen sind das Äußerste an entschuldbarem Zuwiderhandeln. Und besonders Wissenschaftler stehen unter dem hohen moralischen Anspruch, wahres Wissen und nur solches zu erzeugen und zu verbreiten, wollen sie nicht ihre Reputation verlieren. Umgekehrt beziehen sie aus der Erfüllung dieser Erwartung zugleich kognitive und emotionale Befriedigung.

Würde die Wissenschaft Wahrheitssuche im Sinne einer Suche nach Beobachter-unabhängigen (objektiven) Fakten anstreben, würde sie sich wohl selbst aufheben.

17. handeln

»handeln: sich das meiste von dem, was man wahrnehmen könnte, entgehen lassen müssen.«

(Franz Josef Czernin)

1. Auch in diesem Abschnitt sollen wieder Lehren aus den kurzen einschlägigen Literaturberichten in Teil I gezogen und die Argumentation in eine prozessorientierte Perspektive gebracht werden.

Beginnen wir mit der Bestimmung von ›Handeln‹, die P. Janich kürzlich vorgelegt hat:

»Nur wo uns von anderen Menschen Handlungen als Verdienst oder Verschulden zugerechnet werden, ist es angemessen zu sagen: Handlungen können unterlassen werden; zu Handlungen kann sinnvoll aufgefordert werden; Handlungen können gelingen und misslingen, das heißt richtig oder falsch vollzogen werden; Handlungen können erfolgreich oder erfolglos sein, das heißt ihren Zweck erreichen oder verfehlen. Alle diese Bestimmungen treffen nicht auf das bloße Verhalten zu, sehr wohl aber alle auf das Sprechen. Deshalb ist auch unser Sprechen ein Handeln.« (2009:19)

Handlungen sind von Menschen vollzogene *konkrete Prozesse*, die in konkreten Situationen eingebettet sind. Handlungen bilden in ihrem vom Aktanten als sinnvoll wahrgenommenen bzw. empfundenen Zusammenhang dessen Geschichten (sensu Schmidt 2003), die als Handlungssysteme modelliert werden können.

Aktanten handeln im Alltag in Gemeinschaft mit anderen Aktanten, woraus sich sittliche und rechtliche Verpflichtungen ergeben. Handlungen werden Aktanten zugerechnet, und man erwartet, dass Aktanten die Verantwortung für ihre Handlungen übernehmen, soweit diese absehbar und die Übernahme der Verantwortung zumutbar und machbar ist.

Durch seine Bindung an den für alle konkreten Prozesse grundlegenden Mechanismus von Setzung und Voraussetzung ist alles Handeln »verstrickt« in den komplementären Zusammenhang von Selektion und Kontingenz: Wir tun dieses und nicht etwas anderes, und wir tun es auf diese Weise, obwohl auch eine andere denkbar gewesen wäre. Die Kontingenz unseres Handelns wird »bearbeitet« durch *Schematisierung*, die einzelne Ereignisse einem bestimmten Handlungstyp zuordnet. Handlungstypen stehen uns im Rahmen des Kulturprogramms zur Verfügung. Wie bei allen Sinnorientierungen nehmen wir auch bezüglich von Handlungstypen an, dass wir ihre Kenntnis mit anderen teilen.

Streng genommen können wir keine Handlungen beobachten, sondern immer nur Ereignis- oder Geschehensfolgen von Aktanten in Geschichten und Diskursen, die wir als Beobachter unter einen bestimmten Handlungstyp subsumieren, also *als eine bestimmte* Handlung synthetisieren. Was immer wir mit diesen Begriffen des Handelns belegen, resultiert also aus unseren Unterscheidungen; also muss ›Handeln‹ als *Beobachterkategorie* behandelt werden. Handeln wird jemand zugeschrieben, sei es in Form von Selbst- oder von Fremdzuschreibungen. Und diese Zuschreibung hat einen Sinn und eine Funktion, sie ist erwünscht oder unerwünscht, akzeptabel oder inakzeptabel. Sie steht im Zusammenhang von Lob und Tadel, Anerkennung oder Ablehnung, Belohnung oder Bestrafung usw.

Daneben gibt es auch eine Selbstzuschreibung von Handlungen, die eng mit der Intention bzw. Motivation des Handelnden verbunden ist. Doch erst wenn diese Selbstzuschreibung auf der Ebene von Kommunikation von anderen als Fremdzuschreibung realisiert wird, ist von Handlung die Rede.

Handlungen werden – wie oben bereits gesagt – im Rahmen von Handlungsschemata vollzogen, die als sprachlich beschriebenes kollektives Wissen die Durchführung, das Erkennen und Bewerten von Handlungen erlauben. Daraus folgt, dass Handlungen und Kommunikation nicht voneinander getrennt werden können.¹ Handeln wird durch Denken und Reden organisiert.

D. Baecker hat mit Nachdruck empfohlen, »(...) den kommunikativen Anteil an der Konstitution und Konstruktion von Handlungen in Rechnung zu stellen. Diese Eigenschaft ist die geradezu zwangsläufige Ambivalenz sozialen Handelns. Jede Handlung ist das Produkt einer Zuschreibung, einer Attribution, die die Möglichkeit anderer Zuschreibungen zur Vernetzung der Handlung im Raum kommunikativer Möglichkeiten mitführen muss und immer mindestens die Möglichkeit hat, die Selektion einer Handlung entweder einer Person oder der Situation, in der diese Person steckt, zuzurechnen.« (2005:39)

Handlungsschemata als sinnstiftende Schemata stellen für die Aktanten bereits eine Verbindung von Motiv, Ziel und Verwirklichungsstrategien dar, die die sozial handlungsmächtigen Aktanten kennen und beherrschen, bevor sie zu handeln beginnen. Aktanten wissen, wie man durch welchen Handlungstyp welche Klasse von Problemen nach aller bisherigen Erfahrung am akzeptabelsten löst. Deshalb kann die Entscheidung für einen bestimmten Handlungstyp sowohl hochgradig

1 Um diesen reziproken Zusammenhang zwischen Handlung und Kommunikation auch terminologisch zum Ausdruck zu bringen, habe ich vorgeschlagen, von Handlungskommunikationen und Kommunikationshandlungen zu sprechen. (Schmidt 2003: Kap. 6 und 7)

routinisiert als auch bewusst argumentierend erfolgen. In beiden Fällen sind Absichten und Intentionen wirksam, selbst wenn sich die Aktanten dessen gar nicht explizit bewusst sind bzw. bewusst sein müssen.

Auf jeden Fall gilt: Kein Handeln ohne Wissen, kein Wissen ohne Handeln. Das Soziale des Handelns liegt nicht im subjektiven Handlungssinn, sondern in kollektiv wirksamen Wissensregulatorien unterschiedlicher Art, von denen *Konventionen*² i. S. von Erwartungs-Erwartungen bzw. kollektivem Wissen eine besondere Bedeutung zukommt.

Diese Überlegungen hat H. Feilke an einem einfachen Beispiel gut veranschaulicht, nämlich am Beispiel des Sitzens. Kleinkinder bilden erst in einem mühsamen Prozess die Fähigkeit aus, sich ohne Hilfe zu setzen. Von den physikalischen wie von den physiologischen Voraussetzungen des Leibes her gibt es kaum praktisch determinierende Festlegungen, wie man sich hinsetzt. Vielmehr sind das Sichhinsetzen und das Sitzen in unterschiedlichen Kulturen ganz verschieden konventionell festgelegt, bewertet und ökologisch geprägt: Man sitzt auf den Knien, auf den Füßen, auf dem Gesäß; man sitzt auf dem Boden oder auf Stühlen usw. Die konventionell festgelegten Möglichkeiten sind also hochgradig selektiv. Entsprechend haben sich bei sozialisierten Aktanten »(...) spezifische ökologisch geprägte Handlungsprogramme ausgebildet, die perzeptive, apperzeptive und motorische Kompetenzen zusammenfassen (...). Dazu gehört auch das Wissen um die normativen Aspekte, also die Frage, wann man wo wie sitzen darf bzw. nicht darf.« (1994:62) Mit anderen Worten: Der Einzelhandlung kommt nur als pragmatisch bestätigtem Handlungsschema ein ökologischer Sinn zu. »Im Hintergrund der Einzelhandlung steht das sie ermöglichende Handlungsschema« (65).

In Bezug auf *Handlungsschemata* lassen sich folgende Aspekte voneinander unterscheiden:

- Mit den Handlungsschemata sind, wie üblich, kognitive, affektive und moralische Aspekte sowie empirische Einschätzungen verbunden, die – wie immer bei Schemata – unterschiedlich bewusst sein können. Darum ist die Entscheidung darüber, welche Bedeutung eine Handlung für den Aktanten hat, keine Frage des jeweiligen Bewusstseins oder subjektiver Empfindungen und Einschätzungen, sondern eine Frage der *Einschätzung eines kulturellen Musters* durch die am Handlungsprozess beteiligten Aktanten (= Handelnde und Beobachter), das nicht durch willkürliche Interpretationen verändert werden kann.
- Handlungsschemata sind – entsprechend ihrer sozialen Funktion bzw. Wichtigkeit in Gesellschaften – unterschiedlich stark geregelt. Es gibt solche, die sozusagen bis auf Punkt und Komma vorgeschrie-

2 Zum Thema Konventionen sind nach wie vor die Überlegungen von Lewis (1975) wichtig.

ben sind, etwa bei bestimmten kirchlichen Riten oder bei gesetzlich vorgeschriebenen Handlungen wie Eheschließungen oder Gerichtsverhandlungen. Daneben gibt es andere, die zum Teil weitgehend variiert werden können (wie etwa Geburtstagsfeiern) oder solche, die nur für bestimmte Amtspersonen gelten (etwa die Amtseinführung eines Bundeskanzlers).

- Handeln ist stets abhängig von Sinnzusammenhängen. Man handelt in Bezug auf einen bestimmten Handlungssinn, und dieser Handlungssinn kann erwartet und gewusst, kann erfüllt und auch verfehlt werden. Der handelnde Aktant muss sich im Moment des Handelns nicht etwa dessen bewusst sein, dass er einem Schema folgt oder in Bezug auf einen bestimmten Sinn handelt. Allerdings muss er bei Nachfrage in der Lage sein, sich diese Zusammenhänge bewusst zu machen oder zu artikulieren. Denn sonst müsste man davon ausgehen, dass man bewusstlos handelt oder für seine Handlungen nicht verantwortlich gemacht werden kann. Das aber würde wiederum die Eingangsbedingung verletzen, dass man Handeln tun oder unterlassen kann und dass man im Hinblick auf Zwecke handelt. Damit aber ist Handeln auf Wissensstrukturen und auf kulturelle Zusammenhänge ausgerichtet. Den vollen und genauen Sinn einer Handlung erfasst man nur im Zusammenhang des kulturellen Wissens einer bestimmten Gesellschaft (etwa religiöse Handlungen). Darum ist es schwierig, in einer anderen Kultur angemessen zu handeln, weil man nicht nur die andere Sprache lernen muss, sondern immer auch die kulturelle Prägung der Erwartungen an bestimmte Handlungen (wie z.B. Begrüßungsformen, Tischsitten oder Kontaktabstimmung zwischen Männern und Frauen).
- Handlungen können für den Handelnden und für den Beobachter unterschiedliche Bedeutungen haben. Der Unterschied ergibt sich aus den verschiedenen Einbettungen der Handlung in Sinnbezüge und in Anschlussoperationen. Insofern kann dem, was als Handlung ausgeführt und was als Handlung beobachtet wird, eine je eigene Logik zugesprochen werden. Handlungen können demgemäß als »semantische Größen« (sensu U. Laucken 1998) betrachtet werden, von denen ganz verschiedene »Verweisungslinien« ausgehen. Sie verändern semantische Zustände, an die andere Aktanten wie der Handelnde selbst mit weiteren Handlungen anschließen können, womit sich die Strukturierung eines zeitlichen Zusammenhangs ergibt, der wiederum für die Interpretation von Handlungen herangezogen wird.
- Damit kommen wir zur letzten definitorischen Bestimmung: *Handeln setzt Situationen*. Ohne Handlung gibt es streng genommen keine Situationen, die man beobachten könnte (typischerweise werden ja in den Naturwissenschaften nicht »Situationen« beobachtet, sondern Naturereignisse). Diese Konstitution von Situationen bindet das

Handeln durch Bezugnahme an ganz bestimmte konkrete Umgebungen, an Orte, an Zeiten, an Handlungspartner oder an solche, die sich in irgendeiner Weise auf die Handlungssituation beziehen. Und alle diese Faktoren üben – wie noch zu zeigen sein wird – Einfluss auf das Handeln aus.

2. Im Unterschied zur Tradition, die sich in erster Linie auf rationales Handeln konzentriert hat, ist auf die *Vielfalt* von Handlungstypen zu verweisen (cf. Teil I). Zwar ist die Unterscheidung von sprachlichem und nicht-sprachlichem Handeln besonders wichtig und auffällig; aber darüber dürfen die vielfältigen Varianten innerhalb dieser beiden Handlungstypen nicht übersehen werden, also z. B. expressives und imitierendes, spielerisches, theatralisches oder zwanghaftes Handeln.

3. Eine wichtige Rolle in der Handlungsdiskussion hat – seit M. Weber – stets die Frage nach der *Intentionalität*³ gespielt. Vielleicht gelingt eine Auflösung dieser Frage durch zwei kleine Manöver: (1) Es erscheint mir sinnvoll anzunehmen, dass Handeln nach Handlungsmotiven erfolgt. Das erscheint deshalb als sinnvoll, weil Aktanten wohl nur dann einen Prozess in Gang setzen, wenn sie irgendetwas in einer Situation verändern, aufrechterhalten oder bestärken wollen. Die Beurteilung einer Handlung nach Erfolg oder Misserfolg ist nur vor der Folie des Unterschieds Zielsetzung/Zielerreichung nachvollziehbar. (2) Die Zwecksetzung einer Handlung muss nicht – zumindest nicht in vollem Umfang – vor Handlungsbeginn erfolgt bzw. gar festgelegt sein. Die Konkretisierung der Zwecksetzung kann auch erst im Handlungsprozess erfolgen – sozusagen *as we walk along*.

Beobachter einer Handlung fragen vor allem nach der Handlungsintention, um ihre Beobachtungen in ihre eigenen Handlungsschemata und -erwartungen einordnen zu können. Dem Handelnden geht es dagegen um eine erfolgreiche Bewältigung von Problemen in Situationen, die mit vorgefassten, in der Handlung selbst bewusst werdenden oder nachträglich konstruierten Intentionen durchgeführt bzw. verknüpft werden können. Für den Handelnden geht es beim Handeln um das Bewirken von Wirkungen, für den Beobachter, der auf Verstehen aus ist, geht es darum, das Attributionsschema herauszufinden, in dem das beobachtbare Handeln eines Aktanten für ihn als Beobachter Sinn macht.

4. Nimmt man an, dass Handlungen als *tokens* von *types* (sensu K.L. Pike 1967⁴) in sozialen Settings vollzogen werden, dann bekommt die Frage nach Intentionalität und Handlungsrationalität eine andere

3 Zum Thema Intention cf. die Beiträge in Meggle (Hg.) (1979).

4 Zu Pikes Sprachtheorie cf. Schmidt (1968).

Optik. Anders als bei Verhalten und Tun, die als ungeplante bzw. ungewollte Aktivitäten ablaufen (man zieht die Hand automatisch von der heißen Herdplatte zurück), handelt man – so meine Hypothese – in Geschichten und Diskursen *nicht ohne gute Gründe*, die sich aus bisherigen Erfahrungen und Wissenskonstruktionen in Geschichten und Diskursen für den einzelnen Aktanten herausgebildet haben. Handlungen werden nicht durch natürliche Ursachen, also kausal erklärt (wie Verhalten), sondern aus den bisher gemachten und aus den Handlungsschemata erwartbaren Erfahrungen, die die Erwartungen an die jetzt zu unternehmende Handlung der Aktanten orientieren. Diese Orientierungen leiten die Koordination von Tun und/oder Verhaltensschritten, die Beobachter als Vollziehen einer Handlung beobachtend interpretieren. Handeln sollte also meines Erachtens nicht allein in Schemata von Rationalität, Kausalität, strategischem Problemlösen, Intentionalität oder Motivationsverwirklichung beschrieben oder erklärt werden, obwohl diese Momente eine wichtige Rolle spielen. Es kommt vielmehr auf den Grad der Routinisierung von Handeln sowie auf den jeweiligen sozialen Zusammenhang an, welches dieser Momente in welchem Grad, in welcher Bewusstseinsfähigkeit und Bewusstseinspflichtigkeit sowie in welcher Beobachtbarkeit eine Rolle spielt.

5. Im Bezug auf Handlungen sollte zwischen Handlungsergebnissen und Handlungskonsequenzen⁵ unterschieden werden. Dabei gilt: Resultate werden intendiert, Konsequenzen stellen sich unintendiert ein – man geht Brötchen kaufen und macht dabei die Bekanntschaft seines Lebens. Nicht intendierte Handlungskonsequenzen schaffen emergente Situationen, die in besonderer Weise bearbeitet werden müssen – ein Problem, was Soziologen von T. Parsons über J. Habermas bis A. Giddens intensiv beschäftigt hat.

Mit der Unterscheidung von Handlungsergebnissen und -konsequenzen eng verbunden ist die Frage nach der Verantwortlichkeit bzw. Verantwortung. In der Selbstzuschreibung von Handlungen im Bewusstsein sind Konsequenzen nicht intendiert und werden nicht als verantwortungspflichtig eingeschätzt. (Man bietet einem als bedürftig eingeschätzten Menschen ein Geschenk an, aber dieser weist es als Beleidigung zurück.) In der Fremdzuschreibung dagegen werden Aktanten sowohl für Resultate als auch für Konsequenzen verantwortlich gemacht. (Man hat ein Auto überholen wollen, schätzt die Überholstrecke falsch ein und kollidiert mit einem entgegenkommenden Wagen. Man kommt für den unintendierten aber selbst verschuldeten Unfall vor Gericht.)

5 Zum Vergleich: Janich unterscheidet am Handlungsergebnis zwischen Gelingen und Misslingen, an der Handlungskonsequenz zwischen Erfolg und Misserfolg.

Entsprechend muss die Verantwortlichkeitsfrage ausdifferenziert werden je nachdem, ob man ein herbeigeführtes Ereignis als handlungsbedingt, verhaltensbedingt oder erlebnisbedingt einstuft, und das heißt, es entweder auf Aktanten oder auf äußere Bedingungen zurechnet.⁶

6. Generell erscheint es plausibel, Wahrnehmen, Erkennen und Sprechen als Typen/Formen des Handelns zu beschreiben, die gelingen und misslingen, erfolgreich und erfolglos sein können. Der Vorteil dieser Beschreibung liegt darin, dass bei dieser Beschreibung die Bindung solcher Prozesse an den *Leib* des Aktanten sowie an die Situation deutlich wird, die sonst leicht übersehen wird. Neben dieser Betonung der Performanz wird dann auch der zweite wichtige Aspekt, nämlich die *Sinnorientierung* berücksichtigt. Handeln jeder Art ist auf begrifflich bestimmbar (also kommunikativ »hergestellten«) Sinn orientiert und wird erst dadurch zu menschlichem Handeln in einer sozialen und kulturellen Gemeinschaft. Erst in diesem sozialen Einbettungssetting können Motivationen entwickelt, Zielsetzungen artikuliert und Erfolge bzw. Misserfolge nicht nur festgestellt, sondern auch moralisch bewertet und empirisch eingeschätzt werden.

In der Prozessperspektive wird auch und gerade Beobachten als zeitabhängige Asymmetrisierungsoperation beobachtet, die in Geschichten- & Diskurs-Zusammenhänge eingebettet ist und ein operierendes System erfordert. In dieser Perspektive erscheint Beobachten als Handlung, und zwar in dem Sinne, dass Unterscheidungen von Aktanten zu bestimmten Zwecken gemacht werden, etwas erreichen wollen und tatsächlich etwas bewirken. Sie sind motivierte Unterscheidungen in Unterscheidungsgeschichten mit Vor- und Nachgeschichten, die wiederum in Diskurse eingebettet sind bzw. zu Anschlussprozessen in Diskursen führen.

7. Die Zielrichtung dieser Argumentation geht – mit Blick auf die Wirklichkeitsdebatte – klar und bewusst dahin, beim Nachdenken nicht mit dem »ist«, sondern mit dem »tut« zu beginnen. Gewissheit besitzen wir – intuitiv oder reflexiv – bezüglich unserer Handlungen und deren Resultate, nicht aber bezüglich deren Konsequenzen; denn Resultate sind Teil der Handlung, Konsequenzen aber nicht.

Handlungen und deren Resultate erleben und beurteilen wir als wirklich, und eine Frage danach, ob Handlungsergebnisse – also etwa wahrgenommene oder hergestellte Gegenstände oder Sachverhalte – existieren, kommt uns komisch vor. Wenn bei der Rede von Gegenständen die Rede von Handlungen bzw. von Praxen ist, dann spielt die Wirklichkeitsfrage im erkenntnistheoretischen Sinne schlicht keine Rolle. Erst bei einer

⁶ Diesen Themenkomplex erörtert ausführlich Schneider (1994).

unmotivierten Substantivierung des Adjektivs »wirklich« drängen sich unbeantwortbare erkenntnistheoretische Fragen in den Vordergrund. Dabei muss berücksichtigt werden, dass auch Behaupten, Definieren und Aussagen (bis hin zum Konstruieren von Wahrheitstheorien) *Handlungen* sind, die unterschiedlichen Kriterien folgen und unterschiedliche Voraussetzungen machen.

Reden organisiert Handeln, und das heißt: Redehandeln organisiert andere Typen von Handeln. Und über diese Zusammenhänge machen wir uns handelnd und redend Gedanken, die unweigerlich zu nachfolgenden, im besten Fall zu anschließenden Handlungen führen. Und die einschlägige Kategorie in diesem ersten Spiel lautet »weiter so«.

Wenn es für den Menschen und die Menschen grundsätzlich um die Sicherung der Überlebensfähigkeit in seiner Umwelt geht, dann kann diese Überlebensfähigkeit nicht in erster Linie durch Reden, sondern nur durch Handeln gesichert werden, das möglichst gut durch Reden organisiert wird.

18. sprechen

»Die Selbstverständlichkeit der Welt drückt sich eben darin aus, dass die Sprache nur sie bedeutet und nur sie bedeuten kann.«

(Ludwig Wittgenstein)

1. Die Probleme, die sich – wie in Teil I vorgeführt – unter einer erkenntnistheoretischen Perspektive im Hinblick auf Sprache ergeben, lassen sich unter einem Begriff zusammenfassen: *Referenz*. Und das sprachtheoretische bzw. sprachphilosophische Problem dabei hört auf den Namen *Zeichen*. Beide Probleme verdanken sich (wenn auch vielleicht nicht ausschließlich) der Medienrevolution, die sich im Übergang von der gesprochenen Sprache zur Schrift vollzogen hat (cf. Teil I, Abschnitt 3). Die wichtigsten Konsequenzen seien noch einmal kurz zusammengefasst:

- Ontologisierung der Referenzfunktion: Wörter werden zu isolierten materiellen Zeichen mit scheinbar evidentem Bedeutungszwang;
- Ausblenden des Handlungsaspekts zugunsten des propositionalen Aspekts: Konzentration auf die Aussagen statt auf das Aus-Sagen;
- Ausblenden des Sprechers aus der Aussage, Trennung von Wissen und Kommunikation vom Leib;
- Vorstellung von Objektivität und depersonalisierter Wahrheit: Aus der Lebenswelt der Sprache wird die Schriftwelt der Ontologie.

Genau an diesen Problemstellen setzt eine prozessorientierte Sprachbeschreibung an und entwickelt folgende Beschreibungsangebote.

2. Ich vertrete die Auffassung, dass Sprache in erster Linie ein Kommunikationsinstrument ist. Erst und nur durch Verwendung/Gebrauch in sozialen Kommunikationsprozessen wird Sprache semantisch und pragmatisch relevant. Dabei können zwei Aspekte voneinander unterschieden werden: das Gelingen einer Textbildung und der Erfolg einer kommunikativen Sprechhandlung.

Die Annahme, dass Sprechen zuerst Handeln durch Sprache¹ und erst dann eine Angelegenheit von Zeichen ist, kann sich auf folgende Überlegungen berufen.

Gesprochen wird in einer Handlungs- und Sprachgemeinschaft zum Zwecke der gemeinschaftlichen Lebensbewältigung. L. Wittgenstein

¹ In Schmidt (1968) habe ich Sprache als »analytische Abstraktion des im Sprechen realisierten Systems von Konstanten« bezeichnet, Sprechen als »grammatikalisches, regelhaft strukturiertes Operationsverfahren« im Sinne einer Handlungsform, in der alle Menschen übereinstimmen.

spricht in diesem Zusammenhang von Sprachspielen, die in gemeinsamen Lebensformen vollzogen werden. Ich habe (1973) vorgeschlagen, von *Kommunikativen Handlungsspielen* zu sprechen, um den Aspekt der Einbettung des Sprechens in Handlungs- und Kommunikationsprozesse stark zu machen.

In Schmidt (1976) habe ich für dieses Konzept folgende Bestimmung angeboten. Ein kommunikatives Handlungsspiel wird konstituiert durch:

- die sozio-kulturelle Einbettung in die Kommunikationsgesellschaft;
- Kommunikationspartner mit allen sie beeinflussenden Kommunikationsvoraussetzungen;
- eine einbettende Kommunikationssituation;
- die geäußerten Texte und faktische oder anschließbare (Kon)Texte bzw. nicht-sprachliche Anschlusshandlungen.

Die Gesamtheit der kommunikativen Handlungsspiele konstituiert diese Gesellschaft als Kommunikationsgesellschaft. Kommunikative Handlungsspiele schaffen für die Kommunikationspartner einen gemeinsamen »universe of discourse« (sensu J. Lyons) als die allen zugängliche Referenz- bzw. Korrelezebene bzw. als den gemeinsamen »Raum«, in dem über die Referenz und Relevanz sprachlicher Handlungen entschieden wird. Kommunikative Handlungsspiele haben den Status von einfachen Sozialsystemen (sensu N. Luhmann 1972).

Sprache kann unter zwei Aspekten als soziale Gestalt bestimmt werden: als Sprechhandlungsprozess in der Kommunikation und als »Ausdrucksgestalt« (sensu H. Feilke, s. o. Teil I, Abschnitt 3) Diese im Alltag erfahrene Einheit ist primär, die Zeichenfunktion sekundär. Das heißt, es ist plausibel, vom (primär dualistischen) Aspekt der Referenz auf den (eher holistisch-prozessorientierten) Aspekt der Kooperation umzustellen. Dazu einige Exkurse:

- Das semiotische (akustische oder graphemische) Material, das wir in Kommunikationsprozessen nutzen, lässt sich (wie man seit Ch.S. Peirce weiß) in verschiedene Zeichenklassen einteilen, die keineswegs alle eine Referenzfunktion besitzen bzw. erfüllen. Bei solchen, bei denen Referenz im Sinne eines Bezugs auf »Außersprachliches« i. w. S. unterstellt wird, ist zu fragen, worauf sich solche Zeichen beziehen bzw. was sie repräsentieren. Eine sinnvolle Antwort kann m. E. lauten: Sie beziehen sich nicht auf Objekte in einem sprach- und sprecherunabhängigen Raum, sondern sie »verkörpern« Wissen, das wir in unseren Beziehungen zu {Objekten – für – uns} erworben und erprobt haben. Vieles von diesem Wissen ist gesellschaftlich verbindliches Wissen, das im Laufe der Sozialisation vom Individuum übernommen worden ist, und das im Sinne von operationalen Fiktionen als kollektives Sprecherwissen unterstellt wird – nur im Vertrauen auf diese operative Fiktion ist Kommunikation überhaupt möglich, wes-

halb jeder Kommunikationsteilnehmer diese Unterstellung glauben, darauf vertrauen und sie *taken for granted* nehmen muss. Zu diesem Wissen kommen bei jedem Kommunikationsteilnehmer zu Wissen kondensierte persönliche Erfahrungen und Erlebnisse hinzu, die meist stark emotional besetzt sind.² Je nach Gewichtung kann man davon sprechen, dass wir alle Ideolekte einer Gemeinsprache sprechen.

Die Zeichenrelation kann daher als Relation der Rückbezüglichkeit bzw. der Selbstreferenz in der Kommunikation bestimmt werden. Von Referenz im traditionellen Sinne kann man strenggenommen nur bei Eigennamen sprechen, mit denen ein singuläres Objekt (»getauft«) wird.

- R.B. Brandom (2001) hat darauf verwiesen, dass Aussagen eine Form von Praxis bilden, die begründet werden und der zugestimmt werden muss. Aussagen sind mit Motivationen verbundene Handlungen, die Gefühle und Bewertungen inkludieren. Propositionen sollten nicht als isolierte Gegebenheiten beschrieben werden, sondern in ihrer Einbettung in Praxen des Aussagens, Behauptens usw., die durchaus an den Leib und die Performanz der Kommunikationsteilnehmer gebunden sind. Der Gehalt von Begriffen wird durch Akte des Behauptens, Beurteilens und Überzeugtseins erläutert, nicht umgekehrt. Darum empfiehlt Brandom bekanntlich die Konzeption einer Top-down-Semantik, die sich maßgeblich den Gebrauch von Begriffen beim Urteilen und Handeln ansieht. Aus-Sagen und Behaupten sind motivierte Handlungen, die unternommen werden, um Zwecke zu erreichen, also um einen Status quo aufrechtzuerhalten oder eine Veränderung herbeizuführen. Diese Handlungen sind auf Zustimmung ausgerichtet, müssen also die Kommunikationspartner ernst nehmen und selbst als authentisch vollzogen werden, um von anderen ernst genommen werden zu können. Aussagen müssen bei Widersprüchen begründet bzw. gerechtfertigt werden, d.h. sie sind »Züge in Praxen«, kein bloßes Gerede. Nicht ohne Grund weist Brandom darauf hin, dass Begriffe erst im Prozess des Urteilens und Behauptens entstehen und eingebettet sind in Netzwerke von Anwendungsprozessen.
- Bedeutungen von Wörtern werden streng genommen nicht erlernt, sondern aus einer gelingenden Sprechpraxis übernommen. Mit anderen Worten und getreu der Empfehlung J. Mitterers, die Richtung des Denkens zu ändern: Wir gehen als Sprecher einer Sprache von Bedeutungen aus, statt unsere Aufmerksamkeit auf sie zu richten. Oder mit Ph. Wegeners Worten: »Ein Wort muß man nicht ›verstehen‹. Man *kennt* es, oder man kennt es nicht.« (zit. nach Feilke 1994:173) Und

² Diese Beschreibung setze ich bewusst an die Stelle der traditionellen linguistischen Unterscheidung von denotativem und konnotativem Wissen.

man kennt es aus einer fraglos eingespielten Interpretationspraxis des Alltags.

- Die Zeichenrelation wird also nicht durch Repräsentation außersprachlicher Sachverhalte bestimmt, sondern durch *Selbstreferenz* in der Kommunikation. Sprachzeichen bezeichnen Koordinierungsleistungen im sozialen Diskurs. Deshalb liefert gemeinsam geteiltes Erfahrungswissen über den Gebrauch von Zeichen hinreichend wirksame Erwartungs-Erwartungen (= kollektives Wissen, operative Fiktionen) für künftiges sprachliches Handeln.
- Die Leibgebundenheit wird auch in medienvermittelter Kommunikation nicht einfach eliminiert, sondern in bedeutsamer Weise transformiert. Zunächst einmal bleiben auch solche Kommunikationsprozesse *Aktanten-gebunden*, gleich ob es sich um Prozesse der Produktion, Distribution, Rezeption oder Verarbeitung von Medienangeboten handelt. – Nicht ohne Grund arbeiten Mediensysteme in vielen Bereichen nach dem Starprinzip; und der intensive Kampf um Aufmerksamkeit ist der Kampf um Aufmerksamkeitsspende, also um Aktanten. – Zum anderen übernehmen die Medien gewissermaßen des Rolle des Leibes: Sie »verkörpern« unter den jeweiligen Bedingungen der verschiedenen Mediensysteme die Funktionen von Produktion und Rezeption, von Produzenten und Rezipienten.
- Sprache organisiert die Differenz von Kognition und Kommunikation, indem sie einerseits deren Inkompatibilität erfahrbar macht und andererseits dank ihrer medialen Funktion eine strukturelle Kopplung zwischen beiden erlaubt: Man reagiert auf Denken mit Reden und umgekehrt.

Mit diesen Überlegungen spreche ich mich nicht nur gegen jede Zwei-Welten-Theorie³ von Sprache aus, sondern auch gegen jede Zwei-Welten-Theorie von Bedeutung, die zwischen Materialität und Bedeutung ontologisch unterscheidet. Nach meiner Auffassung sind Materialität und Bedeutung *komplementäre* Phänomene. Das bedeutet: Die Unterscheidung Materialität/Bedeutung (am Leitfaden der Unterscheidung beobachtbar/nicht-beobachtbar) macht m.E. nur Sinn im Hinblick auf die Einheit dieser Unterscheidung in Kommunikationsprozessen in Geschichten und Diskursen. Die Unterscheidung Materialität/Bedeutung symbolisiert also Beobachtungsalternativen, die nicht als ontologische Differenz interpretiert werden sollten (hier das Reich bloß arbiträrer Zeichen, dort das Reich der ideellen Bedeutungen). Meines Erachtens gibt es in einer Sprache keine Arbitraritäten. Und die im Sprachvergleich konstatierte Arbitrarität stellt trivialerweise nichts anderes fest, als dass Italienisch anders ist als Russisch.

³ Wie heißt es bei E. Jabès so treffend: »Das Wort ist ans Wort gebunden; niemals jedoch an die Dinge.«

Gegen eine weitere Zwei-Welten-Theorie hat sich S. Krämer ausgesprochen, und zwar gegen die Auffassung, man könne/müsse zwischen Sprache als Muster/Form/Regel und Anwendung/Aktualisierung unterscheiden. Dagegen setzt sie die Überzeugung: »Sprache existiert nicht als Form, sondern nur in Form von Praktiken des Sprachgebrauchs. Unter einer ›Praktik‹ sei ein Tun verstanden, das – im weitesten Sinne – an Körper gebunden ist. Für die Ausübung von Praktiken ist kein Wissen-Daß, sondern ein Wissen-Wie, ein durch Einübung erworbenes Können notwendig. (...) Wir haben auch keinen Zugang zur sprachlichen oder kommunikativen Kompetenz – außer über die sprachliche Performanz: in der jedoch tritt Sprache auf als verkörperte Sprache.« (2001:270)

3. Der hier angeregte Wechsel der Beobachterperspektive hat erkenntnistheoretische Konsequenzen, die sich direkt auf den Wirklichkeitsdiskurs auswirken.

Nimmt man Abschied von der Vorstellung, Sprache sei ein Zeichensystem, dann beobachtet man Sprache als systematisch geordnete Menge von Instrumenten, die in der Kommunikation gebraucht werden können. Diese Instrumente werden als Instrumente im Gebrauch in der Sozialisation handelnd so erlernt, eingeübt und praktiziert, dass man als kompetenter Sprecher einer Sprache weiß, wie die Bandbreite des Umgangs mit diesen Instrumenten ist. Erst dann kann man auch Sprachspiele des Typs »Definiere die Bedeutung eines Wortes!« spielen, weil man weiß, wie Sprachspiele in bestimmten Situationen für bestimmte Zwecke funktionieren.

Diese alltagserprobte Sicherheit bildet die Grundlage für gelingende Kommunikation zwischen Partnern, die sich gegenseitig nicht in die Köpfe sehen, sondern nur miteinander reden können. Dadurch, dass Gesellschaften ihr Wissen in Kommunikationsinstrumenten »verkörpern«, schaffen sie ein wichtiges Instrument, um *Kontingenz* zu bearbeiten, und zwar im Sinne einer Invisibilisierung, nicht etwa im Sinne einer Überwindung von Kontingenz. Dieses Manöver klappt keineswegs in jedem Fall, wie jeder Sprecher aus zahlreichen Kommunikationsprozessen weiß.⁴ Gleichwohl bildet das Vertrauen in die prinzipielle Vergleichbarkeit von Sprachverwendungen die riskante Basis für erfolgreiche Sprachverwendungen.

Verabschiedet man sich von Zeichenmodellen von Sprache, d.h. von Modellen, die mit einem Zeichendiesseits und einem Zeichenjenseits arbeiten, dann macht die Redeweise Sinn, dass Gegenstände der Kommunikation Gegenstände der *Kommunikation* sind. Kommunikationsinstrumente formatieren gewissermaßen unsere (wie auch immer gewonnenen) Beziehungen zu Resultaten vorausgegangener Kommuni-

4 Eine lange Liste von einschlägigen Fällen hat Grant (2007) vorgelegt.

kationsprozesse und eröffnen damit die Selbstreferentialität von Kommunikation. Sprachliche Kommunikationsinstrumente lassen sich plausibel bestimmen als selbst-referentiell, nicht als Objekt-referentiell.

Damit ist die traditionelle Frage nach dem Zusammenhang von Sprache und Wirklichkeit aufgelöst und abgelöst durch eine Beschreibung der Sprache als Strukturbildung *aus der Praxis für die Praxis*. (Feilke 1996:II)

19. kommunizieren

»kommunikation: wenn ich mich so von mir mehr ablenke, als ich mich verfolge, dass du dir mehr von mir hinzufügst, als ich von dir wegnehme, dann verlierst du dann mehr von dir, als du von dir gewinnst, wenn ich mich so mehr von dir abstosse, als du dich an mich anpasst, dass ich dabei mehr beabsichtige, als ich dir zufalle.«

(Franz Josef Czernin)

1. So wie ›Wahrheit‹ und ›Wirklichkeit‹ ist auch ›Kommunikation‹ ein unverzichtbarer aber streng genommen semantisch vager Begriff.

Hinzu kommt das Autologieproblem, das besagt, dass Kommunikation nur in der Kommunikation beschrieben werden kann, also in Kommunikationshandlungen in konkreten sozialen Einbettungssettings. Darum halte ich es für problematisch, von »der Kommunikation« zu sprechen oder davon zu reden, dass »die Kommunikation« dieses oder jenes *tut*. Stattdessen spreche ich von Kommunikationshandlungen bzw. von Kommunikationsprozessen oder – wie oben angeregt – von kommunikativen Handlungsspielen (i. S. von: tatsächlich kommunizieren), die zu größeren Einheiten aggregiert werden können, so z. B. zu Diskursen als thematisch und stilistisch selektiven Systemen bestehend aus Kommunikationsprozessen.

Aus den in Teil I, Abschnitt 2 kurz referierten Beschreibungen ergibt sich für mich die Empfehlung, kommunikatives Handeln als soziale Interaktion zu beschreiben, die nur möglich wird durch Anwendung gesellschaftlich verbreiteter und sprachlich bestimmter Handlungsmuster. Kommunikation organisiert gemeinschaftliches Handeln durch Reden; das heißt, ein Prozess organisiert einen anderen.

Im Rahmen dieser Beschreibung wird plausibel, warum beim Kommunizieren zwei Aspekte zu berücksichtigen sind: zum einen der propositionale Aspekt (= Wovon ist die Rede?) und zum anderen der Beziehungsaspekt (= Wie wird das Verhältnis der Kommunikationspartner zueinander modelliert?).¹

2. Kommunikations-Prozess-Systeme können abstrakt konzipiert werden als dynamische, raumzeitlich bestimmbare Systeme, die aus sich wandelnden Kommunikationshandlungen bzw. Kommunikationsprozessen bestehen. Ein Kommunikations-Prozess-System konstituiert seine Eigenschaften aus wirksamen Beziehungen zwischen seinen Bestandteilen.

1 Cf. dazu grundlegend Watzlawick et al. (1967).

Die Redeweise von »System« lässt sich wie folgt konkretisieren: In unseren Kommunikationshandlungen beziehen wir uns im Alltag auf vorausgegangene oder erwartete Kommunikationshandlungen – eine Beziehung, die man auch als Frage-Antwort-Mechanismus beschreiben kann. Dabei wissen wir aus Erfahrung, dass es eine Unmenge von Kommunikationshandlungen gibt, die wir nicht kennen und an denen wir nicht teilnehmen, auf die wir uns aber im Prinzip (etwa durch intensive Nutzung des Internets) beziehen *könnten*.

Wir erfahren, was wir mit unseren Kommunikationshandlungen erreichen (können) und justieren unsere Kommunikationsmotivation und -strategie im Handlungsverlauf gegebenenfalls mehr oder weniger automatisch nach, um unsere Erfolgsaussichten zu verbessern. Auch hierbei sind wir auf die Antworten bzw. Reaktionen von Handlungspartnern in einer Sprech- und Handlungsgemeinschaft angewiesen, die wir – als kluge Kommunikationspartner – möglichst genau zu antizipieren versuchen. Wir selber reagieren dann in einer uns geeignet erscheinenden Weise auf Antworten und Reaktionen von Handlungspartnern, wobei wir versuchen, im Modus des Verstehens zu operieren, und zwar sowohl in propositionaler Hinsicht als auch in Hinsicht auf Beziehungsaspekte.

Durch den Bezug all dieser Prozesse aufeinander bildet sich das heraus, was ich als »Prozess-System« bezeichne und was sich in erster Linie reflexiven Relationen verdankt, deren Wahrnehmung und Beurteilung zu einer ständigen Modifikation und Oszillation dieser Prozesse führt und ihre Beobachtung und Beschreibung erschwert.

Die Grundlage für alle Arten von Kommunikation bildet also die *Reflexivität* von Wahrnehmen und Wissen.² Im Vollzug des Aufbaus dieser Reflexivität bilden sich bei den Kommunikationspartnern Erwartungen an das Wissen und Annahmen über Motive und Intentionen des Handelns von Alter heraus, die als Erwartungs-Erwartungen (in Bezug auf Wissen) und Unterstellungs-Unterstellungen (in Bezug auf Intentionen und Motivationen) bezeichnet werden können. Diese reflexiven Strukturen wirken wie operative Fiktionen, die zwar nicht empirisch überprüft bzw. beobachtet werden können, die aber durch ihre reflexive Attribution erfolgreiches soziales Handeln individueller Aktanten ermöglichen.

Reflexivität (Wahrnehmung der Wahrnehmung, Denken des Denkens, Kommunikation über Kommunikation, Beobachtung der Beobachtung und so fort) ist offensichtlich das Instrument, das den Menschen – historisch gesehen – von seiner Verstricktheit in Tätigkeiten gelöst hat und löst. Reflexivität erlaubt Unterbrechungen und Übergänge und damit Distanz, Intentionalität, Reflexion, Motivverdacht, Täuschung und so

2 Cf. dazu ausführlich Merten (1977, 1999).

weiter, die alle wieder kognitiv und kommunikativ bearbeitet werden (können oder müssen), was wiederum beobachtet und kommentiert wird/werden kann und so weiter. Damit werden Aktanten wie Gesellschaften von Umwelten abgelöst. Damit wird von aktivem Sachbezug im Handeln umgestellt auf Wissen und selbstbezügliche Kommunikation. Insofern bildet Reflexivität die Grundlage der Autonomisierung von Gesellschaft und *a fortiori* von Mediengesellschaften durch Selbstreferenz und Selbstorganisation des Wissens.

3. Kommunikationshandlungen sind kontingent, d.h. sie sind inhaltlich unbestimmt, unsicher und unvorhersehbar, weil der thematische Auswahlbereich sowie der Frage-Antwort-Verlauf unbestimmt sind. Erst in ihrem Verlauf erfolgt eine temporäre Bestimmung des Unbestimmten: der Prozess reduziert Unsicherheit. Um diese Unbestimmtheit zu bearbeiten, haben sich in Gesellschaften restriktive *Regularien* herausgebildet; so z. B. situative Routinen, institutionalisierte Routinen oder institutionale Routinen als kommunikative Formen institutionaler Akte. (H. Feilke 1996:258)

Daneben spielen relevante Faktoren der Umwelt von Kommunikationsprozessen eine wichtige Rolle. Es ist durchaus bedeutsam, in welcher Rolle ein Kommunikator handelt, welcher Institution oder Organisation er angehört und welchen sozialen, wirtschaftlichen oder politischen Einfluss er besitzt. Eine Kommunikationsofferte eines Mächtigen wird ein einflussloserer Aktant ganz anders behandeln als die eines Gleichgestellten oder Untergebenen. Das heißt, Kommunikation ist immer auch ein Instrument des Handelns und der Macht, Sozial- und Herrschaftsbeziehungen können – wie P. Bourdieu (1982:111) und Vertreter der Cultural Studies immer betont und empirisch gezeigt haben – als symbolische Interaktion modelliert werden. Gesellschaftliche Organisationen und Institutionen, Macht- und Herrschaftsverhältnisse, Generations- und Geschlechterbeziehungen entstehen auf der Grundlage von Kommunikationsprozessen und wirken sich nach ihrer Institutionalisierung prägend auf Kommunikationsprozesse aus.

Zu den Ordnungsfaktoren, die Kommunikationsprozesse regulieren, gehören etwa:

- die Relationen der Kommunikationsteilnehmer, so z. B. einfach oder mehrfach adressierte interaktive Kommunikation bzw. spezifische oder unspezifische mehrfach adressierte medienvermittelte Kommunikation;
- die gesellschaftliche Konstellation der Kommunikationsteilnehmer, also symmetrische oder asymmetrische Konstellation;
- die Verteilung der Kommunikationsanteile in monologischer, dialogischer oder polylogischer Kommunikation;

- die Spezifik der Kommunikationssituation als Nah- oder Fernkommunikation;
- die Medienspezifika.³

4. Historisch gesehen ist Kommunikation wesentlich weiterentwickelt worden durch die Entstehung und Verwendung von *Sprache*, die symbolisches Handeln erlaubte, und zwar in der Sozial-, in der Sach- und in der Zeitdimension. Symbolisches Handeln wurde dann sozusagen verdoppelt durch die Entwicklung der Negation⁴, die ein Zurückweisen von Meinungen bzw. von Behauptungen als Setzungen wie eine Korrektur von Voraussetzungen ermöglichte und damit für jede sprachliche Kommunikationsmöglichkeit eine positive wie eine negative Version zuließ. Diese Weiterentwicklungen von Kommunikationsmöglichkeiten durch Sprache und Negation haben die Komplexität von Kommunikation vervielfacht aber auch die Möglichkeiten der Be- bzw. Verarbeitung von Komplexität erweitert.

5. In seiner ausführlichen Auseinandersetzung mit der Spracherevolutionstheorie von G.H. Mead hat J. Habermas folgende Modellierung des Übergangs von einer gestenvermittelten zu einer symbolisch vermittelten Interaktion angeboten: »Erstens verwandeln sich *Gesten* dadurch in *Symbole*, dass die jeweils für einen einzelnen Organismus geltenden Bedeutungen durch Bedeutungen ersetzt werden, die für die Beteiligten identisch sind. Zweitens verändert sich das Verhalten der Interaktionsteilnehmer in der Weise, dass an die Stelle einer kausalen Beziehung zwischen Reiz-Reaktion-Reiz die interpersonale Beziehung zwischen Sprecher und Adressat tritt: beide verkehren miteinander in kommunikativer Absicht. Und schließlich vollzieht sich ein Strukturwandel der Interaktion derart, dass die Beteiligten zwischen Akten der Verständigung und erfolgsorientierten Handlungen unterscheiden lernen.« – »Insofern bedeutet der Übergang von der gestenvermittelten zur symbolisch vermittelten Interaktion zugleich die Konstituierung *regelgeleiteten Verhaltens*, eines Verhaltens, das in Begriffen der Orientierung an Bedeutungskonventionen erklärt werden kann. [...] Das Verständnis einer symbolischen Handlung ist an die Kompetenz gebunden, *einer Regel zu folgen*.« (1985: 31 f.)

Mittels sprachlicher Kommunikation wird es nun möglich, nicht nur die aktuelle Situation symbolisch zu steuern, sondern künftige Kommunikationen vorzustrukturieren, darauf vorzubereiten oder dafür zu werben bzw. vergangene Kommunikationen zu kommentieren. Mittels sprachlicher Kommunikation können Handlungen Aktanten zugespro-

³ Zu Einzelheiten cf. Schmidt (1994).

⁴ Cf. dazu Schmidt (1973).

chen oder abgesprochen werden, können Handlungsziele festgelegt und von anderen unterschieden werden. Mittels sprachlicher Kommunikation können sich Handlungsstrukturen herausbilden, die schematisiert werden und damit Sinnorientierungen ermöglichen, die Zeit und Aktanten übergreifen und zu kollektivem Wissen »gerinnen«. Und alles das kann wieder beobachtet und beschrieben werden.

6. Kommunikationshandlungen reagieren als Prozesse selektiv auf Selektionen, d. h. sie sind notwendigerweise *kontingent*. Diese Kontingenz wird noch dadurch verstärkt, dass Sprecher Kommunikationshandlungen selektionsverstärkend auf sich selbst beziehen können (= Metakommunikation).

Wenn Kommunikationshandlungen, wie oben entwickelt, auf der Grundlage sozialisatorisch erzeugter operativer Fiktionen in den Bereichen Wissen und Meinen operieren, dann kann *Reflexivität* als der Grundmechanismus kommunikativer Ordnungsbildung⁵ angesehen werden. Dabei resultiert diese Ordnungsbildung aus dem gemeinsamen Bezug aller Aktanten auf gesellschaftlich erzeugtes Wissen soziokultureller Art (soziale Schemata, kulturelle Orientierungsschemata, Sprache), das als kollektives Wissen die Voraussetzung jeder Kommunikationshandlung bildet und durch Bezugnahmen bestätigt und verstetigt wird, wodurch die Kontingenz allen Handelns zwar invisibilisiert werden kann aber nicht etwa zum Verschwinden gebracht wird.

7. Prozesse der Ordnungsbildung lassen sich auf allen Ebenen sprachlicher bzw. medienvermittelter Kommunikation beobachten. In lokalen Kommunikationsprozessen vom Small Talk über Vorstellungs- und Prüfungsgespräche bis zum Familiengespräch am Mittagstisch gibt es feste Routinen, wie und über welche Themen geredet wird (und über welche nicht), und wie die Gesprächsanteile normalerweise verteilt sind. Überlokale Kommunikationsprozesse, so genannte *Diskurse*, sind thematisch geordnet (wissenschaftliche, politische, religiöse usw. Diskurse) und bis hin zur erwarteten Wahl von Satztypen, Textsorten und Metaphoriken stilistisch formal bestimmte Systeme von Kommunikationshandlungen. Durch diese als Erwartungs-Erwartungen, also als kollektives Wissen wirksamen Bestimmungen wirken Diskurse hochgradig selektiv in Bezug auf thematisch und formal zulässige und erfolgreiche Beiträge (und Beiträger) zum jeweiligen Diskurs. Mit anderen Worten: Die Beobachtung von Diskursen erweckt den Eindruck, als organisierten sie sich selbst über die Reflexivität sinnorientierten Handelns der Aktanten.⁶

⁵ Cf. dazu Merten (1976).

⁶ Dialogorientierte Autoren wie Gadamer oder Bakhtin haben bekanntlich

H. Esser modelliert Kommunikation (offenbar auf einer Art situativer Mikroebene) als Sequenz des selegierenden Handelns von Akteuren. Kommunikative Sequenzen unterscheiden sich voneinander in dem Ausmaß, »(...) in dem sich die Akteure an bestimmten, vorgefertigten, ihnen als typisiertes Wissen verfügbaren und als soziale Regeln vielleicht sogar institutionalisierten Vorstellungen über feste Sequenzen von Kommunikationen orientieren. Themen, »Programme«, Rollen, soziale Drehbücher und das »Framing« von Situationen dienen nicht zuletzt auch der Herstellung einer solchen gedanklichen »Einheit« und »Linie« von Sequenzen der Kommunikation.« (1994:180)

Solche Vorstellungen über komplette Sequenzen der Kommunikation erzeugen Situationsdefinitionen und erlauben eine gewisse Vorhersagbarkeit des Verlaufs kommunikativer Sequenzen und der damit verbundenen sozialen Prozesse. Sie vereinfachen und ökonomisieren den Ablauf dieser Sequenzen und bearbeiten Unsicherheiten beim tatsächlichen Ablauf dieser Sequenzen.

8. Diese vermeintliche Selbstorganisation von Kommunikation erweist sich bei genauerem Hinsehen als Resultat des Befolgens bzw. der Berücksichtigung von Diskursregularien durch Aktanten, die Beiträge zu Diskursen leisten (wollen). Sie wissen vorab – und bei sehr spezifischen Diskursen wie etwa fachwissenschaftlichen sehr genau –, welche Beiträge thematischer und stilistischer Art von den anderen Diskursteilnehmern erwartet und akzeptiert und wie sie bewertet werden. Dabei geht es nicht allein um das sozusagen propositionale Geschehen, sondern um Prominenz und Reputation, um Machtspiele, Einflusspflege, Schulbildungen usw.

In dieser Form erfahren Diskursteilnehmer »die Wirklichkeit von Diskursen« und stellen sich darauf ein, wenn sie Kommunikationserfolge erzielen wollen.

9. Diskurse entstehen und vergehen und wandeln sich unaufhörlich mit dem Wandel des Wissens bezüglich akzeptierter Themen und Formen, mit Erkenntnisinteressen – und auch mit Moden. Diskurse sind untereinander in wechselnder Intensität verbunden, indem sie Themen und Formen aufnehmen bzw. in unterschiedlicher, aber stets Diskurs-spezifischer Weise darauf reagieren können.

Spezielle Diskurse können in Gesellschaften unterschiedlich verkettet bzw. vermascht werden in sog. *Makroformen der Kommunikation*. So

vorgeschlagen, Kommunikation insgesamt als eine Frage- und Antwortspiel zu modellieren. – Böhler spricht von einer doppelten Dialogizität der Kommunikation, bestehend aus Reden und Verstehen in Form kompletter Äußerungen und dem sich redend darauf Beziehen. (1999:55)

haben sich in Deutschland seit dem 18. Jahrhundert zum Beispiel Makroformen wie Literatur, Journalismus, Public Relations und Werbung herausgebildet, und zwar durch eine systematische Varianz von Referenztyp, Zeitbezug, Wahrheitsanspruch und Funktionsanspruch.⁷

10. Dass auch mit solchen ordnungsbildenden Strategien kein Kommunikationserfolg *erzwungen* werden kann, dass Kommunikation also immer riskant und unsicher ist, bedarf keiner weiteren Erwähnung. Deshalb hat etwa N. Luhmann immer wieder betont, dass Kommunikation auf *Vertrauen*⁸ basiert. Solches Vertrauen hat m.E. verschiedene Aspekte. Es operiert zum einen als Vorschuss-Vertrauen in die Aufrichtigkeit und Glaubwürdigkeit der Kommunikationspartner, die aus bisherigen Kommunikationserfahrungen abgeleitet ist bzw. sich als Hoffnung realisiert. Es operiert zum Anderen auf der operativen Fiktion⁹, dass sich im Verlauf der langen sprachlichen und nichtsprachlichen Sozialisation¹⁰ Vergleichbarkeiten des individuellen Umgangs mit Sprachmaterial herausgebildet haben, die in der Regel hinreichend störungsfreie Kommunikationshandlungen auf der Grundlage eines stabilen Zeichensystems erlauben, dem die Kommunikationspartner vertrauen.

Dabei darf nicht übersehen werden, dass Kommunikationsprozesse nur dann entstehen und sinnvoll sein können, wenn es darum geht, *Unbestimmtheiten* in Bestimmtheiten zu transformieren, also Selektionen aus möglichen Bereichen von Themen, Formen und Zielen, mit anderen Worten also Kontingenz zu bearbeiten. Wo nichts auszuschließen ist, kann kommunizierend auch nichts eingeschlossen werden. Dabei bleibt der Einschluss angesichts des Exkludierten riskant, weil man nicht im Voraus wissen kann, ob der angebotene Einschluss von den Kommunikationspartnern akzeptiert oder goutiert wird.

11. Deshalb ist es m.E. notwendig, »Kommunikation« als Vollzug von Prozessen in einer *sozialen Konstellation*¹¹ zu beschreiben, die reflexiv

⁷ Cf. dazu Schmidt & Zurstiege (2007).

⁸ Wie bereits erwähnt postuliert Wright ein Basislevel von *trust, faith, hope* und *pre-supposing* als Grundlage jeder Kommunikationshandlung.

⁹ Operative Fiktionen bezeichnet Wright (2005) m.E. sehr zutreffend mit »to take for granted«.

¹⁰ Soeffner & Luckmann (1999:179 ff) betonen: Sprachliche Sozialisation, gemeinsame Interaktionsgeschichte und auf Kontinuität zielende Gemeinschaftshandlungen führen zu einem theoretischen Konsens, der faktisch die Bedingung der Möglichkeit von Kommunikation ist.

¹¹ Cf. auch Baecker: »Wer an Kommunikation teilnimmt, vergesellschaftet sich ...« (2007:86).

hinsichtlich Erwartungen, Annahmen, Voraussetzungen, Erfahrungen und (wie auch immer) fiktivem Vertrauen auf kollektiv geteiltes Wissen bei den jeweils relevanten Kommunikationspartnern operieren. Dieses kollektive Wissen darf nicht als statischer Bestand modelliert werden, sondern als eine dynamische Größe, da es von jedem Aktanten in jedem Kommunikationsprozess immer wieder neu und variabel konstituiert werden muss – es wäre unplausibel, einen fixen Träger »des« kollektiven Wissens anzunehmen.

Damit ist sowohl der Annahme der kognitiven Autonomie der Aktanten Rechnung getragen (was nichts anderes heißen soll, als dass wir uns nicht gegenseitig in die Köpfe sehen können) als auch der Erfahrung, dass der Sprachgebrauch von Aktant zu Aktant unterschiedlich sein kann, auch wenn sprachliche Konventionen übereinstimmen. Wie sagt E. Wright: »(...) we actually live in a ›possible world‹ – und ich meine, das genügt.

12. Nicht eben leicht zu bestimmen ist das Verhältnis zwischen Kommunizieren und *Sprechen*.

Wie bereits ausgeführt, kann Kommunizieren als Herstellung und Nutzung reflexiver Strukturen in sprachlicher wie in nicht-sprachlicher Form erfolgen. In sprachlicher Form geht es darum, eine Lokution (im Sinne der Sprechakttheorie) so zu performieren, dass sie nach den Regeln der jeweiligen Sprache gelungen ist und deshalb erfolgreich sein kann. Die gelungene Lokution ermöglicht dann sowohl den sprachlichen bzw. nicht-sprachlichen Erfolg im Sinne von Verstehen und erwünschter Anschlussanhandlung als auch die Konstitution einer bestimmten sozialen Beziehung zu Kommunikationspartnern, also – in der hier verwendeten Diktion – den erfolgreichen Vollzug eines kommunikativen Handlungsspiels.

In Ausnahmefällen kann man sich allerdings auch kommunikative Handlungsspiele vorstellen, die auf der sprachlichen Ebene nicht gelungen sind (eine völlig verwirrte Liebeserklärung), die aber vom Kommunikationspartner dennoch in ihrer Intention erkannt und akzeptiert werden (er/sie spürt, was gemeint war).

13. In der immer wieder aufflammenden Diskussion darüber, *wer kommuniziert* bzw. ob ein Kommunikationskonzept ohne Aktanten auskommt¹², möchte ich folgende Überlegung anbieten.

¹² Maturana berichtet von einem Gespräch mit Luhmann: »Er hat mir einmal gesagt, er klammere die Menschen aus seinem Theorieentwurf aus, um universale Aussagen formulieren zu können. Wenn man von Menschen spricht, so sein Argument, ließen sich universale Aussagen nicht mehr machen.« (In: Pörksen 2001:107)

In medienvermittelten Kommunikationsprozessen (und nur in solchen) kann Kommunikation *theoretisch* von Handlung abgekoppelt und als ein sich selbst organisierender Prozess modelliert werden, in dem es nur darauf ankommt (heißt: bei dem nur darauf geachtet wird), dass jede Operation Anschlussoperationen erlaubt, damit die Kommunikation nicht abbricht. Dann kann man darauf verweisen, dass Kommunikation zwar psychische Leistungen (Kognitionen) in der Umwelt in Anspruch nimmt, sich aber theoretisch nicht weiter um diese Leistungen kümmern muss. N. Luhmanns (offenbar ausschließlich an medienvermittelter Kommunikation orientierte) irritierende These, dass nur Kommunikation kommuniziert und nicht der Mensch, und dass Kommunikation ein sog. autopoietisches Sinnigeschehen bildet, erscheint mir dagegen als kontraproduktiv für eine Modellierung von Kommunikation als soziale Interaktion im Alltag. »Luhmann nutzt den Trick, die basale Wechselwirkung seiner Systeme (Kommunikation) und die Elemente (Kommunikation) einfach zusammenfallen zu lassen, dagegen die (nicht-metaphorischen) Produzenten von Kommunikation als psychische Systeme in die Umwelt der sozialen Systeme zu versetzen.« Damit erreicht er eine Koinzidenz von Wechselwirkung und Element. (W. Krohn & G. Küppers 1989:23)

Ich denke, man kann aber gerade auch im systemphilosophischen Argumentationsdesign Luhmanns feststellen, dass immer dann, wenn man Kommunikationsprozesse beobachten und beschreiben will, man auch Kognition als konstitutive Umwelt von Kommunikation in Betracht ziehen muss, weil Systeme – so Luhmann – nur in Bezug auf Umwelt und umgekehrt funktionieren und beobachtet werden können.

Wenn Luhmanns Antwort auf die Frage nach der Modellierbarkeit von Kommunikation gegeben wird, dann wird sie nur für den akzeptabel sein, der nach *einem* einheitlichen Komponententyp für soziale Systeme sucht und sie dann in Kommunikationen als Sinneinheiten findet, wobei Sinn wiederum nicht etwa als geistige Einheit modelliert wird, sondern als Verweisungsstruktur mit einem Überschuss von Möglichkeiten, gewissermaßen als Möglichkeitshorizont. Dieses Antwortangebot bedient zwar sozusagen begriffsstrukturelle Erwartungen (Kommunikation als dreifache Selektion von Information, Mitteilung und Verstehen »unter dem Dach« sozialsystemisch verbindlicher symbolisch generalisierter Kommunikationsmedien wie Wahrheit, Geld, Macht usw.), nicht aber die Frage nach der *empirischen Implementierung* solcher Begriffszusammenhänge. Beobachtbar aber wird Kommunikation – das räumt auch Luhmann durchaus ein – nur als Handlung, weshalb es mir theoretisch durchaus legitim erscheint, Kommunikation (zumindest auch) auf der Ebene von Handlungen zu beobachten, ohne darüber zu vernachlässigen, dass die Voraussetzungen und Handlungsdurchführungen kommunikativer Prozesse den einzelnen Aktanten wie

den einzelnen Handlungsakten voraus liegen und sie »übersteigen«; denn nur durch Rekurs auf »objektive« gesellschaftliche Fakten wie symbolische Ordnungen verschiedenster Reichweite und Relevanz ist Kommunikation als soziales Sinnigeschehen denkbar, das über das Sinngebungspotential von Aktanten hinausreicht und es damit überhaupt erst möglich macht.

Ein bezeichnendes Licht auf die Frage nach Kommunikation und Aktant wirft aber nicht nur die Frage auf: »Wer kommuniziert?«, sondern vor allem auch die Frage: »Wozu wird kommuniziert?«. Eine Frage, die m.E. deutlich darauf verweist, dass Kommunikationshandlungen als *motivgeleitete* Handlungen in sozialen Settings beschrieben werden sollten, die Aktanten Anlass zu eben diesem bestimmten Handeln liefern. Dass handlungsleitende Motive kulturbestimmt sind, dürfte ohne umständliche Begründung einleuchten.

14. Ein Faktor, der in der Kommunikation (welchen Typs auch immer) eine wichtige Rolle spielt, ist *Zeit*. Kommunikation ereignet sich in Form von Kommunikationshandlungen und deren Aggregation zu Diskursen in der Zeit. Es spielt eben durchaus eine wichtige Rolle, *wann* etwas gesagt bzw. kommuniziert worden ist. Das ist evident bei allen interaktiven Kommunikationsformen bis hin zum Chatten im Internet. Damit aber bekommen alle Kommunikationsprozesse Geschichtencharakter; und da sie im symbolischen Ordnungsrahmen von Diskursen ablaufen, stellt sich ohne jedes Zutun von Aktanten der Geschichten- und Diskurs-Charakter menschlichen Handelns und Kommunizierens ein.

15. In diesen *reflexiven* Prozessen erscheinen auch erst die »*Kommunikationsgegenstände*«, entfalten die Kommunikationspartner ein bestimmtes Thema ebenso wie eine bestimmte Beziehung zu den anderen Partnern. Erst in diesem gemeinsamen Prozess der sprachlichen Entfaltung eines Themas *und* des Aufbaus einer sozialen Beziehungsstruktur werden Bedeutungen in einer bestimmten Nuance entfaltet, kommentiert, verändert, gedeutet und so weiter. Die Rezeptions- und Nutzungsbedingungen für Medienangebote können zum Gegenstand von Beobachtungen und Beschreibungen gemacht werden, die Partner können sich also aufeinanderzubewegen, indem sie in der Kommunikation über ihre kognitiven Prozesse berichten – wie fiktiv auch immer. Aus diesem Blickwinkel wird deutlich, warum Kommunikation von vielen Autoren als gemeinsamer Tanz, als Spiel, als Austausch oder Ähnliches beschrieben worden ist.

Ein zweiter wichtiger Faktor von Kommunikation ist *Raum*. Es ist sicher kein Zufall, dass viele Kommunikationswissenschaftler nur interaktive Kommunikationsprozesse (= face-to-face im selben Wahrnehmungsraum,) für »echte« Kommunikation halten. Diese Auffassung

kollidiert allerdings mit dem Verhältnis von Medien und Kommunikation.

»Auf die Gesellschaft übertragen, könnte man den *Ort* des Sozialen dort sehen, wo der operative Vollzug der Kommunikation stattfindet. Der *Raum*, in dem sich Sozialität konstituiert, sind dann die Relationen zwischen den Elementen sozialer Systeme: d. h. Kommunikation. Sie macht vor keinen geographischen Grenzen halt. Kommunikation findet nicht *in* sozialen Räumen statt, sondern *schafft* diese Räume. Sozialität ist hier keine Frage von Unmittelbarkeit oder Ferne, von Ort oder Raum. Es ist allein die Anschlußfähigkeit der Kommunikation, die über die Frage der Sozialität entscheidet.«¹³

17. Wie aus der Linguistik bekannt, übernimmt der *non-verbale Kanal* äußerst wichtige Funktionen. Auf ihm können verbale Aussagen akzeptiert oder zurückgewiesen, kommentiert, konsentiert, hervorgehoben und bewertet werden; auf ihm wird die Einschätzung der Beziehung der Kommunikationspartner zueinander sowie zur Kommunikationssituation ablesbar; und schließlich wird er zur Strukturierung des Prozesses der Kommunikation (etwa bezüglich Sprecherwechsel) eingesetzt. Im Falle einer bemerkten Differenz zwischen den beiden Kanälen genießt in der Regel der non-verbale höhere Glaubwürdigkeit, ist also in seiner kommunikativen wie metakommunikativen Bedeutung gar nicht zu überschätzen.

Verbale wie nonverbale Kommunikationsprozesse sind erfahrungsgemäß unlösbar verbunden mit Performanz, also mit dem *Leib*. Der Leib wird im Kommunikationsprozess zum Prozess-Träger und damit zu einer Voraussetzung von Kommunikationsprozessen gemacht. Wir sprechen »aus dem Leib« und mit dem Leib. Sprechen darf deshalb nicht auf die Verkettung von Propositionen reduziert werden. Vielmehr kommen über den Leib Emotionen ins Spiel und über die sozialen Einbettungssettings Wahrheitsansprüche bzw. Wahrheitserwartungen, moralische Bewertungen und empirische, also auf die Lebensrelevanz einer Handlung bezogene Einschätzungen: War ein Kommunikationsangebot nach den Kriterien des jeweiligen Diskurses diskursrelevant, war es gut oder schlecht, achtens- oder ächtenswert, war es emotional befriedigend und in der jeweiligen Situation lebensrelevant?

18. Aber kommen wir nun zu der Frage, die unter erkenntnistheoretischen Prämissen wichtig zu sein scheint: *Gibt* es die Kommunikation?

13 Michael Paetau, Computernetzwerke und die Konstitution des Sozialen. Vortrag auf dem 29. Kongreß der Deutschen Gesellschaft für Soziologie vom 14.-18. September 1998 in Freiburg i.Br.

Die Antwort auf diese Frage ist nicht zuletzt deshalb so schwer, weil »Kommunikation« wie »Wirklichkeit« oder »Wahrheit« ein Kompaktbegriff ist, der viele Perspektivierungen erlaubt. Auf drei möchte ich kurz eingehen:

- Man kann bei der Beobachtung von interaktiven Kommunikationsprozessen darauf achten, wer wann wo und wie lange das Wort ergreift und wann er es wie abgibt (»*turn taking*«); wie das Verhältnis von verbalen und nicht-verbalen Operationen funktioniert; welche lexikalischen Register, Gattungsschemata oder Leitmetaphern gewählt werden und so fort. In diesem Fall beobachtet man aus der Aktantenperspektive *Handlungsaspekte* von Kommunikationshandlungen in Kommunikations- Prozess-Systemen.
- Man kann von den kommunizierenden Aktanten abstrahieren und beobachten, welche Voraussetzungen erfüllt sein müssen, damit Kommunikationsofferten gemacht (»Informationen mitgeteilt«) und akzeptiert (»verstanden«) werden können. Bei dieser Beobachtung kommen Voraussetzungen in den Blick wie gemeinsames Wissen in der Sach- und Sozialdimension oder verschiedene Typen von Schemawissen. Das heißt, man beobachtet jetzt primär *Sinnsaspekte* von Kommunikationsprozessen in Diskursen bzw. Kommunikationsprozesse als Sinngeschehen.
- Man kann schließlich den Versuch unternehmen, auf die strukturellen und operativen Grundlagen jeder möglichen Handlung und Kommunikation zurückzugehen, um die Grundstrukturen zu modellieren und dann nach dem Verhältnis zwischen Kommunikation und Handlung zu fragen. In diesem Fall entwirft man eine Protologik von Kommunikation und Handlung im Sinne der Distinktionstheorie von R. Jokisch (1996).

Im Hinblick auf diese Vorgangsweisen ergeben sich aus dem hier favorisierten prozessorientierten Modell folgende grundsätzliche Annahmen: Wenn das Prozessieren von Sinn im weitesten Sinne gesellschaftliche »Wirklichkeit«, das heißt reflexive Beobachtbarkeit und Anschlussfähigkeit erreichen will, muss es als Handlung inszeniert (performativ) werden, um zurechenbar zu sein, und zwar als eine spezifische Handlung des sozial akzeptablen Prozessieren von Kommunikationsinstrumenten und Medienangeboten in Geschichten und Diskursen bzw. als sozial akzeptables Prozessieren non-verbaler Ausdrucksmöglichkeiten.

Der sozial akzeptable Gebrauch von Kommunikationsinstrumenten und Medienangeboten setzt Wissen voraus, das – basierend auf einer vergleichbaren Sozialisation – im Sinne einer operativen Fiktion prinzipiell als kollektives Wissen beschrieben werden kann. Diese Wissensbestände reichen von enzyklopädischem Wissen und sprachlichem Wissen bis zu Schemawissen, der Kenntnis moralischer Grundsätze

oder der Kenntnis der gesellschaftlich akzeptablen Inszenierungsstile für Gefühle.

Handlungspraktisch gesehen heißt das: Beiträge zu Themen in Diskursen erfolgen im Rahmen von Kommunikationsprozessen in Geschichten, die nur deshalb als sozialintegrative Sinnorientierungsschemata fungieren können, weil sie soziokulturelle Orientierungskapazitäten für Entscheidungen, Handlungskommunikationen und Kommunikationshandlungen bereitstellen.

Die Frage nach der Existenz von Kommunikation kann also schlicht so beantwortet werden: Wir sind durchaus in der Lage, Kommunikationsprozesse zu beobachten, durchzuführen und zu beschreiben. Diese Kommunikationsprozesse und ihre Resultate sind für die beteiligten Aktanten »wirklich«. Und in solchen Kommunikationsprozessen wird darüber entschieden/stellt sich heraus/kommt zur Sprache, was als wirklich gilt/akzeptiert wird.

19. Über die »Wirklichkeit der Medien« und die »Medien der Wirklichkeit« wird in Abschnitt 21 gesprochen. Was das Verhältnis von Kommunikation und Wirklichkeit betrifft, empfiehlt es sich, weder von »Kommunikation« noch von »Wirklichkeit« zu sprechen. Dann reduziert sich das brisante Thema auf die Feststellung, dass die »Themen der Kommunikation« die Themen der *Kommunikation* sind, und das heißt nach der hier vorgeschlagenen Sprechweise: Themen von Kommunikationsprozessen für Aktanten in jeweils ganz konkreten Situationen und sozialen Settings.

20. verstehen

»sätze kann man nur dann verstehen, wenn man aufgibt, sich selbst verstehen zu wollen.« – »sich verstehen: wenn beide so auf sich selbst eingehen, dass sie nachahmen, wie der andere nachahmt, dass er auf den anderen eingeht.«

(Franz Josef Czernin)

1. Nach den Überlegungen in Abschnitt 4 ist es m.E. konsequent, wieder den *Handlungsaspekt* von Verstehen zu betonen. Im kognitiven Bereich, so war dort gesagt worden, kann Verstehen beschrieben werden als Zuordnung einer für einen Aktanten kohärenten Bedeutung/Lesart zu einem Kommunikations- bzw. Medienangebot. Im sozialen Bereich bezeichnet ›Verstehen‹ die Zuordnung einer Verstehensleistung auf Grund einer vorherigen Kommunikationshandlung: Verstehen wird hier an den Reaktionen der Partner, also an Anschlusshandlungen, abgelesen. Verstehen heißt hier so viel wie: »A reagiert auf ein Kommunikationsangebot entsprechend den Erwartungen von B« und schließt damit einen Kommunikationsprozess erfolgreich ab.

Seit den Arbeiten von P. Watzlawick wird deutlich zwischen dem inhaltlichen und dem Beziehungsaspekt von Kommunikation unterschieden. In Bezug auf beide Aspekte kann verstanden und missverstanden werden. Die Differenz Verstehen/Missverstehen ist aber nur auf der Grundlage vorhergegangener sozialer Interaktionen sinnvoll; auf der kognitiven Ebene kann ich nicht missverstehen, weil ich nicht gleichzeitig einen Prozess der Bedeutungszuordnung und seiner Beobachtung durchführen kann. Kognitives Verstehen ist erfolgsgewiss (= wirklich); wäre es das nicht, hätte der Verstehende eine andere Möglichkeit der Bedeutungszuordnung gewählt.

2. Auch hier erweist es sich m.E. als plausibel, Verstehen als einen *Prozess* zu modellieren, der ganz unterschiedlich strukturiert sein kann. Grundsätzlich nehme ich an, dass zum Verstehen in direkten sprachlichen Interaktionsprozessen zwei Aktanten (als A und B bezeichnet) erforderlich sind, die als Produzent und Rezipient, als Auslöser und Reaktant oder als Prozess-Eröffner und Prozess-Schließer bezeichnet werden können. Zwischen den beiden Instanzen (die sowohl von Einzelpersonen als auch von Gruppierungen gebildet werden können) können unterschiedliche *Konstellationen* bestehen, die im Folgenden genauer dargestellt werden sollen:

– A und B befinden sich derselben Situation, sie interagieren face-to-face, es ist also gegenseitige Wahrnehmbarkeit der Kommunikationspartner gegeben;

- A und B agieren im Fall von Medien-vermittelter Kommunikation in unterschiedlichen Situationen;
- A beobachtet B, ohne dass B den A beobachtet/beobachten kann;
- A vollzieht eine Äußerungshandlung, die B rezipiert und nutzt;
- A adressiert ein Medienangebot an B, das dieser in einer anderen Situation rezipiert und nutzt;
- A veröffentlicht ein Medienangebot, das u. a. auch B rezipiert und nutzt;
- A realisiert eine Handlung, die B beobachtet und »deutet«;
- A beobachtet – unbemerkt von B – ein Verhalten von B, das er als eine bestimmte Handlung »deutet«.

Je nachdem, welche Konstellation von A und B realisiert wird, ergeben sich ganz unterschiedliche Voraussetzungen für das, was man im Alltag mit ›verstehen‹ meint.

Wenn man sich umgangssprachliches *Reden über* »verstehen« an- sieht, dann kann man ganz unterschiedliche Varianten beobachten. ›Verstehen‹ wird benutzt im Sinne von:

- Ich kann eine Äußerung/einen Text usw. problemlos rezipieren.
- Ich nehme an/unterstelle, dass Du bei/mit Deiner Äußerung dasselbe meinst wie ich bei meiner Rezeption.
- Ich kann mir einen Reim darauf machen, dass/warum A in G jetzt p äußert und nicht q.
- Ich kann mir schon erklären, warum Du in G H tust/was Du mit H beabsichtigst/warum Dir H unterläuft usw.
- Ich bin mir dessen gewiss, was Du mit p/H ausdrücken/bezwecken willst.
- Ich kann mich in Deine Lage versetzen, wenn Du in G H tust.¹

Solche Varianten lassen sich systematisieren und bezeichnen die verschiedenen Zielrichtungen von »verstehen«, nämlich Äußerungsverstehen, Mitteilungsverstehen, Motivverstehen, Handlungsverstehen, Intensionsverstehen und Ausdrucksverstehen bei non-verbaler Kommunikation. Auf einige dieser Varianten will ich kurz eingehen.

3. Nehmen wir den Fall der sprachlich-kommunikativen Face-to-face-Interaktion. A und B befinden sich in derselben Situation im Einbet- tungsrahmen einer Geschichte, die sie gemeinsam herausbilden bzw. entstehen lassen. Dabei kann es sich um eine Erstgeschichte der beiden handeln oder um die Fortsetzung eines bisher schon aufgebauten Ge- schichtenzusammenhangs. In jedem der beiden Fälle entwerfen A und B ganz unterschiedliche Konstruktionen des Partners und der Situation, die ja beide nicht »als solche« gegeben sind, sondern von A und B kog-

¹ Bei dieser Konstellation empfiehlt es sich, von *Verständnis* statt von Verstehen zu reden.

nitiv entworfen werden müssen. Wenn es sich um einen Geschichtenzu- sammenhang handelt, dann haben beide Partner schon Erfahrung mit der Verlässlichkeit ihrer Partnerbilder und Situationseinschätzungen, was die Kommunikation erheblich beeinflusst, insofern diese Erfah- rung den Erfolg bzw. Misserfolg von Kommunikationsprozessen schon prognostiziert.

Wichtig ist nun, dass die Geschichte, in die A und B verstrickt sind, zugleich von ihnen konstituiert wird und sie wiederum konstituiert, da sich beide ständig auf die sozusagen mitwachsende Geschichte als Sinnrahmen beziehen und das auch beim anderen unterstellen. Dabei wird die Beziehung zwischen A und B durch non-verbale Operationen unterstützt und mit-dirigiert.

4. Wie schon an anderen Stellen betont, wird die Produktion wie die Rezeption und Nutzung von sprachlichen Äußerungen und Medien- angeboten bei A und B ko-orientiert durch den Bezug auf kollektives Wissen, das so unterschiedliche Dimensionen wie Handlungsschemata, sprachliches und enzyklopädisches Wissen, soziales und kulturelles Wissen und so fort umfassen kann. Die Konstruktion des jeweiligen Partnerbildes bei A und B ist entscheidend dadurch geprägt, welche Verfügungsbreite und –tiefe über kollektives Wissen die Partner einan- der unterstellen.

Berücksichtigt man den Aspekt, dass Geschichten und Diskurse wiederum eingebettet sind in soziale Systeme, dann kommen Einflüsse in den Blick, die für die Aktanten in der Regel unbemerkt bleiben und sich als Einschränkungen von Beliebigkeit erst der Beobachtung zweiter Ordnung erschließen: Auch hier ist also zu berücksichtigen, dass solche Zwänge nur dann wirksam werden können, wenn sie durch Aktanten prozessual relevant werden. – Die Bewusstseinsfähigkeit und -pflichtig- keit solcher Wirkungszusammenhänge steht auf einem anderen Blatt.

5. Wie kann man *Handlungsverstehen* konzipieren?

A, so mein Vorschlag, versteht eine Handlung von B dann, wenn er auf Grund seiner komplexen Voraussetzungssituation in einer Ge- schichte B beobachtet, aus seiner Sicht Verhaltensweisen von B als eine Realisierung eines spezifischen Handlungsschemas deutet und der Handlung eine Absicht und ein Ziel zuordnet. Stehen A und B in der Beziehung gegenseitiger Wahrnehmung zueinander, dann können sol- che Handlungszuschreibungen durch Anschlusshandlungen bzw. durch Anschlusskommunikationen zwischen A und B auf ihre Akzeptanz hin ausgehandelt werden. Anderenfalls empfindet A seine Zuschreibung und Deutung dann als geglücktes Handlungsverstehen, wenn deren Wahrscheinlichkeit hoch ist und den Erwartungen A's an sinnvolles Handeln entspricht.

Handlungsverstehen kann m. E. modelliert werden als die von einem Beobachter B vollzogene systemspezifische *Simulation der Problemlösung* eines anderen Aktanten A. Diese Simulation kann wiederum als eine doppelte Konstruktion beschrieben werden: Der Beobachter B konstruiert im Rahmen seiner Konstruktion der gemeinsamen Geschichte G ein Bild von A und er konstruiert ein Bild der Einschätzung der jeweils gemeinsamen Geschichte G durch A. Dass dieser Konstruktionszusammenhang höchst riskant ist, dürfte ebenso klar sein wie die Einsicht, dass dieser Konstruktionszusammenhang nicht nach wahr/falsch-Kriterien bestimmt werden kann, sondern nach Kriterien wie ›Plausibilität‹ oder ›Akzeptanz‹.

6. Wie steht es mit dem Verstehen von *Äußerungen* und *Medienangeboten*?

Auch hier spielen die oben genannten Konstellationen eine wichtige Rolle. Sowohl in der Face-to-Face-Kommunikation als auch in medienvermittelter Kommunikation muss zwischen den kognitiven und den kommunikativen Prozessen unterschieden werden. Kognitiv vollzieht sich Verstehen als Bedeutungs-Produktion: A ordnet im Rezeptionsprozess den wahrgenommenen Materialien der Äußerung oder des Medienangebots von B gemäß den Kognitionsbedingungen in seiner komplexen Voraussetzungssituation in dem jeweiligen Geschichten- und Diskurs-Sinnzusammenhang eine für ihn befriedigende Lesart zu. Antwortet A auf das Ergebnis dieses seines kognitiven Prozesses mit einer Handlung, einer Äußerung oder einem Medienangebot, das B erwartet hat bzw. das ihn befriedigt, so schreibt B dem A Verstehen zu. Welche Divergenzen zwischen Erwartung und Erwartungserfüllung B als tolerabel ansieht, hängt wiederum vom Geschichten- und Diskurs-Zusammenhang ab. Wird die Toleranzgrenze überschritten, ist B daran interessiert und willigt A ein, dann kann diese Divergenz zum Gegenstand metakommunikativer bzw. metatextueller Anschlusskommunikationen gemacht werden: A und B handeln ihre Lesarten von Äußerungen oder Medienangeboten kommunikativ aus. Dadurch wird nicht etwa die richtige Lesart ermittelt, sondern der Grad der Integration von A und B in den Geschichten- und Diskurs-Zusammenhang erhöht.

Auch bei medienvermittelter Kommunikation entfällt in aller Regel die Möglichkeit, die soziale Akzeptanz einer Bedeutungszuweisung von B zu überprüfen. Zwar kann A diese Überprüfung nicht vornehmen; wohl aber kann B, etwa durch interaktive Kommunikation über A's veröffentlichtes Medienangebot überprüfen, ob seine Bedeutungszuweisung von anderen akzeptiert wird (etwa im Gespräch mit Kollegen über eine Fernsehsendung des Vortags).

Verstehen, so kann man vielleicht zusammenfassend sagen, ist der Prozess, der kommunikative wie nicht-kommunikative Ereignisse in

der Umwelt eines Systems in *eine strikt System-spezifische Semantik transformiert*.

7. Bei den bisherigen Überlegungen war ein Gesichtspunkt genannt, aber noch nicht behandelt worden, und zwar der Aspekt *Bewusstseinsfähigkeit* und *Bewusstseinspflichtigkeit*.

Kognitive wie soziale Verstehensprozesse laufen in der Regel automatisch ab, das heißt, sie sind weder bewusstseinsfähig noch -pflichtig. Verstehen heißt dann, eine Sprache können bzw. wissen, was man in einem Geschichten- und Diskurs-Zusammenhang »richtigerweise« tut. Darum treten Verstehensprobleme erst auf, wenn Routinen versagen und Verantwortlichkeit eingefordert wird. Erst dann werden Aktanten aufmerksam auf das Stocken oder Versagen von Prozessen, die normalerweise automatisch ablaufen. Verstehensprobleme sind also typische Probleme des Beobachtens zweiter Ordnung, die auftreten bei dem Versuch, ablaufende Prozesse und ihre Beobachtung zu trennen.

In der hier favorisierten Terminologie könnte man auch sagen: Das Verstricktsein in Geschichten und Diskurse in soziokulturellen Orientierungsrahmen ist die Voraussetzung dafür, dass kognitiv wie sozial erfolgreich und reibungslos gehandelt werden kann. Erst wenn die Kontinuität und Effizienz der Verstricktheit durch die Unterbrechung von Selbstverständlichkeiten beobachtungsfähig und – wie etwa in Lernsituationen – auch bewusstseinspflichtig wird, versuchen die Aktanten, diese Störung zu beheben, indem sie sonst unbewusst ablaufende Prozesse intentional simulieren, und das heißt die eigene systemspezifische Konstruktivität zu imitieren und zugleich zu limitieren versuchen. Die Differenz zwischen unbeobachteter Konstruktivität auf der Ebene des Beobachterhandelns erster Ordnung und simulierter Konstruktivität auf der Ebene des Beobachterhandelns zweiter Ordnung aber ist nicht beobachtbar und darum nie einholbar.

Darum reden wir beim Reden über Verstehen von etwas, von dem wir nicht sehr viel verstehen; denn alles Beobachtbare, auf das wir uns bei solchem Reden beziehen, kann nicht das sein, worüber wir reden wollen, weil wir, wenn wir verstehen wollen, was wir über das Verstehen sagen, schon verstanden haben müssen. Oder anders gesagt: Der Prozess des Verstehens und der Diskurs über das Verstehen laufen in kategorial verschiedenen Dimensionen ab, und es gibt keine plausible Möglichkeit, die Relation zwischen beiden genau zu bestimmen. -

Wahrscheinlich hat deshalb der Diskurs über das Verstehen kein absehbares Ende.

21. mit Medien umgehen¹

»In der Welt der Simulation wird das Reale zur Obsession.«
(Norbert Bolz)

1. Mein Interesse an Medien unter der Beobachtungsperspektive Alltag und Wirklichkeit lässt sich auf zwei Aspekte konzentrieren: die »Wirklichkeit der Medien« und die »Medien der Wirklichkeit«; Aspekte, die man auch unter der Überschrift »Ereignis und Nachricht« kommentieren könnte. Und meine Vor-Eingenommenheit bei der Behandlung dieser Aspekte lässt sich nach dem bisherigen Gang der Argumentation als die Erfahrung formulieren: Sobald man von »der Wirklichkeit« spricht, beginnen die Verwirrungen – und bei der Rede von »den Medien« geht es uns nicht besser, wie die zahlreichen Sammelbände zum Thema Medien in den letzten Jahren drastisch belegen.

Am Anfang von Überlegungen zu Medien sollte die Beobachtung stehen, dass unser alltäglicher Umgang mit Medien *implizit* referentiell, dualistisch und realistisch ist. Wir unterscheiden im Alltag sehr wohl zwischen Ereignis und Nachricht, zwischen der Beobachtung und dem Beobachteten, zwischen dem Gegenstand und seiner Beschreibung. Ohne diese Annahme wäre wohl kaum zu erklären, warum uns Medienangebote faszinieren, warum wir täglich so viel Zeit auf den Umgang mit Medienangeboten verwenden, und warum wir uns so aufregen, wenn Falschmeldungen, Fakes oder Recherchefehler ans Tageslicht kommen. Wie lassen sich diese unsere Alltagsroutinen nun mit medienwissenschaftlichen Redeweisen von der »medialen Konstruktion der/von Wirklichkeit« vermitteln?

2. Generell lassen sich Medienprozesse, also Handlungs- und Kommunikationsprozesse im Umgang mit »den Medien« und ihren Angeboten, wie alle anderen Aktanten-basierten Prozesse auch als konkrete Prozesse beschreiben, die in konkreten Situationen Prozess-spezifische Resultate für die jeweiligen Aktanten erbringen, wobei solche Resultate von Aktant zu Aktant differieren können.

Wir als Rezipienten machen bei/mit der Rezeption und Nutzung von Medienangeboten Erfahrungen, die wir als wirklich einschätzen, gleich ob es sich um die Lektüre von Börsenberichten, den Bericht über einen Parteitag oder um die Rezeption eines Spielfilms handelt. Daran schließt sich die zweite Frage an, ob wir das in der Rezeption Erfahrene für wirk-

¹ Eine kritische Übersicht über einschlägige Literatur fehlt bei diesem Thema im ersten Teil deshalb, weil ich dazu in den letzten Jahren vielfältige Darstellungen vorgelegt habe (cf. u. a. Schmidt 2000, 2008).

lich, fiktiv, virtuell oder was auch immer *halten*. Für die Einschätzung des Wirklichkeitsgehalts der Themen von Medienangeboten haben wir im Alltag im Laufe unseres Lebens Kriterien entwickelt, die wir mehr oder weniger automatisch anwenden, wobei solche Anwendungen in der Regel erst dann akut werden, wenn der Wirklichkeitsgehalt in Frage steht bzw. gestellt wird. Solche Kriterien bilden sich im Laufe des sozial anschlussfähigen Umgangs mit Medienangeboten heraus, und zwar in der Form, dass wir im jeweiligen Fall aus Erfahrung wissen, was man tun muss, um den »Wirklichkeitsgehalt« zu überprüfen, bzw. wann (wie z.B. im Fall literarischer Fiktionen oder bei Computerspielen) solche Überprüfungen gerade nicht angesagt sind.

Dabei spielen cross-mediale Vergleiche eine immer größere Rolle. Man schlägt in der Tageszeitung oder im *Kicker* nach, ob die im Fernsehen verlesenen Bundesligaergebnisse »stimmen«; man ruft bei der Börse an, ob die im Teletext einzusehenden Kurse »gelten« usw.

In der Regel macht man dann die Erfahrung, dass die intermediale Kontrolle funktioniert – Schalke schlägt in allen Medien Wolfsburg, der FC Bayern spielt in allen Medien gegen den VfB Stuttgart unentschieden.

Schwieriger wird es, wenn man guten Grund zu der Annahme hat, dass Nachrichten Interessen-bedingt manipuliert werden; und misstrauisch wird man (inzwischen fast notorisch), wenn man weiß, dass es für bestimmte Nachrichten nur eine einzige Informationsquelle gibt und diese möglichst unzugänglich gehalten wird, um Medienvergleich und Kontrolle unmöglich zu machen (so bekanntlich in den beiden Irak-Kriegen).

Die Einschätzung des Wirklichkeitsgehalts (nach unserer begründeten Überzeugung oder erfolgreichen Erfahrung) erfolgt also in konkreten sozialen Settings. Darum ist die technische Möglichkeit der Virtualisierung so wichtig, weil damit eine neue Unterscheidung aufgemacht worden ist, und zwar die Unterscheidung zwischen der »Wirklichkeit der Virtualität« und der »Virtualität von Wirklichkeit« – soll heißen: wir erfahren wirklich Virtualitätsangebote², und wir erfahren, dass Wirklichkeitsangebote virtuell sein können.

E. Esposito hat dargestellt, wie sich durch die Entwicklung der literarischen Fiktion und der Wahrscheinlichkeitsrechnung seit dem 17. Jahrhundert eine »Realitätsverdopplung« eingestellt hat, die aus dem Wech-

² Bolz hat diese Zusammenhänge auf gewohnt rhetorisch brillante Art zuge-spitzt: »Medienwirklichkeit: sie erzeugt erst die Erwartung einer »eigentlichen« Realität. Die Medien virtualisieren alles – dagegen formiert sich dann ein Fetischismus des wirklich Wirklichen, eine Sehnsucht nach dem »natur-belassen« Unsimulierbaren. [...] Man darf vielleicht prinzipiell behaupten: In der Welt der Simulation wird das Reale zur Obsession.« (2000:34)

selspiel zwischen Realität und Fiktion resultiert. »Der springende Punkt ist nicht, *was* real ist und was nicht, sondern *wie* sich die verschiedenen Realitäten konstituieren und in welchem Verhältnis sie zueinander stehen. Die reale Realität, so könnte man sagen, büßt im Austausch mit der Fiktion keineswegs an Realität ein, sie wird dadurch vielmehr immer realer, da sie immer komplexer wird und sich eigene Bedingungen schafft.« (2007:74) Das Verhältnis zwischen der Realität der Fiktion und der Fiktion der Realität führt zu einem »Realitätspluralismus«, einer »vertikalen Realitätsvervielfachung«, die gekennzeichnet ist durch »(...) die Gleichzeitigkeit von Kontingenz und [die] Abwesenheit von Willkür, und darin besteht die Modernität der Konstruktion.« (68)

3. Medien (im Sinne von Mediensystemen)³ existieren unbestreitbar als technisch-soziale Artefakte in unserem Alltag. Wir erfahren sie täglich als wirklich und nutzen sie als erfahrbare Möglichkeiten. Ihre Existenz sagt aber noch nichts darüber aus, ob und wie wir sie objektiv erkennen können. Jahrzehnte medienwissenschaftlicher Forschung haben zu dem Ergebnis geführt, dass wir das, was wir als Mediensystem beschreiben, zwar in unterschiedlichster Weise beschreiben können, dass wir uns aber bisher auf keine Abschlussbeschreibung geeinigt haben.

4. In der Mediendiskussion (vor allem im Umkreis von Fr. Kittler) spielt die Frage nach einem *medientechnischen Apriori* eine gewisse Rolle. S. Krämer hat darüber hinaus die Frage aufgeworfen, ob wir nicht an die Grenzen »(...) einer bloß handlungstheoretischen Bestimmung unseres interpretierenden und konstruierenden Weltverhältnisses« gekommen sind, ob nicht die »(...) materialen Strukturen von Medien (...) geschichtlich sich wandelnde Vorräte von Unterscheidungsmöglichkeiten bereit[stellen], in deren Spektrum erst Zeichen gebildet, fixiert und übermittelt werden können, sich also die raum-zeitlich situierte Performanz unseres Zeichenverhaltens wirklich vollzieht.« Heißt Umgang mit Medien nicht »Handhabung einer Ordnung, die wir nicht selbst gemacht und hervorgebracht haben«, und kann das nicht als »Einbruch des ›Nicht-Hermeneutischen‹« (sensu H. U. Gumbrecht 1996) gedeutet werden? (1998:90)⁴

3 Als Mediensysteme bezeichne ich das systemische Zusammenwirken von Kommunikationsinstrumenten technischen Dispositiven, Institutionalisierungen und Medienangeboten. Cf. zuletzt Schmidt (2008).

4 Wiesing hat die These aufgestellt: »Das von Medien sichtbar gemachte ist prinzipiell anderer Art als das, was ohne Medien sichtbar wird. Man sieht dem, was von einem Medium sichtbar gemacht wurde, an, dass es von einem Medium sichtbar gemacht wurde: Medien machen etwas sichtbar, hörbar und lesbar, was nicht physikalisch existiert.« Und dies bezeichnet er als »Geltung« oder »Selbigkeit«. (2008:245 f)

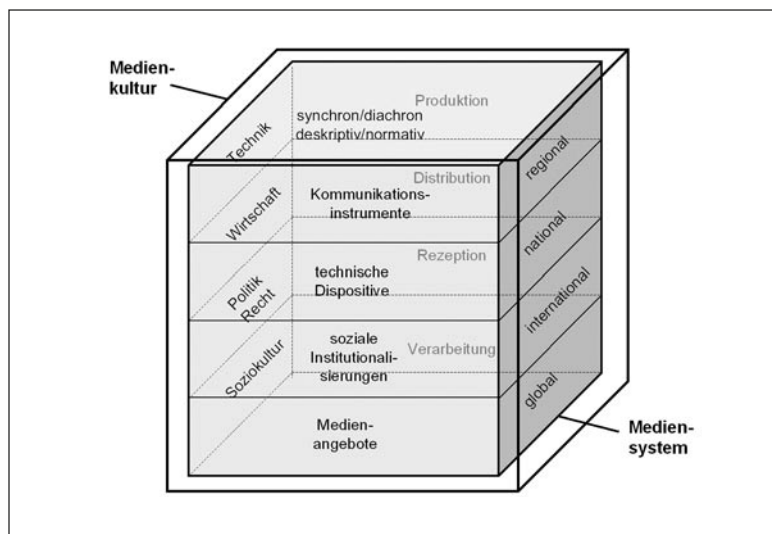
Wenn man sich die Komponenten von Mediensystemen (nach meiner Einteilung) ansieht, so wird man folgende Beschreibungen vornehmen können:

- Kommunikationsinstrumente (allen voran natürliche Sprachen) werden in Mediensystemen technisch diszipliniert, wodurch neue Möglichkeiten der Herstellung und Darstellung von Inhalten wie Ausdrucksformen entstehen; ohne Kommunikationsinstrumente wären Mediensysteme nicht entstanden. Daraus folgt aber keineswegs ein Apriori-Status; denn erst unter den Bedingungen des systemischen Zusammenwirkens der Komponenten von Mediensystemen werden Kommunikationsinstrumente zu *Prozess-spezifischen* Kommunikationsinstrumenten im Rahmen und unter den Bedingungen der Nutzung durch Aktanten in konkreten sozialen Settings.
 - Die Komponenten von technischen Dispositiven sind zwar dem einzelnen Nutzer in den meisten Fällen nicht verfügbar, aber sie sind irgendwann von Spezialisten entwickelt worden. Mit ihrer Hilfe können bei kreativer Verwendung neue und neuartige Medienangebote produziert werden bzw. wie im Falle der Internettechnologie Möglichkeiten der Herstellung bzw. der Verknüpfung, Transformation und Zerstörung von im Netz auffindbaren Medienangeboten realisiert werden, wobei sich die Aktanten – wie bei allen anderen Medien auch – den technischen Bedingungen unterwerfen müssen. Auch technische Dispositive und ihre Komponenten haben keinen Apriori-Status; sie liegen zwar der Nutzung durch den je einzelnen Nutzer zeitlich voraus, aber erst in Nutzungsprozessen spielen sie eine Rolle, die von den Nutzern allerdings nur in unterschiedlichen Maße durchschaut und beherrscht wird.⁵
 - Mediensysteme erfordern institutionelle bzw. organisationelle Regelungen; denn es geht um Geld, Macht, Recht und die Lösung sozialer Probleme. Solche Regelungen betreffen die innere Struktur wie die intersystemischen Kontakte von Mediensystemen. Sie bilden ebenso wenig ein Apriori wie die Technik, weil sie wie die Technik auch erst in Prozessen der tatsächlichen Nutzung von Mediensystemen »eine Rolle« spielen, und das heißt Resultate zeitigen, die als wirklich erfahren werden (können).
 - Medienangebote resultieren aus dem systemischen Zusammenwirken der drei anderen Komponenten als »wirklich existierende Angebote«, die allerdings erst dann eine »wirkliche Rolle« in der Kommunikation spielen, wenn sie auch tatsächlich rezipiert und genutzt werden.
- 5 »Medien sind eine notwendige, aber keine hinreichende Bedingung bedeutungshaften Weltbezugs; und sie sind zudem nie die Akteure der Welterschließung – so sehr sie ihren Sinn auch prägen. So wie nichts ohne Medien ist, sind Medien nichts ohne ihren Gebrauch.« (Münker 2008:334 f)

Eben darum tobt in allen Mediensystemen seit der Schrift ein Kampf um Aufmerksamkeit, also eben ein Kampf um »mögliche Wirklichkeit« von Medienangeboten im Alltag von Aktanten.

- Auch Medienangebote können also keinen Apriori-Status beanspruchen, weil sie noch nicht einmal einen Identitätsstatus als singuläres Objekt beanspruchen können. Erst und nur in Prozessen der Produktion, Rezeption, Distribution und Verarbeitung bekommen sie für die beteiligten Aktanten einen Prozess-spezifischen »Wirklichkeits-Status«.
- Erst in der Nutzung kann man von Medien sprechen, wobei ernsthaft zu berücksichtigen ist, dass jede Mediennutzung kulturell geprägt ist, und zwar auf allen Seiten der Mediennutzung von der Produktion bis zur Verarbeitung von Medienangeboten.⁶ Soll heißen: Jedes Mediensystem, von der Schrift bis zum Internet, entwickelt ein eigenes Kulturprogramm für seine Nutzung.

Die verschiedenen Aspekte der Rede von Mediensystemen sind in folgendem Modell (eigene Darstellung) grafisch zusammengefasst:



Insgesamt kann man also auf S. Krämers Argument wie folgt antworten: Der Wandel materieller Strukturen, angefangen von den Materialitäten der Kommunikation (= semiotische Materialitäten) bis zum Wandel technischer Strukturen im Rahmen von Mediensystemen schafft in der

⁶ So konstatiert Münker lakonisch: »Ein Medium ist etwas, das sich erst im Gebrauch als Medium konstituiert.« (2008:334)

Tat Unterscheidungsmöglichkeiten, die zumindest teilweise neu sind. Aber diese Möglichkeiten liegen nicht als »Vorräte« bereit, sondern erweisen sich erst in der Nutzung durch Aktanten als Möglichkeiten bzw. als Voraussetzungen für Setzungen. Auch von einem Einbruch des Nicht-Hermeneutischen kann m.E. nicht die Rede sein. Alle Medien seit der Schrift weisen den für sie konstitutiven Doppelaspekt von Materialität und Sinndimension auf, die wechselseitig konstitutiv sind – man darf sich also nicht wundern, wenn Veränderungen auf der einen Seite nicht ohne Folgen für die andere bleiben können und umgekehrt. Dieses Verhältnis sollte aber nicht im Modus linearer Kausalität beschrieben werden, sondern eher im Modus co-evolutiver Kreiskausalität: technische Veränderungen sind Ermöglichungsgründe für semantische Entwicklungen, die in Gang gesetzt werden können – oder eben auch nicht.⁷

Auch die oft zu lesende Redeweise von der »Medialität unseres Weltverhältnisses«⁸ sollte m.E. differenziert werden. Ohne Frage sind seit Erfindung der Schrift und progressiv mit jedem neuen Mediensystem unsere Handlungsprozesse, die in Wirklichkeitserfahrungen resultieren, unter Nutzung von Mediensystemen erfolgt. Die massenhafte Verbreitung von Medienangeboten, die zu Wirklichkeitserfahrungen genutzt werden konnten, hat mit dem Buchdruck, der Fotografie, dem Film, dem Hörfunk, dem Fernsehen und dem Internet exzessiv zugenommen. Mediensysteme sind sozusagen Beobachtungs- und Beschreibungsmaschinen, die im Prinzip alles in Natur und Gesellschaft zu beobachten und zu beschreiben erlauben und damit, wie oft genug ausgeführt worden ist, Kontingenzerfahrung zur Alltäglichkeit machen – es könnte alles andere und alles andere anders beobachtet und beschrieben werden. – Dem korrespondiert in paradoxer Weise, dass die Aktanten in Mediensystemen nur höchst ungern die Kontingenz ihrer Aktivitäten beobachten und beschreiben lassen.

Dabei muss deutlich unterschieden werden: Mediensysteme *erzeugen* keine Wirklichkeiten⁹; sie liefern vielmehr Erfahrungsangebote, die von Aktanten zur Wirklichkeitserfahrung *genutzt* werden können. Allerdings dirigieren die Medienangebote durch ihre thematische und kompositorische Selektion¹⁰ und Performanz mehr oder weniger stark

⁷ Cf. dazu Schmidt (1998).

⁸ Zur Debatte über einen »medialen Turn« cf. die Beiträge in Hug (Hg.) (2008).

⁹ Weibel u. a. sprechen m.E. zu umstandslos von der »medialen Konstruktion« von Gesellschaft, Geschichte, Gedächtnis, Realität, Politik und Öffentlichkeit. (2000:196)

¹⁰ Bolz verweist darauf, dass in unserer Gesellschaft »Weltwahrnehmung zunehmend durch Kommunikationswahrnehmung ersetzt« wird. Was

die Bandbreite möglicher Wirklichkeitserfahrungen, ohne sie jedoch determinieren zu können.

Das wird z.B. deutlich an der Differenz Fakten/Fiktionen. Welches Medienangebot nach dem Nutzungstyp »Fakten«, welches nach dem Typ »Fiktionen« strategisch bzw. routinemäßig genutzt wird, das bestimmt nicht allein das Medienangebot – und Ähnliches gilt für die Unterscheidung Information/Unterhaltung. An solchen Stellen wird die kulturelle Prägung aller Mediennutzungen besonders deutlich.

(Wem diese Antworten zu schlicht oder zu trivial sind, der hat sicher komplexere und spannendere auf Lager.)

5. Welche Medienangebote wir als Rezipienten geliefert bekommen bzw. als Produzenten selbst herstellen ist im Prinzip unsicher und unvorhersehbar. Daher operieren beide Seiten, Produzenten und Rezipienten, mit Schematisierungen¹¹, die als reflexive Strukturen im Stile von Erwartungs-Erwartungen fungieren. Gattungsschemata¹², feste Sendeplätze, Serialisierung des Programms und Metamedienangebote wie z.B. Rundfunkzeitungen und Programmvorschauelemente ermöglichen dem Rezipienten, sich im Angebotsangebot zu orientieren und seinerseits typische Selektionsmuster zu entwickeln, die sowohl die Wahl des Mediensystems als auch die Wahl spezifischer Medienangebote betreffen – und immerhin gibt es noch den Papierkorb, den Telecommander und die Lösch-Taste.

Mit diesen Zusatzvorkehrungen wird das Unwahrscheinliche wahrscheinlich gemacht¹³, was den Aktanten aber nicht die Entscheidung abnimmt, welches Mediensystem und welches Medienangebot gerade genutzt werden soll und zu welchem Zweck.

6. Wie schon oft betont, hat sich seit der Schrift das Verhältnis zum Leib¹⁴ durch raum-zeitliche Entkopplungen verändert. Medienvermittelte Kommunikation ist nicht mehr an leibliche Präsenz gebunden, Kommunikation wird vom Leib gelöst. Entkopplung hat sich im Laufe der Mediengeschichte unterschiedlich manifestiert. Die in interaktiver Kommunikation erforderliche Präsenz von Leib und Situation wird bei Schrift, Buchdruck, Fotografie und Hörfunk durch Telemedialität ersetzt; Telefon und Internet erlauben Teleinteraktion; Cybertechnologien erlauben Telepräsenz und Tele-Effektivität.

sich also der Wahrnehmung darbietet, ist »immer schon« durch den Filter der Medien gegangen. »Selektionen setzen immer schon Selektionen voraus; Umwelt ist immer vortypisiert.« (2000:36)

11 Cf. dazu Schmidt (2008a).

12 Cf. dazu Schmidt (1987).

13 Cf. dazu Schmidt (2008), Kap. II, 3 und (2008a).

14 Cf. dazu die Beiträge in Becker & Schneider (Hg.) (2000).

Entsprechend sind im Blick auf Mediensysteme folgende Aspekte zu unterscheiden:

- materiale Formate wie Zeitung, Hörspiel oder E-Mail;
- kulturelle Formatierungen auf Seiten aller an Medienprozessen Beteiligter (also Produzenten, Distributoren, Rezipienten und Verarbeiter);
- individuelle Vermögen der »Ver-Körperungen« von Mediennutzungen, kurz Medienkompetenz.

Beim Erfahrungsmachen mit Medienangeboten muss eine größtmögliche Komplexität von Beschreibungsaspekten angestrebt werden; denn Erfahrungsmachen ist ein komplexer Prozess bestehend aus (mehr oder weniger bewussten) theoretischen Annahmen, verbindlichen Traditionen und Wertungen, praktischen Handlungen und konkretem »Sich-Einmischen« des ganzen Menschen mit Leib und Geist – und bei allem bestimmt von Emotionen, Wertorientierungen und Motivationen.¹⁵

7. U. Thiedecke hat darauf verwiesen, dass medienvermittelte Kommunikation Selbstinformation (vor allem im Internet), Komplexität sowie Nichtwissen fördert – die Inseln des Wissens im Meer des Nichtgewussten, so könnte man sagen, werden immer marginaler. Damit wird eine zum Teil extreme Individualisierung der Mediennutzung befördert und die Semantik verbindlicher Selbst- und Fremdbeschreibungen von Individuen wie von gesellschaftlichen Gruppen oder Gesellschaften forciert. (1999:35f.)

Die technischen Möglichkeiten, jederzeit im Internet aktiv zu werden, Beiträge einzustellen und zu nutzen (Blog, YouTube, Twitter usw.), sowie die Möglichkeiten von Rückkanälen haben in den letzten Jahren bekanntlich dazu geführt, dass Nutzer auf die Produktion von Medienangeboten Einfluss nehmen: Sie wollen *ihre* Themen behandelt haben, und sie möchten anderen dokumentieren, wie sie selbst damit umgehen.

D. Baecker (2005) hat auf andere systematische Konsequenzen von Medienentwicklungen aufmerksam gemacht.

Mit der Schrift erreicht man auch Abwesende, erweitert also seinen Kommunikationsradius. Allerdings steigt dabei das Risiko, etwas einmal Geschriebenes wieder aufheben zu können: Wie werden andere mit meinen Festlegungen umgehen? Um den direkten Schluss auf die Reaktion von anderen gleichsam zu verzögern, entstand – so Baecker – die Institution der Einsamkeit bzw. Privatheit: Man zog sich zum Lesen, zum Aktenstudium oder zur Kassenprüfung zurück, und damit wurde zunächst einmal unabschätzbar, was aus der Lektüre resultierte. Das griechische Haus, der *oikos*, wurde zum Residuum für das undurch-

15 Cf. dazu die Beiträge in Schmidt (Hg.) (2005a) sowie Heidbrede (2008).

schaubare Individuum. Keine Verschriftlichung der Gesellschaft ohne Verhäuslichung, lautet Baeckers kühne These.

Die durch den Buchdruck ermöglichte massenhafte Reproduzierbarkeit und Vergleichbarkeit der Kommunikationsangebote bringt dann die intensive vergleichende und kritische Auseinandersetzung mit Schriften und Büchern, kurz Gelehrsamkeit und Hermeneutik mit sich. Die zunehmende Destabilisierung der Gesellschaft durch immer neue Mediensysteme und damit Medienangebote wird (so Baecker im Anschluss an N. Luhmann) kompensiert durch einen neuen Stabilisierungsmodus, nämlich Beobachtung zweiter Ordnung. So entsteht Demokratie als Beobachtung von Politikern durch Politiker, die Wirtschaft wandelt sich zum Markt, der das Käuferverhalten beobachtet, Erziehung wird zur Schule, in der Lehrer Lehrer beobachten – und aus Liebe wird Leidenschaft, in der Liebhaber Liebhaber beobachten um herauszufinden, wie sie deren aufmerksame Beobachtung auf sich ziehen können.

Immer geht es um die Frage: Wie gehen andere mit derselben Situation um? Und solchermaßen rivalisierende Imitation wird gleichsam unter der Hand zum »sozialen Kitt«.

So versteht Baecker die Karriere der Öffentlichkeit in der Neuzeit ebenfalls als Beobachtungsprozess zweiter Ordnung: Korrektur der Nachricht durch Nachricht als Korrektiv der allzu unerreichbaren Individuen in der modernen Gesellschaft. Zugleich aber löst sich im Schatten der schweigenden Mehrheiten jede einzelne Meinung in Wohlgefallen auf – Pluralität, so könnte man sagen, wird erträglich, indem sie *indifferent* wird bzw. *Indifferenz schafft*.

8. In diesem Zusammenhang wird von Medienkritikern vehement über die »Derealisierung« durch Bilderfluten und Mediennutzung lamentiert. Dagegen hält B. Jörissen das Argument, dass man allenfalls dann von »Realitätsverlust« sprechen könnte, »wenn und insofern Alterität im eigenen Weltbild keinen Platz hat«, wenn also keine Möglichkeit alternativer »Weltkonstruktionen« mehr als möglich akzeptiert würde. »Inwiefern mediale Kommunikationsstrukturen und mediale Handlungspraxen diese Konstruktion von Alterität tendenziell unterbinden, ermöglichen oder sogar herausfordern, kann nicht pauschal beurteilt werden, sondern muss jeweils am konkreten Fall untersucht werden.« (2007:174)

Alterität sieht auch M. Sandbothe als Konsequenz des Mediengebrauchs, wodurch ein »Spektrum mediennutzungsformenspezifischer Wirklichkeitsauffassungen ins Spiel kommt.« Daher liegt es nahe, nicht länger von einem einheitlich verfassten Common Sense auszugehen. »Statt dessen liegt es nahe, den zeitgenössischen *common sense* im Zeitalter des Internet als ein reflexiv strukturiertes Alltagsbewußtsein aufzufassen, das auf der expliziten Ebene zunehmend kontextabhängig

und medienrelativ mit unterschiedlichen Wirklichkeitsauffassungen experimentiert.« (2001:239)

Auch E. Esposito wendet sich entschieden gegen die These vom Realitätsverlust oder vom Verlust der Fähigkeit zum Realitätsbezug: »Aus unserer Sicht handelt es sich eher um ein Überangebot an Realitäten, d. h. um eine Vervielfachung des Realitätsbezugs in eine Vielfalt fiktiver Realitäten, die sich nicht gegenseitig ausschließen, die aber zusammen die komplexe und in sich gegliederte Realität unserer Gesellschaft ausmachen.« (2007:68)

9. Mit der hier skizzierten Argumentation wird die immer noch von vielen beschworene (ontologisch gedeutete) Dichotomie von Lebenswirklichkeit und Medienwirklichkeit obsolet. In den Medien angebotene »Wirklichkeiten« werden längst nicht mehr als Verdopplungen der außermedialen Wirklichkeit oder als reine Fiktionen betrachtet, sondern als Angebote, die von Aktanten ganz unterschiedlich rezipiert und genutzt werden können, um Aktanten-spezifische »Wirklichkeiten« entstehen zu lassen. Längst sind die schlichten Referenzmechanismen der europäischen Tradition (die spezifisch sind für diese Tradition) wie wahr/falsch, wirklich/unwirklich, real/virtuell, real/fiktiv usw. in einen erweiterten Pool von Referenzmodalitäten eingebettet, der durchaus auch »Indifferenz« integriert (Stichwort: *Modalisierung von Wirklichkeitsbewertung*), wobei Indifferenz hier interpretiert wird als eine bewusste Differenzsetzung zur im Alltag üblichen Normalität der Differenzsetzung, so z. B. im weiten Bereich der Computerspiele: Die Wirklichkeitsfrage wird bereichsspezifisch durchaus auf Zeit suspendierbar.

Wirklichkeitskategorien sind nicht länger durch »die Wirklichkeit« vorgegeben, sondern entstehen und bestätigen sich im Spiel der diversen Wirklichkeitstests, denen Prozessresultate unterworfen werden. An die Stelle einer Wirklichkeit als normativer Ortho-Wirklichkeit tritt in der neueren Diskussion die Vorstellung von einem Kontinuum von sinnhaften *Virtualitäten*, die zunächst einmal nach der Art ihrer Entstehung oder Herstellung voneinander unterschieden sind, und die dann von Aktanten in Geschichten und Diskursen je nach ihren Wirklichkeitstests auf Zeit und mit guten Gründen als »eine Wirklichkeit« *pragmatisiert*¹⁶ werden. Bei Virtualitäten kann grundsätzlich unterschieden werden zwischen primär technisch, kognitiv und medial fabrizierten Virtualitäten; dabei spreche ich von »primär«, weil die Abgrenzungen nicht exklusiv vorgenommen werden können. – Es liegt wohl überzufällig nahe, den Übergang vom autonomen und ehernen Text der Gutenberg-Galaxie

16 Ich schließe in die Verwendung dieses Begriffs bewusst auch seine österreichische Lesart ein – nämlich »Verbeamtung«.

zu den flüchtigen Hypertextgeweben im Internet als eine bezeichnende Analogie dieser Entwicklung zu sehen.

10. Dieser kurze Durchgang durch aktuelle Themen der Mediendiskussion sollte Folgendes verdeutlichen:

- Medien qua Mediensysteme operieren als Prozess-Systeme, die von Aktanten performiert werden. Was nicht in einem konkreten Medienprozess verwirklicht wird, spielt in Mediensystemen und in der Gesellschaft insgesamt keine Rolle.
- Mediensysteme stellen Medienprozesse und Medienangebote her, die von Rezipienten zu vielfältigen Wirklichkeitserfahrungen nach den verschiedensten Kriterien, Bedürfnissen, Erwartungen und Emotionen genutzt werden können.
- Mediensysteme und Medienangebote werden im Alltag als wirklich erfahren. Was Aktanten damit in ihrem Alltag anstellen, liegt streng genommen allein beim Aktanten – auch wenn er sich von Strategien der Mediensysteme, die auf bisher erfolgreichen Erwartungserwartungen beruhen, in bestimmte Nutzungsrichtungen dirigieren lässt.

11. Kommen wir noch einmal zurück zum Thema Ereignis und Nachricht. Die Fragestellung lautet: Machen Ereignisse Nachrichten oder Nachrichten Ereignisse? Die Antwort scheint unproblematisch zu sein: Erst das Ereignis, dann die Nachricht. Aber ein genauerer Blick stellt diese Eindeutigkeit in Frage.

Ereignisse »gibt« es nur für Beobachter – die Behauptung: »Wenn ein Vulkan ausgebrochen ist, dann ist er auch ohne Beobachter ausgebrochen.«, ist irreführend. Wenn ein Vulkan unbeobachtet ausbricht, spielt er für den Diskurs keine Rolle. Wenn er aber für Beobachter eine Rolle spielt, wenn also in irgendeiner Form darüber berichtet wird, dann folgt dieser Bericht notwendig seinen eigenen Regeln. Und diese Regeln bestimmen, wie aus einem Ereignis eine Nachricht gemacht wird.

Zunächst einmal folgt die Beobachtung Schematisierungen, die für bestimmte Ereignistypen verwendet werden – und die sind bei Naturereignissen »kultürlich« andere als bei politischen oder kirchlichen Ereignissen. Erst die sprachlich bestimmte Schematisierung macht aus einer Abfolge von Geschehnissen ein benennbares Ereignis.

Wird diese zum Ereignis gemachte Geschehnisabfolge beschrieben, spielen auch hier zum Teil hochgradig schematisierte Beschreibungsmuster eine zentrale Rolle: Erzähl- und Berichterstattungsmuster gehören zum kulturellen Repertoire jeder Gesellschaft.

Wird eine zum Ereignis gemachte Geschehnisabfolge zur Nachricht im System des Journalismus, dann wirken vielfältige Determinanten zusammen, so die kognitive und kommunikative Kompetenz der Journalisten, die praktisch wirksame Journalismuskultur, ökonomische,

soziale, rechtliche und politische Faktoren, die die journalistischen Organisationen bestimmen, das jeweils verwendete Mediensystem sowie Darstellungsformen und Distributionsmöglichkeiten.¹⁷ Aus dem Zusammenwirken dieser Faktoren resultiert dann das Medienangebot »Nachricht«, das ein Mediensystem-spezifisch konstituiertes Ereignis präsentiert, in aller Regel verbunden mit dem journalistischen Anspruch, ein außermediales Ereignis objektiv zu repräsentieren.

In diesem Zusammenhang ist ein Blick in etymologische Wörterbücher aufschlussreich. Danach stammt das Wort »Nachricht« aus einer im 17. Jahrhundert vollzogenen Kürzung des Wortes »nachrichtung« im Sinne einer »Mitteilung zum sich danach Richten«. Nach diesem Wortsinn enthält »Nachricht« Momente der Aufmerksamkeitslenkung, des Handlungs- und Denkappells sowie eines Machtanspruchs auf Verfügen über relevante Informationen. Meines Erachtens sind alle drei Aspekte auch heute erkennbar: Eine Nachricht lenkt unsere Aufmerksamkeit, fordert uns auf, uns nach dieser Nachricht zu richten (= aus dem berichteten Ereignis ein für uns relevantes Ereignis zu machen) und die Orientierungsmacht des jeweiligen Mediensystems zu akzeptieren.

12. Mediensysteme wie etwa das Fernsehen befördern praktisch unseren vielbeschworenen Alltagsrealismus, indem sie jeden Zweifel an ihrer Repräsentationsfunktion zu zerstreuen bemüht sind – Kontingenzbeobachtung ihrer Praxis ist verpönt. Interessant ist nun, dass eben dieses Mediensystem in der letzten Zeit praktisch dazu tendiert, den Dualismus durch Hybridisierung zu unterlaufen. Fakten und Fiktionen, Realität und Virtualität, Repräsentation und Simulation, Journalismus und Unterhaltung können immer weniger sauber voneinander getrennt werden. Hybridgattungen wie Infotainment, Reality-Soaps, Factions, Edutainment, Infomercials, Advertorials usw. heißen die neuen Formate, die entwickelt werden, um im Kampf um die Aufmerksamkeit der Zuschauer Erfolg zu haben. Damit aber wird m.E. aus ökonomischen Gründen die Selbstverständlichkeit des alten europäischen Weltbildes zunehmend problematisch. Medientechnisch ermöglichte Praktiken der Modalisierung, Modularisierung und Virtualisierung von Wirklichkeitsvorstellungen und Wirklichkeiten-Erzeugungen erweitern auf Seiten der Rezipienten die starren Bewertungsdifferenzen wie wirklich/fiktiv oder wahr/falsch um Möglichkeiten der Einschätzung solcher Bewertungskriterien, um Kriterien wie Irrelevanz oder Indifferenz. Die Wirklichkeitsfrage wird dadurch sozusagen fraktalisiert.

17 Cf. dazu etwa die lange Debatte über Nachrichtenfaktoren, Darstellungsformen oder Berichterstattungsmuster in der Journalistik. Cf. dazu exemplarisch Weischenberg (1992, 1995).

Nachbemerkungen

»Wie soll man uns Menschen verstehen? Ein Leben lang erschaffen wir uns immer neue Illusionen, nur um sie später zugunsten anderer Illusionen als falsch zu entlarven und beiseitezutun.«

(Wladimir Kaminer)

1. So wenig wie die hier vorgeführten Überlegungen Anspruch auf eine thematische Vollständigkeit oder gar auf endgültige Problemlösungen erheben können, so wenig sinnvoll wäre es, am Ende dieser Überlegungen Schlussstriche zu ziehen. Als sinnvoll erscheinen mir bestenfalls einige Nachbemerkungen, um an einigen Punkten den Duktus der hier vorgelegten Argumentationen noch einmal pointiert zu charakterisieren.

Die erste Bemerkung bezieht sich auf das Dauerthema *Individuum und Gesellschaft*. Sollen Soziologie oder Sozialpsychologie Subjekt-orientiert oder Gesellschafts-orientiert vorgehen? Was dominiert was, oder wie ist das Verhältnis zwischen Individuum und Gesellschaft beschreibend zu modellieren?

Aus den bisherigen Überlegungen folgt eindeutig die Empfehlung, jede Art von kategorialer Trennung zwischen den beiden Polen aufzulösen. Wie sich im Durchgang durch verschiedene Themen gezeigt hat, ist eine solche Trennung systematisch irreführend. Im Alltag sind beide Dimensionen unlösbar miteinander verbunden.

Betrachten wir einige Beispiele.

2. Die in beiden Teilen dieses Buches vorgestellten Beschreibungen von *Handeln* sind immer wieder auf dieselben Beobachtungen »aufgelaufen«: Handeln kann beschrieben werden unter einem individuellen und unter einem sozialen Aspekt. In der Beschreibungsperspektive Individuum geht es um Aktanten als Prozessträger, die mit ihrem Leib und ihrem Bewusstsein Handlungen performieren. Diese Performanz wird in der Beschreibungsperspektive Gesellschaft bezogen auf (sprachlich verfügbare bzw. formatierbare) Handlungsschemata sowie auf soziokulturelle Sinnorientierungen, die die Ziel- und Zwecksetzung der Handlung durch den Aktanten orientieren und auf Handlungspartner beziehen. Erst in deren sprachlichen oder nichtsprachlichen Reaktionen bekommt eine Handlung soziale Relevanz.

Ähnlich angelegt ist die Beschreibung von *kommunikativem Handeln*. Auch hier ist ein Prozess-Träger erforderlich (will man nicht »die Kommunikation« als Akteur personalisieren) und eine beobachtbare leibliche Performanz. Und auch hier sind soziale Regularien verschiedenster Art erforderlich, um erfolgreich kommunizieren zu können;

angefangen von sprachlichen Regularien bis zu Diskursregularien, von Wahrheitsanforderungen bis zum Erheben von Geltungsansprüchen, die sozial eingelöst werden müssen. Insofern ist die Frage nach der Priorität von Handeln oder Kommunizieren auflösbar.

Ähnliches gilt auch für *Erfahrungen*, die einerseits gebunden sind an leibliches Erleben, das nachträglich begrifflich formatiert und damit kommuniziert werden kann. Die begrifflichen Formatierungen ebenso wie die empraktische Bewertung sowie die emotionale und moralische Bewertung von Erfahrungen erfolgen im soziokulturellen Orientierungsrahmen einer Gesellschaft.

Dasselbe Argumentationsmuster verfängt m.E. auch bei Wissen, Erkennen und Wahrheit. Modelliert man sie als konkrete Prozesse, dann folgt daraus, dass man Prozessträger braucht (Wen sonst sollten Wissen, Erkenntnis und Wahrheitskommunikationen denn interessieren?), dass diese Prozesse notwendig in konkreten Situationen ablaufen und in soziokulturelle Ordnungsrahmen eingebettet sind. Weil und solange Aktanten in Sprech- und Handlungsgemeinschaften und bezogen darauf handeln und kommunizieren, operieren sie im Alltag als »Natur« wie als »Kulturgeschöpfe«.¹

Handlungserfolg ist gebunden an kollektives Wissen in Form von Erwartungs-Erwartungen und Unterstellungs-Unterstellungen. Diese operativen Fiktionen ermöglichen einerseits soziale Interaktion mit hinreichenden Erfolgsaussichten und bewahren den individuellen Aktanten Handlungsfreiräume, die kreativ genutzt werden können. Insofern kollektives Wissen im Laufe der Sozialisation unintendiert und unbemerkt von den Sozialisierten als Orientierungswissen in ihr eigenes Handeln übernommen und in sozialen Interaktionen laufend durch Erfolg und Misserfolg stabilisiert und damit normalisiert wird, sichern Gesellschaften durch Sozialisation ihre Reproduktion sowie den sozialen Handlungserfolg der Aktanten, deren Handlungsspielräume zugleich ermöglicht und geprägt werden.

Ohne mit komplizierten Thesen wie der wechselseitigen Konstitution von Individuum und Gesellschaft oder einer Einheit von Differenzen hantieren zu müssen, zeigt die Beobachtung unseres Alltags, dass alles Handeln von Aktanten nur »Sinn macht«, wenn es »im gesellschaftlichen Rahmen« abläuft (und das gilt auch für alles klandestine oder Robinsonade-Handeln); dass andererseits die Vorstellung von Handlungen und Kommunikationen ohne Aktanten ziemlich gespenstisch ist – falls man sie denn überhaupt anstellen will.

1 Noch einmal sei daran erinnert, dass sich im Durchgang durch die verschiedenen Themen in diesem Buch immer herausgestellt hat, dass das Zusammenspiel von Kognition, Emotion, Moral und Empraxis unser Handeln in allen Bereichen bestimmt.

3. Der Aspekt des kollektiven Wissens kann auch unter der Rubrik *Common Sense* beschrieben werden. *Common Sense* als Handlungsorientierung für (im Prinzip) alle Aktanten in einer Gesellschaft darf nicht verwechselt werden mit Konsensresultaten. *Common Sense* ist ein Orientierungsinstrument, ohne das wir keinen Alltag leben könnten.

Wenn ich zurückgreife auf meinen Vorschlag (Schmidt 2003), von Wirklichkeitsmodellen (= Modellen *für* Wirklichkeiten) und Kulturprogrammen als Problemlösungsprogrammen für Aktanten in einer bestimmten Gesellschaft zu reden, dann kann man das hier mit *Common Sense* Gemeinte vielleicht so beschreiben: *Common Sense* »verkörpert« die in einer Gesellschaft für »normal« gehaltene Arbeitsweise des Zusammenspiels von Wirklichkeitsmodell und Kulturprogramm. Wie man die Umwelt einschätzt und behandelt; welches Menschenbild in einer Gesellschaft »normal« ist; welche Handlungsregulierungen durch Institutionen und Organisationen Aktanten anstreben oder im Alltag verkraften; welche Rolle Emotionen spielen, wie sie ausgedrückt und bewertet werden, und welche Rolle schließlich welche moralischen Orientierungsmuster spielen: die kulturspezifische Antwort auf solche Fragen liefert im Generellen wie im Detail der *Common Sense* als wirksame operative Fiktion. Er prägt für die Aktanten den Alltag als *Wir-Normalität* – von der man erst dann in vielfältiger Form abweichen kann.

Ich hoffe, diese wenigen Beispiele reichen, um Vorschläge zu einer kategorialen Trennung zwischen Individuum und Gesellschaft unplausibel zu machen. Solche Vorschläge trennen in dualistischer Manier das, was im Alltag nie getrennt voneinander beobachtet wird. Erst eine reduktive Analyse erschafft mithin das Problem!

4. Im zweiten Teil dieses Buches ist versucht worden, *Auflösungen* klassischer philosophischer Probleme anzubieten. Die Tendenz dieses Angebots soll abschließend noch einmal exemplifiziert werden.

(a) Beginnen wir mit der Frage: »*Was können wir wissen?*« Meine Antwort auf diese Frage lautet; Wir können wissen, was wir *erleben/erfahren, beschreiben* und *begründen* können. Soll heißen: Wirklichkeitssicherheit ist an Erfahren gebunden, wobei Erfahrungen mit Handlungen ebenso gemacht werden können wie in/mit Kognitionen oder Kommunikationsprozessen. Beschreiben meint sprachlich-begriffliches Formatieren von Erfahrungen. Man kann den Umgang mit Steinen als »hart« oder »schwer« kategorisieren; kognitive Problemversuche können für Aktanten gelingen oder misslingen; und warum man etwas gesagt hat, kann man widersprechenden Kommunikationspartnern argumentativ plausibel machen.

Mit anderen Worten: Mit dem Erwerb von Handlungs- und Kommunikationskompetenz in Geschichten erwerben wir *Wirklichkeitskompetenz*. Das Anwenden von Wirklichkeitskompetenz ist nicht etwas, was man tun oder lassen, wozu man sich entschließen oder was man verweigern kann, sondern wir vollziehen es unentwegt in jedem Augenblick unseres Lebens. Eben das erweckt in uns den tiefen emotionalen Eindruck, »die Wirklichkeit« müsse doch unabhängig von uns sein, weil sie immer schon da ist, wo immer wir auch auftauchen – selbst auf dem Mond – wir bringen sie unweigerlich mit.

(b) Fahren wir fort mit der Frage »Wie sicher ist unsere Erkenntnis?« Die Sicherheit, so meine Antwort, wird bestimmt durch die Art des Erfahrens-Machens, Beschreibens und Begründens, für die sich im Alltag erfahrungsgestützte und je nach Handlungsbereich verschieden variable Kriterien herausgebildet haben.

Wenn man – wie oben vorgeschlagen – Erkenntnis als Handeln, nämlich als Umgang mit bereits verfügbarem (= formatierten) Wissen und der Weiterführung von Beschreibungen aufgrund neuer Erfahrungen konzipiert, dann erfolgt der Sicherheitstest in je spezifischen Geschichten- und Diskurszusammenhängen des Alltags. Die Testfrage lautet daher nicht: Wie wahr sind unsere Erkenntnisse?, sondern: Welche Handlungsmöglichkeiten eröffnet uns eine Erkenntnis?

(c) Gehen wir über zu der Frage: »Können wir die Wirklichkeit objektiv erkennen?«

Meine Antwort auf diese Frage geht über drei Schritte:

- Wie oben ausgeführt, kann der Ausdruck »die Wirklichkeit« nur als Diskursfiktion bezeichnet werden; oder anders gewendet: »die Wirklichkeit« hat keinen bestimmbaren Referenten. Wohl erkennen wir unentwegt (Wirklichkeiten-für-uns), die wir handelnd und kommunizierend mit anderen »teilen«, und das heißt zur Grundlage kooperativer Handlungen machen und dadurch in ihrer Geltung bestätigen oder in Frage stellen.
- Was heißt »objektiv erkennen«? Wenn mit Objektivität Subjektunabhängigkeit gemeint ist, dann muss man sich die Frage gefallen lassen, wer denn da objektiv erkennt. Das in diesem Buch praktizierte Insistieren auf konkreten Prozessen erlaubt keinen Ausschluss eines Beobachters bzw. eines Prozess-Trägers: Ohne Erkennenden keine Erkenntnis! Wer diese Annahme bestreitet, gerät in einen Selbstwiderspruch, indem er behauptet, er könne sich aus seiner Behauptungshandlung eliminieren. Eine Behauptung ist eine Setzung in einer konkreten Situation, keine frei schwebende Proposition.
- Wird dagegen »objektiv« im Sinne von »intersubjektiv« verwendet, dann fällt die Antwort anders aus. Bezeichnet »intersubjektiv« ein

methodisches Verfahren der Herstellung von Fakten, dann gilt Intersubjektivität² als Regulativ, das besagt, dass diese Herstellung von Fakten im Prinzip von allen, die das Verfahren beherrschen, im Prinzip überprüft werden können muss, unabhängig davon, ob diese Überprüfung tatsächlich stattfindet. Der damit erhobene Objektivitätsanspruch bezieht sich aber wohlgerne auf ein Verfahren, nicht auf die Verfahrensergebnisse, die nach wie vor von Aktanten in konkreten Handlungssituationen produziert, interpretiert, bewertet und angewandt werden müssen. Ist die Anwendung erfolgreich, etwa in Form technischer Verwertbarkeit, dann gilt der Handlungszusammenhang von Ergebnisproduktion, Interpretation und Bewertung in Einheit mit der erfolgreichen technischen Anwendung als erfolgreicher Erkenntnisprozess, der bis auf weiteres akzeptiert und verwertet wird. Die Frage nach Objektivität im klassischen Sinne stellt sich schlicht nicht (mehr).³

(d) Und werfen wir einen Blick auf eine letzte Frage: »Woher bekommen wir Gewissheit/Können wir mit Kontingenz leben?«

Auf die erste Fassung der Frage kann geantwortet werden: Gewissheit bekommen wir zunächst einmal und grundlegend im/vom Alltag und im/vom Common Sense. Wenn wir die dort verfügbaren Gewissheiten, die durch unser erfolgreiches Erfahrung-Machen im Handeln und Kommunizieren laufend bestätigt oder aus erkennbaren Gründen in

2 »Intersubjektivität unterscheidet sich von Objektivität durch das Fehlen der Gewissheit, dass die subjektiv verschiedenen Wahrnehmungen identisch sind. (...) Doch wie immer: Auch Intersubjektivität bleibt eine Form der Subjektivität.« (Finke 2005:61)

3 Betrachten wir ein Beispiel: Hirnforscher haben jüngst in verschiedenen (populär)wissenschaftlichen Veröffentlichungen die These aufgestellt, dass unser Gehirn alles, was wir tun, determiniert und dass wir keine freien Willen *haben*. (Zur Kritik cf. ausführlich Janich 2009:38.)

Neurowissenschaftler mögen über diese Frage disziplinar diskutieren. Unabhängig von diesem Diskurs lässt sich m.E. Folgendes anmerken: Wenn das Gehirn uns wirklich determiniert, dann muss es ihm gefallen haben, uns die Einbildung oder Vorstellung zu erlauben, wir hätten einen freien Willen. Aufgrund dieser Einbildung sind wir in der Lage, etwas als Alternative zu erfahren, die Notwendigkeit der Entscheidung zu sehen und zu begründen, bestimmte Handlungen als verantwortungsbewusst zu beschreiben u. Ä. m. Die Erfahrung von Wahlfreiheit schafft im Bewusstsein (zumindest von Nicht-Neurowissenschaftlern) die Vorstellung, man könne sich für X und gegen Y oder Z entscheiden und das bewusst als »freien Willen« beschreiben. Ob das »objektiv« stimmt oder nicht, spielt dann für das praktische Handeln in einer Handlungs- und Kommunikationsgemeinschaft faktisch keine Rolle.

Zweifel gezogen werden, nicht als Grundlage nutzen könnten, wäre unser Überleben unwahrscheinlich. Erst vor dem Hintergrund dieser Gewissheiten können wir etwas als ungewiss/Ungewissheit einschätzen und entsprechend darauf reagieren. Wenn z. B. alles im Zusammenhang mit Kommunikation grundsätzlich ungewiss wäre – Themen, Formen, Regularien –, würden wir nicht zum Kommunizieren kommen. Stattdessen versorgen uns Alltag und Common Sense mit hinreichend vielen Wahrscheinlichkeiten, die uns so viel Kommunikationsspielraum eröffnen, dass wir auf dieser Grundlage auch mit Unwahrscheinlichkeiten, Ambiguitäten und Risiken fertig werden. – Wir wissen zwar nicht, worüber der Redner des nächsten Vortrags genau reden wird; aber da wir uns auf einem Linguistenkongress zum Thema Semantik befinden, sind die thematischen und formalen Unsicherheiten beherrschbar – und daher sind auch Überraschungen möglich.

Was nun die *Kontingenz* betrifft, so sind auch hier verschiedene Aspekte zu berücksichtigen.

In der Vergangenheit war Kontingenz ein Thema für Philosophen, die den Alltag beobachteten – also Beobachter beim Beobachten beobachteten –, um herauszufinden, wie sich das Beobachten vollzog und wie die Beobachtungsergebnisse (erkenntnistheoretisch) zu bewerten sind. Dabei war unübersehbar, dass alles Beobachten selektiv verfährt und damit als kontingent eingestuft werden muss: Alle könnten etwas anderes beobachten oder anders beobachten.

Diese Einsicht ist theoretisch vielleicht plausibel, aber sie übersieht, dass Aktanten im Alltag handeln; und das bedeutet, sie könnten zwar stets etwas anderes beobachten und etwas anders beobachten: Sie tun es aber nicht, und zwar aus guten Gründen. Da alle in Geschichten und Diskurse verstrickt sind, geht ihre Motivation und Zielsetzung dahin, erfolgreiche Handlungsergebnisse zu erzielen und nicht etwa dahin, einen Raum von möglichen Selektionen zu vermessen. Nur im Konfliktfall und bei misslingenden Handlungen werden Alternativen interessant (»hätte ich doch nur...«) und können dann genutzt werden, um im nächsten anstehenden Entscheidungsfall andere Möglichkeiten zu nutzen.

Nach den Philosophen haben die Medien den Part der Kontingenzthematizierer übernommen. Jedes Mediensystem von Print bis Internet produziert rund um die Uhr Medienangebote, die von Rezipienten zur Wirklichkeitenerfahrung genutzt werden können, bzw. stellt technische Möglichkeiten zur Verfügung, selbst Medienangebote zu produzieren – *ad usum delphini*.

Generalthema aller Nutzungshandlungen ist die Auseinandersetzung mit Handlungsmöglichkeiten *all over the world*, wobei das Kennenlernen anderer Varianten von Alltag und Common Sense zwar Kontingenzerfahrungen möglich macht, sie aber keineswegs erzwingt. Nur

wer sich verunsichern lässt, bekommt Kontingenztremor⁴; und darum betrifft dieses Phänomen vor allem fundamentalistische Gemüter, die physisch wie psychisch alternativunfähig sind. Nur wer (immer noch) denkt und argumentiert »So muss es doch sein!« und nicht etwa »Was machen wir daraus?« bekommt Probleme mit Kontingenzbewusstsein.

5. Angelangt bei der Frage, ob Kontingenzeinsicht Furcht oder Kreativitätsschübe auslöst, kommen wir zum letzten Punkt der Nachbemerkungen; und zwar zu der Frage, ob sich aus den Überlegungen dieses Buches Beiträge zu gesellschaftlichen Veränderungen ergeben, so wie dies Neopragmatizisten wie R. Rorty oder M. Sandbothe erwarten und postulieren.

Auch hier ist die Antwort alles andere als einfach oder eindeutig.

- Die Hoffnung, dass sich durch die Depotenzierung emphatischer Konzepte von Wirklichkeit und Wahrheit deren Missbrauch als Machtmittel eindämmen oder gar ganz vermeiden lässt, ist theoretisch überzeugend, setzt aber praktisch voraus, dass die (theoretisch postulierte) Wirklichkeits- und Wahrheitsgewissheit der Aktanten im Alltag als Handlungsprodukt relativiert werden kann. Wie aber kann man Aktanten, die keine Philosophen sind und sein wollen, dazu bringen, ihre Gewissheiten zu relativieren, sie als Handlungsprodukte und nicht als Externalisierung von Wirklichkeit und Wahrheit im emphatischen Sinne einzusetzen? Insofern kann man wohl nur sagen, dass eine solche Depotenzierung eine notwendige Vorbedingung für einen wichtigen gesellschaftlichen Wandel *wäre*, dieser sich aber praktisch kaum erzwingen lässt.
- Wird Handeln so wie in diesem Buch ins Zentrum der Überlegungen gestellt, dann treten drei Momente ebenfalls ins Rampenlicht: der Aktant, seine Verantwortlichkeit für sein Handeln, und die Veränderbarkeit des Alltags und des Common Sense. Wenn Wirklichkeitserfahrungen nicht von »da draußen« (W. Allen) diktiert werden, sondern aus vielfach bedingten Handlungen resultieren, dann muss es auch Möglichkeiten geben (d.h. sie müssen ersonnen werden können), Situationen zu schaffen, in denen neue Wirklichkeitserfahrungen gemacht werden können, die dann zu gesellschaftlichen Veränderungen genutzt werden können, die auf der Praxis der Aktanten und nicht allein auf theoretischen Postulaten basieren. Hier hat die Kunst seit langem Angebote entwickelt, die aber nur sporadisch genutzt worden sind; man denke etwa an die Erfindung alternativer Lebensformen in der klassischen und romantischen Literatur in Deutschland oder an die russische Revolutionskunst der frühen 20er Jahre des vorigen Jahrhunderts.

4 Cf. dazu ausführlich Schmidt (2004).

- Unter Globalisierungsbedingungen wird die Einsicht in die unterschiedliche Funktionalität unterschiedlicher kultureller Orientierungsrahmen nicht nur theoretisch, sondern ganz alltagspraktisch unvermeidbar. Nimmt man die Prozessualität des Handelns in Situationen und soziokulturellen Orientierungsrahmen ernst, dann wird es unplausibel, andere Kulturen qua andere Problemlösungsprogramme zu exotisieren oder zu bagatellisieren – die globale Wirtschaft hat ihr Lehrgeld bereits bezahlt. Vielmehr muss hier mit Kontingenz nicht nur gerechnet, sondern kreativ damit umgegangen werden, wofür etwa die Werbung durchaus interessante Anfangsbeispiele zu bieten hat.
- Herrschaftsfreie Diskurse (J. Habermas), gemeinschaftliche Lebensbewältigung in friedlicher Kooperation (P. Janich) sind sicher ebenso hehre Ziele wie R. Rortys Hoffnung auf eine Welt mit mehr Demokratie, weniger Gewalt und Unterdrückung, Ausbeutung und Missbrauch.

Man kann solche Utopien als »unrealistisch« abtun – muss dann aber sagen, was »real/realistisch« bedeuten soll. Man kann und sollte m.E. aber dahingehend argumentieren, dass wir solche Utopien ebenso als Regularien des sittlichen Handelns im Alltag brauchen, so wie wir Wahrheit oder Wirklichkeit als regulative Ideen des Handelns und Kommunizierens brauchen. Unsere Erfahrungen, in denen wir Gewalt, Unterdrückung und Ausbeutung als »wirklich« erleben und beschreiben können, sollten uns darin bestärken, uns nicht damit abzufinden: Dies sind keine »Sachzwänge«, dies ist veränderbares Menschenwerk. Und wer nicht bereit ist, an solchen Veränderungen mitzuwirken, muss sich die öffentliche Frage nach seinen Gründen gefallen lassen. Auch das scheint mit Blick auf die Diktaturen und Waffenlobbies dieser Welt reichlich blauäugig – aber die Veränderungen entstehen im Alltag – und zwar im Kopf.

Und bei allen Plänen zur Weltverbesserung sollten auch die Weltverbesserer bescheiden sein – am besten so drastisch wie M. de Montaigne, der schlicht konstatiert: »(...) und selbst auf dem höchsten Thron der Welt sitzen wir nur auf unserem Arsch.« (1998:566)

So ist es.

Und bis auf weiteres gilt wohl die Einsicht Elfriede Gerstls: »manche kommen aus dem Staunen nicht heraus manche nie hinein.«

Literaturverzeichnis

- Abel, Günter (1996), »Interpretation und Realität. Erläuterungen zur Interpretationsphilosophie.« In: Allgemeine Zeitschrift für Philosophie, 21, 1996:271-288.
- Allen, Barry (1997), »Ewige Wahrheit: Rorty und Heidegger.« In: A. Gimmler, M. Sandbothe & W.Ch. Zimmerli (Hg.): Die Wiederentdeckung der Zeit. Reflexionen – Analysen – Konzepte. Darmstadt: Primus Verlag 1997:27-40.
- Baecker, Dirk (1985), »Die Freiheit des Gegenstandes: von der Identität zur Differenz. Perspektivenwechsel in den Wissenschaften.« In: DELFIN. Eine deutsche Zeitschrift für Konstruktion, Analyse und Kritik, Bd. V, September 1985:76-88.
- (Hg.) (1993), Kalkül der Form. Frankfurt/M.: Suhrkamp 1993.
- (1998), »Zum Problem des Wissens in Organisationen.« In: Organisationsentwicklung, 3, 1998:5-21.
- (2005), »Kommunikation als Selektion.« In: D. Baecker (Hg.): Schlüsselwerke der Systemtheorie. Wiesbaden: Verlag für Sozialwissenschaften 2005:119-128.
- (2007), Form und Formen der Kommunikation. Frankfurt/M.: Suhrkamp 2007.
- Becker, Barbara & Irmela Schneider (Hg.) (2000), Was vom Körper übrigbleibt. Körperlichkeit – Identität – Medien. Frankfurt/M./New York: Campus 2000.
- Bateson, Gregory (1985), Ökologie des Geistes. Anthropologische, psychologische, biologische und epistemologische Perspektiven. Frankfurt/M.: Suhrkamp 1985. (Originalausgabe: Steps to an Ecology of Mind. Chandler Pub. Comp. 1972; aus dem Englischen von H. G. Holl).
- Baum, Achim & Siegfried J. Schmidt (Hg.) (2002), Fakten und Fiktionen. Über den Umgang mit Medienwirklichkeiten. (Schriftenreihe der Deutschen Gesellschaft für Publizistik und Kommunikationswissenschaft Bd. 29). Konstanz: UVK 2002.
- Berger, Peter L. & Thomas Luckmann (1980), Die gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit. Eine Theorie der Wissenssoziologie. Frankfurt/M.: Fischer 1980. (Originalausgabe: The Social Construction of Reality. Garden City – New York: Doubleday 1966; aus dem Amerikanischen von M. Plessner).
- Böhler, Dietrich (1999), »Warum moralisch sein? Hannah Arendt, Eichmann, Sokrates und die Verbindlichkeit des Dialogprinzips.« In: Handlung, Kultur, Interpretation, Jg. 8., H. 1, 1999:43-63.
- Bolz, Norbert (2000), »Ausgesetztsein in die Kontingenz«. Wie künstlich ist die Wirklichkeit?« In: G. Zurstiege (Hg.) 2000:31-40.
- Bourdieu, Pierre (1982), Was heißt sprechen? Die Ökonomie des sprachlichen Tausches. Wien: Braumüller 1982.
- Brandom, Robert B. (2001), Begründen und Begreifen. Eine Einführung in den Inferentialismus. Frankfurt/M.: Suhrkamp 2001 (Originalausgabe: Articulating Reasons. An Introduction to Inferentialism, Harvard College 2000; aus dem Amerikanischen von E. Gilmer).
- Ciampi, Luc (1997), Die emotionalen Grundlagen des Denkens: Entwurf einer fraktalen Affektlogik. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 1997.
- Czernin, Franz Josef (1992), die aphorismen. eine einföhrung in die mechanik. 7 Bände + Registerband. Wien: Sonderzahl 1992.
- Dallinger, Ursula (1999), »Kommunikation, Verstehen, Verständigung. Divergenzen und Konvergenzen von Systemtheorie und Sozialphänomenologie.« In: R. Hitzler et al. (Hg.) 1999:237-266.
- Davidson, Donald (1993), »Bedeutung, Wahrheit und Belege.« In: ders., Der Mythos des Subjektiven. Philosophische Essays. Stuttgart: Reclam 1993:40-64.
- Deleuze, Gilles & Félix Guattari (1977), Rhizom. Berlin: Merve 1977.
- Dölling, Evelyn (Hg.) (1998), Repräsentation und Interpretation. Institut für Linguistik, Berlin 1998. (Arbeitspapiere zur Linguistik Bd. 35)
- Engels, Eve-Marie (1989), Erkenntnis als Anpassung? Eine Studie zur evolutionären Erkenntnistheorie. Frankfurt/M.: Suhrkamp 1989.
- Esposito, Elena (2007), Die Fiktion der wahrscheinlichen Realität. Frankfurt/M.: Suhrkamp 2007 (aus dem Italienischen von N. Reinhardt).
- Esser, Hartmut (1994), »Kommunikation und ›Handlung‹«. In: G. Rusch & S. J. Schmidt (Hg.) 1994:172-204.
- Feilke, Helmuth (1994), Common sense-Kompetenz. Überlegungen zu einer Theorie »sympathischen« und »natürlichen« Meinens und Verstehens. Frankfurt/M.: Suhrkamp 1994.
- (1996), Sprache als soziale Gestalt. Ausdruck, Prägung und die Ordnung der sprachlichen Typik. Frankfurt/M.: Suhrkamp 1996.
- Feyerabend, Paul (1978), Der wissenschaftstheoretische Realismus und die Autorität der Wissenschaften. Ausgewählte Schriften Bd. 1. Braunschweig-Wiesbaden 1978. (Wissenschaftstheorie. Wissenschaft und Philosophie, Bd. 17)
- Finke, Peter (2005), Die Ökologie des Wissens. Exkursionen in eine gefährdete Landschaft. Freiburg – München: Karl Alber 2005.
- Fischer, Hans Rudi (1995), »Abschied von der Hinterwelt? Zur Einführung in den Radikalen Konstruktivismus.« In: H.R. Fischer (Hg.): Die Wirklichkeit des Konstruktivismus. Zur Auseinandersetzung um ein neues Paradigma. Heidelberg: Carl-Auer-Systeme Verlag 1995:11-34.
- (2000), »Von der Wirklichkeit des Konstruktivismus zu den Weisen der Welterzeugung. Zur Einführung.« In: H.R. Fischer & S. J. Schmidt (Hg.) 2000:13-25.
- & Siegfried J. Schmidt (Hg.) (2000), Wirklichkeit und Welterzeugung. In memoriam Nelson Goodman. Heidelberg: Carl-Auer-Systeme Verlag 2000.
- Fleck, Ludwik (1929), »Zur Krise der Wirklichkeiten.« In: Die Naturwissenschaften, 17, H. 23, 1929:425-439.

- (1980), Entstehung und Entwicklung einer wissenschaftlichen Tatsache. Frankfurt/M.: Suhrkamp 1980 (Originalausgabe 1935).
- Fleischer, Michael (2003), Wirklichkeitskonstruktion. Beiträge zur systemtheoretischen Konstruktivismusforschung. Dresden: Universitätsverlag u. Buchhandel 2003.
- (2005), Der Beobachter dritter Ordnung. Über einen vernünftigen Konstruktivismus. Oberhausen: ATHENA-Verlag 2005.
- Foerster, Heinz von (1993), Wissen und Gewissen. Versuch einer Brücke. Hg. S.J. Schmidt. Frankfurt/M.: Suhrkamp 1993.
- Furth, Hans G. (1998), »Not Radical enough: A critique of von Glasersfeld's Radical Epistemology.« In: Ethik und Sozialwissenschaften (EuS) 9, H. 4, 1998:522-524.
- Gadene, Volker (2008), »The Construction of Realism.« In: A. Riegler & St. Weber (eds) 2008:153-159.
- Glanville, Ranulph (1988), Objekte. Herausgegeben und aus dem Englischen übersetzt von D. Baecker. Berlin: Merve 1988.
- (2000), »Rainfall Glanville (Die Relativität des Wissens). Ebenen und Grenzen von Problemen.« In: O. Jahraus & N. Ort (Hg.), Beobachtungen des Unbeobachtbaren. Weilerswist: Velbrück Wissenschaft 2000: 237-253.
- Glasersfeld, Ernst von (1997), Wege des Wissens. Konstruktivistische Erkundungen durch unser Denken. Heidelberg: Carl-Auer-Systeme Verlag 1997.
- Gloy, Karin (2004), Wahrheitstheorien. Eine Einführung. Tübingen/Basel: Francke 2004.
- Goodman, Nelson (1984), Weisen der Welterzeugung. Frankfurt/M.: Suhrkamp 1984. (Originalausgabe: Ways of Worldmaking. Indianapolis: Hackett Publ. Comp. 1978; aus dem Amerikanischen von M. Looser).
- & Catherin Z. Elgin (1989), Revisionen. Philosophie und andere Künste und Wissenschaften. Frankfurt/M.: Suhrkamp 1989. (Originalausgabe: Reconceptions in Philosophy and Other Arts and Sciences. Indianapolis: Hackett Publ. Comp. 1988; aus dem Amerikanischen von B. Philipp).
- Grant, Colin B. (2007), Uncertainty and Communication. New Theoretical Investigations. Houndsmill: Palgrave Macmillan 2007.
- Groeben, Norbert (1986), Handeln, Tun, Verhalten als Einheiten einer verstehend-erklärenden Psychologie. Tübingen: Franke 1986.
- Habermas, Jürgen (1985), Theorie des kommunikativen Handelns. Bd. 2: Zur Kritik der funktionalistischen Vernunft, Frankfurt/M.: Suhrkamp, 3. Aufl. 1985.
- Hartmann, Dirk (1990), Konstruktive Fragelogik. Vom Elementarsatz zur Logik von Frage und Antwort. Mannheim/Wien/Zürich: Bibliographisches Institut 1990.
- & Peter Janich (Hg.) (1996), Methodischer Kulturalismus. Zwischen Naturalismus und Postmoderne. Frankfurt/M.: Suhrkamp 1996.
- & Peter Janich (Hg.) (1998), Die Kulturalistische Wende. Zur Orientie-

- rung des philosophischen Selbstverständnisses. Frankfurt/M.: Suhrkamp 1998.
- Hauptmeier, Helmut; Meutsch, Dietrich & Reinhold Viehoff (1987), Literary Understanding from an Empirical Point of View. LUMIS-Publications, Siegen University 1987.
- (1989), »Empirical Research on Understanding Literature.« In: Poetics Today 10, 3, Fall 1989:563-604.
- Heidbrede, Marcel (2008), Emotionen, Gefühle, Kultur – ein Theorieentwurf. Saarbrücken: VDM Verlag 2008.
- Hitzler, Ronald; Reichertz, Jo & Norbert Schröer (Hg.) (1999), Hermeneutische Wissenssoziologie. Standpunkte zur Theorie der Interpretation. Konstanz: UVK 1999.
- Hug, Theo (2002), »Phantome gibt's wirklich – oder? Konzeptionelle Gesprächsangebote zu einem vielgestaltigen Phänomenbereich.« In: Th. Hug & H.J. Walter (Hg.): Phantom Wirklichkeit. Pädagogik der Gegenwart. Hohengehren: Schneider Verlag 2002:21-39.
- (Hg.) (2008), Mediale Wende – Ansprüche, Konzepte und Diskurse/Mediatic Turn – Claims, Concepts, and Discourses. Frankfurt/M.: P. Lang (= special issue SPIEL, 25, H. 1 (2008)).
- Imo, Ulrich (2008), kognizieren kommunizieren kulturprogrammieren. Magisterarbeit, Institut für Kommunikationswissenschaft, Universität Münster 2008.
- Iványi, Nathalie (1999), »Die herrschende Konstruktion der Wirklichkeit. Anthony Giddens wissenschaftssoziologisch gelesen.« In: R. Hitzler et al. (Hg.), 1999:147-167.
- Jabès, Edmond (1989), Die Schrift der Wüste. Hg. von F.Ph. Ingold. Berlin: Merve 1989.
- James, William (1968), »Pragmatism's Conception of Truth.« In: ders: Essays in Pragmatism. New York: Hafner 1968:159-176.
- (1994), Was ist Pragmatismus? Weinheim: Beltz Athenäum 1994 (aus dem Amerikanischen von W. Jerusalem).
- Janich, Peter (1995), »Die methodische Konstruktion der Wirklichkeit durch die Wissenschaften.« In: H. Lenk & H. Poser (Hg.): Neue Realitäten – Herausforderung der Philosophie (XVI. Dt. Kongreß für Philosophie, Berlin 20.-24.09.1993). Berlin: Akademie Verlag 1995:460-475.
- (1996), Konstruktivismus und Naturerkenntnis. Auf dem Weg zum Kulturalismus. Frankfurt/M.: Suhrkamp 1996.
- (1997), Kleine Philosophie der Naturwissenschaften. München: Beck 1997.
- (1998), »Radikal halbherzig. Die Wissenstheorie E. v. Glasersfelds.« In: EUS 9, H. 4, 1998:535-537.
- (2000), »Realitätsbezug auf Natur oder Praxis? Zur Konstruktivität des Kulturalismus.« In H.R. Fischer & S.J. Schmidt (Hg.) 2000:65-76.
- (2000a), »Verlust der Realität. Ein abendländisches Gedanken-Los?« In: G. Zurstiege (Hg.) 2000:13-26.

- (2001), Logisch-pragmatische Propädeutik. Ein Grundkurs im philosophischen Reflektieren. Weilerswist: Velbrück Wissenschaft 2001.
- (2006), Kultur und Methode. Philosophie in einer wissenschaftlich geprägten Welt. Frankfurt/M.: Suhrkamp 2006.
- (2009), Kein neues Menschenbild. Zur Sprache der Hirnforschung. Frankfurt/M.: Suhrkamp 2009.
- Jensen, Stefan (1994), »Im Kerngehäuse.« In: G. Rusch & S.J. Schmidt (Hg.) 1994:47-108.
- Joas, Hans (1992), Pragmatismus und Gesellschaftstheorie. Frankfurt/M.: Suhrkamp 1992.
- Jörissen, Benjamin (2007), Beobachtungen der Realität. Die Frage nach der Wirklichkeit im Zeitalter der Neuen Medien. Bielefeld: transcript 2007.
- Jokisch, Rodrigo (1996), Logik der Distinktionen. Zur Protologik einer Theorie der Gesellschaft. Opladen: Westdt. Verlag 1996.
- Juchem, Johann G. (1996), Kommunikationssemantik. Vorläufige Ergebnisse eines DFG- Forschungsprojekts. Bonn: Manuskript 1996.
- (2000), »Das Gespräch als koordinierte Störung.« In: H.R. Fischer & S.J. Schmidt (Hg.) 2000:307-316.
- Kenny, Vincent (2009), »There's Nothing Like the Real Thing. Revisiting the Need for a Third-Order Cybernetics.« In: Constructivist Foundations, vol. 4, no 2, March 2009:100-111.
- Knoblauch, Hubert (1992), Anthropologie der symbolischen Kommunikation. Forschungspapier für den SFB 511 Literatur und Anthropologie. Konstanz 1992.
- (1999), »Zwischen System und Subjekt? Unterschiede und Überschneidungen zwischen Systemtheorie und Sozialkonstruktivismus.« In: R. Hitzler et al. (Hg.) 1999:213-235.
- Knobloch, Clemens (1988), »Gesagt – getan? Thesen zum Problem: Sprechen und Handeln.« In: Zeitschrift für Literaturwissenschaft und Linguistik 18/71, 1988:121-128.
- Krämer, Sibylle (1998), »Das Medium als Spur und als Apparat.« In: S. Krämer (Hg.): Medien Computer Realität. Wirklichkeitsvorstellungen und Neue Medien. Frankfurt/M.: Suhrkamp 1998:73-94.
- (2001), Sprache, Sprechakt, Kommunikation. Sprachtheoretische Positionen des 20. Jahrhunderts. Frankfurt/M.: Suhrkamp 2001.
- Krohn, Wolfgang & Günter Küppers (1989), Die Selbstorganisation von Wissenschaft. Frankfurt/M.: Suhrkamp 1989.
- Lauken, Uwe (1998), Sozialpsychologie. Geschichte Hauptströmungen Tendenzen. Bibliotheks- und Informationssystem der Universität Oldenburg 1998.
- Laus, Frank O. (1998), »Wie radikal ist Ernst von Glasersfeld?« In: EuS 9, H. 4, 1998:544-545.
- Le Duc, Michaël (1996), Constructivist Systemics. Stockholm: Stockholm University, School of Business 1996.
- Lenk, Hans (1978), »Handlung als Interpretationskonstrukt. Entwurf einer konstituenten- und beschreibungstheoretischen Handlungsphilosophie.«

- In: H. Lenk (Hg.), Handlungstheorien – interdisziplinär, Bd. 2.1 Handlungserklärungen und philosophische Handlungsinterpretation. München: Fink Verlag 1978.
- (1995), Interpretation und Realität. Vorlesungen über Realismus in der Philosophie der Interpretationskonstrukte. Frankfurt/M.: Suhrkamp 1995.
- Link, Jürgen (2006), »Diskursanalyse unter besonderer Berücksichtigung von Interdiskurs und Kollektivsymbolik.« In: R. Keller et al. (Hg.), Handbuch Sozialwissenschaftliche Diskursanalyse. Bd. 1: Theorien und Methoden. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften. 2. Aufl. 2006:407-430.
- Lewis, David (1975), »Languages and Language.« In: K. Gunderson (ed), Minnesota Studies in the Philosophy of Science, vol. VII, Language, Mind, and Knowledge. Minneapolis: University of Minnesota Press, 1975:3-35.
- Lippmann, Walter (1990), Die öffentliche Meinung. Bochum: Universitätsverlag Brockmeyer 1990. (Originalausgabe: Public Opinion. New York: McMillan 1922).
- Lübbe, Hermann (1997), »Technik und Ethik. Über die moralische Verfassung der Industriegesellschaft.« In: W. Paris (Hg.), Leben unter veränderten Bedingungen. Meran: Alfred & Söhne 1997:17-29.
- Luhmann, Niklas (1972), »Einfache Sozialsysteme.« In: Zs. f. Soziologie, Jg. 1, Jan. 1972:51-65.
- (1990), Die Wissenschaft der Gesellschaft. Frankfurt/M.: Suhrkamp 1990:
- Margolis, Joseph (2000), »Der cartesianische Realismus und die Wiedergeburt des Pragmatismus.« In: M. Sandbote (Hg.): Die Renaissance des Pragmatismus. Aktuelle Verflechtungen zwischen analytischer und kontinentaler Philosophie. Weilerswist: Velbrück Wissenschaft 2000: 292-323.
- Margreiter, Reinhard (1999), »Realität und Medialität. Zur Philosophie des »Medial Turn.« In: Medial Turn. Die Medialisierung der Welt. Medien Journal, 23. Jg., Nr. 1, 1999:9-18.
- Maturana, Humberto R. (1970), Biology of Cognition. Report No. 9.0. Urbana University 1970.
- (1991), »Wissenschaft und Alltag: Die Ontologie wissenschaftlicher Erklärungen.« In: P. Watzlawick & P. Krieg (Hg.), Das Auge des Betrachters. Beiträge zum Konstruktivismus. München – Zürich: Pieper 1991: 167-208.
- & Bernhard Pörksen (2002), Vom Sein zum Tun. Die Ursprünge der Biologie des Erkennens. Heidelberg: Carl-Auer-Systeme Verlag 2002.
- Meggle, Georg (Hg.) (1979), Handlung, Kommunikation, Bedeutung. Frankfurt/M.: Suhrkamp 1979.
- Meitz, Tino G.K. (2009), Unordnung der Ordnung. Anmerkungen zur Protologik de Beobachtens. Frankfurt/M. usw.: Peter Lang (Europäische Hochschulschriften Bd. 98).

- Merten, Klaus (1976), »Reflexivität als Grundbegriff der Kommunikationsforschung.« In: Publizistik, 21, 1976:171-179.
- Merten, Klaus (1977), Kommunikation. Eine Begriffs- und Prozeßanalyse. Opladen: Westdeutscher Verlag 1977.
- (1999), Einführung in die Kommunikationswissenschaft. Bd. 1: Grundlagen der Kommunikationswissenschaft. Münster: LIT 1999.
- Mitterer, Josef (1992), Das Jenseits der Philosophie. Wider das dualistische Erkenntnisprinzip. Wien: Passagen Verlag 1992.
- (2001), Die Flucht aus der Beliebigkeit. Frankfurt/M.: Fischer Taschenbuchverlag 2001.
- Montaigne, Michel de ([1580-88]1998), Essais. Erste moderne Gesamtübersetzung von Hans Stilett. Frankfurt/M.: Eichborn Verlag 1998.
- Müller, Karl H. (2008), »Non Dualistic? Radical Constructivist?« In: A. Riegler & St. Weber (eds), 2008:181-191.
- Münker, Stefan (2008), »Was ist ein Medium? Ein philosophischer Beitrag zu einer medientheoretischen Debatte.« In: St. Münker & A. Roesler (Hg.), Was ist ein Medium? Frankfurt/M.: Suhrkamp 2008:322-337.
- Nünning, Ansgar & Martin Zierold (2008), Kommunikationskompetenzen. Stuttgart: Klett 2008.
- Nüse, Ralf; Groeben, Norbert; Freitag, Burkhard & Magrit Schreier (1991), Über die Erfindungen des Radikalen Konstruktivismus. Kritische Gegenargumente aus psychologischer Sicht. Weinheim: Deutscher Studienverlag 1991.
- (1995), »Und es funktioniert doch: Der Zugang des Gehirns zur Welt und die Kausaltheorie der Wahrnehmung.« In: H. R. Fischer (Hg.) 1995: 177-194.
- Ochs, Carsten (2009), Radikaler Prozess-Konstruktivismus: Zwei Spielarten des Non-Dualismus. Arbeitspapier, Universität Gießen 2009.
- Ofner, Franz (2008), »Action and Discourse. Some Thoughts Concerning a Non-Dualizing Conception of Experience.« In: A. Riegler & St. Weber (Eds.), 2008:148-152.
- Ort, Nina (Hg.) (2003), Theorie – Prozess – Selbstreferenz. Systemtheorie und transdisziplinäre Theoriebildung. Konstanz: UVK 2003:11-23.
- Pasemann, Frank (1996), »Repräsentation ohne Repräsentation. Überlegungen zu einer Neurodynamik modularer kognitiver Systeme.« In: G. Rusch, S.J. Schmidt & O. Breidbach (Hg.): Interne Repräsentationen. Neue Konzepte der Hirnforschung. DELFIN 1996:42-91.
- Patzig, Günther (1980), »Satz und Tatsache.« In: G. Patzig, Tatsachen, Normen, Sätze. Stuttgart: Reclam 1980:8-44.
- Peschl, Markus F. (1994), Repräsentation und Konstruktion. Kognitions- und neuroinformatische Konzepte als Grundlage einer naturalisierten Epistemologie und Wissenschaftstheorie. Braunschweig – Wiesbaden: Vieweg 1994 (Wissenschaftstheorie. Wissenschaft und Philosophie Bd. 40).
- Pike, Kenneth L. (1967), Language in relation to a unified theory of the structure of human behavior. The Hague/Paris: Mouton, 2. ed. 1967.

- Pörksen, Berhard (2001), Gewissheit der Ungewissheit. Gespräche zum Konstruktivismus. Heidelberg: Carl-Auer-Systeme Verlag 2001.
- (2007), »Consequence Theory of Truth. Reflections on Certainty and Conflict.« In: Chr. Kanzian & E. Runggaldier (Eds.), Cultures. Conflict – Analysis – Dialogue. Heusenstamm:ontos verlag 2007:11-121.
- Polany, Michael (1966), Implizites Wissen. Frankfurt/M.: Suhrkamp 1966.
- Pscheida, Daniela (2008), »Wissensmodelle im Wandel: Vom Modus wahrer Erkenntnis zum Modus situativen Konsenses.« In: Th. Hug (Hg.), 2008:149-176.
- Puntel, Lorenz (1993), Wahrheitstheorien in der neueren Philosophie. Eine kritisch-systematische Darstellung. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft, 3. Auflage 1993.
- Putnam, Hilary (1994), »Sense, Nonsense, and the Senses: An Inquiry into the Powers of the Human Mind.« In: The Journal of Philosophy, vol. XCL, 9, 1994:445-517.
- Rathje, Dirk (2008), Beobachtung, Information und Kommunikation. Dissertation: Univ. Hamburg, FB Sozialwissenschaften 2008.
- Riegler, Alexander (2002), »When is a cognitive system embodied?« In: Cognitive Systems Research, Special Issue: Situated and Embodied Cognition, 3/3, 2002:339-348.
- & Stefan Weber (Eds.) (2008), The Non-dualizing Philosophy of Josef Mitterer. Constructivist Foundations, Special Issue 2008, vol. 3, no. 3, 2008.
- Rorty, Richard (1987), Der Spiegel der Natur: eine Kritik der Philosophie. Frankfurt/M.: Suhrkamp 1987. (Originalausgabe: Philosophy and the Mirror of Nature, Princeton University Press 1979; aus dem Amerikanischen von M. Gebauer).
- (1991), Kontingenz, Ironie und Solidarität. Frankfurt/M.: Suhrkamp 1991. (Originalausgabe: Contingency, Irony and Solidarity. Cambridge University Press 1989. Aus dem Amerikanischen von Chr. Krüger).
- (1997), »Relativismus: Finden und Machen.« In: A. Gimmler, M. Sandbothe & W. Ch. Zimmerli (Hg.): Die Wiederentdeckung der Zeit. Darmstadt: Primus Verlag 1997:9-26.
- Ros, Arno (1994), »Konstruktion und Wirklichkeit«. Bemerkungen zu den erkenntnistheoretischen Grundannahmen des Radikalen Konstruktivismus.« In: G. Rusch & S.J. Schmidt (Hg.): Piaget und der Radikale Konstruktivismus. DELFIN 1994. Frankfurt/M.: Suhrkamp 1994:176-213.
- Rossmann, Constanze (2008), Fiktion Wirklichkeit. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften 2008.
- Rusch, Gebhard & Siegfried J. Schmidt (Hg.) (1994), Konstruktivismus und Sozialtheorie. DELFIN 1993. Frankfurt/M.: Suhrkamp 1994.
- ; Schmidt, Siegfried J. & Olaf Breidbach (Hg.) (1996), Innere Repräsentationen. Neue Konzepte der Hirnforschung. DELFIN 1996. Frankfurt/M.: Suhrkamp.

- (1987), Erkenntnis, Wissenschaft, Geschichte. Von einem konstruktivistischen Standpunkt. Frankfurt/M.: Suhrkamp 1987.
- (1992), »Auffassen, Begreifen und Verstehen. Neue Überlegungen zu einer konstruktivistischen Theorie des Verstehens.« In: S. J. Schmidt (Hg.), Kognition und Gesellschaft. Der Diskurs des Radikalen Konstruktivismus 2. Frankfurt/M.: Suhrkamp 1992:214-256.
- (1999), »Konstruktivistische Theorien des Verstehens«. In: G. Rusch (Hg.), Wissen und Wirklichkeit. Beiträge zum Konstruktivismus. Heidelberg: Carl-Auer-Systeme Verlag 1999:127-160.
- Sackmann, Sonja A. (1991), Cultural Knowledge in Organizations: Exploring the Collective Mind. Newbury Park/London: Sage 1991.
- Sandbothe, Mike (2001), Pragmatische Medienphilosophie. Grundlegung einer neuen Disziplin im Zeitalter des Internet. Weilerswist: Velbrück Wissenschaft 2001.
- Schantz, Richard (1989), »Repräsentation und Realität.« In: E. Dölling (Hg.), 1989:61-79.
- (1998), »Die Erkenntnistheorie des Radikalen Konstruktivismus – eine Kritik aus realistischer Sicht.« In: EuS 9, H. 4, 1998:565-567.
- Schapp, Wilhelm (1959), Philosophie der Geschichten. Leer: Rautenberg 1959.
- Schlosser, Gerhard (1993), Einheit der Welt und Einheitswissenschaft. Grundlegung einer Allgemeinen Systemtheorie. Braunschweig – Wiesbaden: Vieweg 1993 (Wissenschaftstheorie. Wissenschaft und Philosophie Bd. 37).
- Schmidt, Siegfried J. (1968), Sprache und Denken als sprachphilosophisches Problem von Locke bis Wittgenstein. Den Haag: M. Nijhoff 1968.
- (1970), »Sprache und Denken. Eine Strukturskizze ihres möglichen Zusammenhangs.« In: K. Steinbuch & S. Moser (Hg.), Philosophie und Kybernetik. München: Nymphenburger Verlagshandlung 1970:46-56.
- (1973), »Texttheoretische Aspekte der Negation«. In: Zeitschrift für Germanistische Linguistik (ZGL), H. 2, 1973:178-208.
- (1976), Texttheorie. Probleme einer Linguistik der sprachlichen Kommunikation. München: Fink, 2. Aufl. 1976.
- (1980-1982), Grundriss der Empirischen Literaturwissenschaft. Braunschweig-Wiesbaden: Vieweg. Bd. 1: 1980, Bd. 2: 1982.
- (1986), »Texte verstehen – Texte interpretieren«. In: A. Eschbach (Hg.), Perspektiven des Verstehens. Bochum: Brockmeyer, 1986:75-103.
- (1987), »Skizze einer konstruktivistischen Mediengattungstheorie«. In: SPIEL, Jg. 6, H. 2, 1987:163-205.
- (1989), Die Selbstorganisation des Sozialsystems Literatur im 18. Jahrhundert. Frankfurt/M.: Suhrkamp 1989.
- (1992), »Über die Rolle von Selbstorganisation beim Sprachverstehen.« In: W. Krohn & G. Küppers (Hg.): Emergenz: Die Entstehung von Ordnung, Organisation und Bedeutung. Frankfurt/M.: Suhrkamp 1992:293-333.
- (1994), Kognitive Autonomie und soziale Orientierung. Konstruktivistische

- tische Bemerkungen zum Zusammenhang von Kognition, Kommunikation, Medien und Kultur. Frankfurt/M.: Suhrkamp 1994 (3. Aufl. Münster: LIT 2003).
- (1996), Die Welten der Medien. Grundlagen und Perspektiven der Medienbeobachtung. Braunschweig/Wiesbaden: Vieweg 1996.
- (1998), Die Zähmung des Blicks. Konstruktivismus – Empirie-Wissenschaft. Frankfurt/M.: Suhrkamp 1998.
- (2000), Kalte Faszination. Medien · Kultur · Wissenschaft in der Medien-gesellschaft. Weilerswist: Velbrück Wissenschaft 2000.
- (2000 a), »Mediengesellschaften: Systeme operativer Fiktionen?« In: S. Hanuschek et al. (Hg.): Die Struktur medialer Revolutionen. Festschrift für Georg Jäger. Frankfurt/M.: Peter Lang Verlag 2000:13-19.
- (2000 b), »Zeit der Beschreibung. Von der Unbeobachtbarkeit der Beobachtung.« In: O. Jahraus & N. Ort (Hg.), Beobachtung des Unbeobachtbaren. Konzepte radikaler Theoriebildung in den Geisteswissenschaften. Weilerswist: Velbrück Wissenschaft 2000:21-28.
- (2001), »Media Societies: Fiction Machines.« In: C. B. Grant & D. McLaughlin (eds.): Critical Studies. Language-Meaning – Social Construction Interdisciplinary Studies. Amsterdam/New York: Rodopi 2001:11-25.
- (2003), Geschichten & Diskurse. Abschied vom Konstruktivismus. Reinbek b. Hamburg: Rowohlt 2003.
- (2004), Realitätsdiffusion & Kontingenztremor. Ein Essay zur Beiläufigkeit. Berlin: Stadtlichter Presse 2004. (Reihe: Risse im System No. 1, Hg. C. Grant).
- (2005), Lernen, Wissen, Kompetenz, Kultur. Vorschläge zur Bestimmung von vier Unbekannten. Heidelberg: Carl-Auer-Systeme Verlag 2005.
- (Hg.) (2005 a), Medien und Emotionen. Münster: LIT 2005 a.
- (2008), Systemflirts. Ausflüge in die Medienkulturgesellschaft. Weilerswist: Velbrück Wissenschaft 2008.
- (2008a), »Die Erwartbarkeit des Unerwarteten. Paradoxien und Schematisierungen im Medienprozess.« In: B. Pörksen, W. Loosen & A. Scholl (Hg.), Paradoxien des Journalismus. Theorie – Empirie – Praxis. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften 2008:313-325.
- (Hg.) (2009), Die (Un)Möglichkeit der Kommunikation. SPIEL Sonderheft 26 (2007) H. 1. Frankfurt/M.: Peter Lang.
- & Guido Zurstiege (2000), Orientierung Kommunikationswissenschaft. Was sie kann was sie will. Reinbek b. Hamburg: Rowohlt 2000.
- & Guido Zurstiege (2007), Kommunikationswissenschaft. Systematik und Ziele. Reinbek b. Hamburg: Rowohlt 2007.
- Schneider, Wolfgang Ludwig (1994), Die Beobachtung von Kommunikation. Zur kommunikativen Konstruktion sozialen Handelns. Opladen: Westdeutscher Verlag 1994.
- Scholl, Armin (2008), »Non-dualizing Philosophy and Empirical Research.« In: A. Riegler & St. Weber (Eds.), 2008:172-180.
- Schröer, Norbert (1999), »Intersubjektivität, Perspektivität und Zeichen-

- konstitution. Kommunikation als pragmatische Abstimmung perspektivgebundener Deutungsmuster.« In: R. Hitzler et al. (Hg.) 1999:187-212.
- Seel, Martin: »Bestimmen und Bestimmenlassen. Anfänge einer medialen Erkenntnistheorie.« In: DZPhil, Berlin 46, 3, 1998:351-365.
- Sextus Empiricus (1968), Grundriß der pyrrhonischen Skepsis. Hg. M. Hossenfelder. Frankfurt/M.: Suhrkamp 1968.
- Simon, Fritz B. (1993), »Mathematik und Erkenntnis: Eine Möglichkeit, die ›Laws of Form‹ zu lesen.« In: D. Baecker (Hg.), Kalkül der Form. Frankfurt/M.: Suhrkamp 1993:38-56.
- Soeffner, Hans-Georg (1989), Auslegung des Alltags – Der Alltag der Auslegung. Zur wissenssoziologischen Konzeption einer sozialwissenschaftlichen Hermeneutik. Frankfurt/M.: Suhrkamp 1989.
- & Thomas Luckmann, (1999) »Die Objektivität des Subjektiven. G. Ungeheuers Entwurf einer Theorie kommunikativen Handelns.« In: R. Hitzler et al. (Hg.), 1999:171-185.
- Spencer-Brown, George (1969), Laws of Form. London: Allen & Unwin 1969 (2. Auflage New York: Julian Press 1977).
- Stadler, Michael & Peter Kruse (1990), »Über Wirklichkeitskriterien.« In: V. Riegas & Chr. Vetter (Hg.): Zur Biologie der Kognition. Frankfurt/M.: Suhrkamp 1990:135-158.
- Schwartz, Robert (2000), »Ganz von vorne anfangen.« In: H.R. Fischer & S.J. Schmidt (Hg.): 2000:51-59.
- Spender, J.-C. (1993), »Competitive Advantage from Tacit Knowledge?« In: Academy of Management Best Papers Proceedings 8-11, 1993:37-41.
- (1998), »Pluralist Epistemology and the Knowledge-Based Theory of the Firm.« In: Organization 5 (2) 1998:33-256.
- Stauder, Martin (2008), »Meaning and Definition in Non-Dualism. A Formalization and Extension.« In: A. Riegler & St. Weber (Eds.), 2008: 231-248.
- Steinmüller, Karlheinz (Hg.) (1993), Wirklichkeitsmaschinen. Cyberspace und die Folgen. Weinheim – Basel: Beltz 1993. (ZukunftsStudien Bd. 11)
- Stegmüller, Wolfgang (1954), Metaphysik, Wissenschaft, Skepsis. Frankfurt/M. – Wien: Humboldt 1954.
- Straub, Jürgen (1994/95), »Identität und Sinnbildung. Ein Beitrag aus der Sicht einer handlungs- und erzähltheoretisch orientierten Sozialpsychologie.« In: Jahresbericht ZIF, Universität Bielefeld, 94/95:42-90.
- Thiedeke, Udo (1999), »Der Schein des Seins. Mediale Kommunikation und informationelle Differenzierung der Gesellschaft.« In: Medial Turn. Die Medialisierung der Welt. Medien Journal 1, 1999:29-40.
- Tremel, Alfred K. (1997), Klassiker. Die Evolution einflussreicher Semantik. Sankt Augustin: academia verlag 1997.
- Vaassen, Bernd (1996), Die narrative Gestalt(ung) der Wirklichkeit. Grundlagen einer postmodern orientierten Epistemologie der Sozialwissenschaften. Braunschweig – Wiesbaden: Vieweg 1996 (Wissenschaftstheorie. Wissenschaft und Philosophie Bd. 44).

- Waldenfels, Bernhard (1998), »Experimente mit der Wirklichkeit.« In: S. Krämer (Hg.): Medien Computer Realität. Wirklichkeitsvorstellungen und Neue Medien. Frankfurt/M.: Suhrkamp 1998:213-243.
- (1990), Der Stachel des Fremden. Frankfurt/M.: Suhrkamp 1990.
- Watzlawick, Paul; Bevin, Janet H. & Donald D. Jackson (1967), Pragmatics of Human Communication. New York: Norton 1967.
- Weber, Stefan (1996), Die Dualisierung des Erkennens. Zu Konstruktivismus, Neurophilosophie und Medientheorie. Wien: Passagen Verlag 1996.
- (2003), »Jenseits der Science Wars. Ein non-dualistisches Modell von Natur und Kultur als Antwort auf wieder erstarkte Essentialismen.« In: O. Jahraus & St. Weber (2005), Non-dualistische Medientheorie. Eine philosophische Grundlegung. Konstanz: UVK 2005.
- Weibel, Peter (2000), »Medien und Realität: Landkarte und Land. Von der medialen Konstruktion der Wirklichkeit.« In: G. Zurstiege (Hg.) 2000: 193-196.
- Weischenberg, Siegfried (1992), Journalistik 1. Medienkommunikation: Theorie und Praxis. Opladen: Westdt. Verlag 1992.
- (1995), Journalistik 2. Medientechnik, Medienfunktionen, Medienakteure. Opladen: Westdt. Verlag 1995.
- Weizsäcker, Carl F. von (1980), Der Garten des Menschlichen. Beiträge zur geschichtlichen Anthropologie. München: Hanser 1980.
- Welsch, Wolfgang (1998), »Wirklich. Bedeutungsvarianten – Modelle – Wirklichkeit und Virtualität.« In: S. Krämer (Hg.): Medien Computer Realität. Wirklichkeitsvorstellungen und Neue Medien. Frankfurt/M.: Suhrkamp 1998:169-212.
- (2000), »Verteidigung des Relativismus.« In: H.R. Fischer & S.J. Schmidt (Hg.) 2000:29-50.
- (2000 a), »Richard Rorty: Philosophie jenseits von Argumentation und Wahrheit?« In: M. Sandbothe (Hg.): Die Renaissance des Pragmatismus. Aktuelle Verflechtungen zwischen analytischer und kontinentaler Philosophie. Weilerswist: Velbrück Wissenschaft 2000:167-192.
- Wiesing, Lambert (2008), »Was sind Medien?« In: St. Münker & A. Roesler (Hg.), Was ist ein Medium? Frankfurt/M.: Suhrkamp 2008:235-248.
- Willke, H. (1987), »Strategien der Intervention in autonome Systeme.« In: D. Baecker et al. (Hg.), Theorie als Passion (N. Luhmann zum 60. Geburtstag). Frankfurt/M.: Suhrkamp 1987:333-361.
- Wittenberg, Alexander I. (1957), Vom Denken in Begriffen. Mathematik als Experiment des reinen Denkens. Basel-Stuttgart: Schwabe Verlag 1957.
- Wittgenstein, Ludwig (1960), Philosophische Untersuchungen. Frankfurt/M.: Suhrkamp 1960.
- Wright, Edmond (2005), Narrative, Perception, Language, and Faith. Basingstoke – New York: Palgrave Macmillan 2005.
- Ziemke, Axel & Konrad Stöber (1992), »System und Subjekt.« In: S.J. Schmidt (Hg.), Kognition und Gesellschaft. Der Diskurs des Radikalen Konstruktivismus 2. Frankfurt/M.: Suhrkamp 1992:42-75.

- Zierold, Martin (2006), Gesellschaftliche Erinnerung. Eine medienkulturwissenschaftliche Perspektive. Berlin/New York: W. de Gruyter 2006.
- Zitterbarth, Walter (1991), »Der Erlanger Konstruktivismus in seiner Beziehung zum konstruktiven Realismus.« In: M.F. Peschl (Hg.): Formen des Konstruktivismus in der Diskussion. Wien: Universitätsverlag 1991: 73-87.
- (1996), »Reflexionen zu einer kulturalistischen Theorie der Lebenswelt.« In: D. Hartmann & P. Janich (Hg.) 1996:264-284.
- Zurstiege, Guido (Hg.) (2000), Festschrift für die Wirklichkeit. Wiesbaden: Westdt. Verlag 2000.

Siegfried J. Schmidt

Kalte Faszination

Medien · Kultur · Wissenschaft in der Mediengesellschaft

2000 · 407 Seiten · ISBN 978-3-934730-20-5

Gesellschaften brauchen griffige Formeln zur Selbstbeschreibung. Dazu gehören seit einiger Zeit »Mediengesellschaft« und »Medienkultur«. In die Kontroversen um die Begründung und Verwendung solcher Formeln mischt sich Siegfried J. Schmidts konstruktivistischer Entwurf einer Medienkulturwissenschaft ein und führt vor, welche Beobachtungs- und Beschreibungsmöglichkeiten man mit einem konstruktivistischen Ansatz gewinnt.

Siegfried J. Schmidt

Unternehmenskultur

Die Grundlage für den wirtschaftlichen Erfolg von Unternehmen

2004 · 255 Seiten · ISBN 978-3-934730-75-5

Wer die Wirtschaft nicht kulturell zu verstehen lernt, kann langfristig die Wirtschaft weder verstehen noch wirtschaftlichen Erfolg haben. So lautet das Resultat dieser kommunikationswissenschaftlichen Analyse von Prozessen, die wir »Unternehmen« nennen. Dabei geht es nicht um eine Alternative zur Analyse der wirtschaftlichen Seite von Unternehmen, sondern um deren Fundierung.

Siegfried J. Schmidt

Systemflirts

Ausflüge in die Medienkulturgesellschaft

2008 · 232 Seiten · ISBN 978-3-938808-41-2

In der Medienkulturgesellschaft, in der wir heute leben, vollziehen sich die Interaktionen zwischen sozialen Systemen unter den Bedingungen voller Einsicht in die Medialität aller unserer Weltverhältnisse. Deshalb ist dieses Buch in erster Linie daran interessiert, Beobachtungs- und Beschreibungsperspektiven im Hinblick auf diese »Systemflirts« auszuprobieren. Denn alle Medien- und Kulturtheorien sind kulturell Kinder von Medienkulturgesellschaften und keine neutralen Beobachtungen und Beschreibungen.